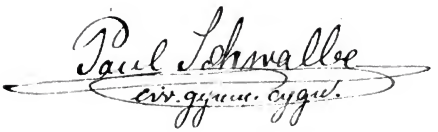
UC-NRLF
$B 402 505

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID



Paul Schwalbe
civ. gymn. cygn.

Bilder und Scenen

aus dem

Natur- und Menschenleben

in den fünf Haupttheilen der Erde.

Nach vorzüglichen Reisebeschreibungen

für die reifere Jugend ausgewählt und bearbeitet

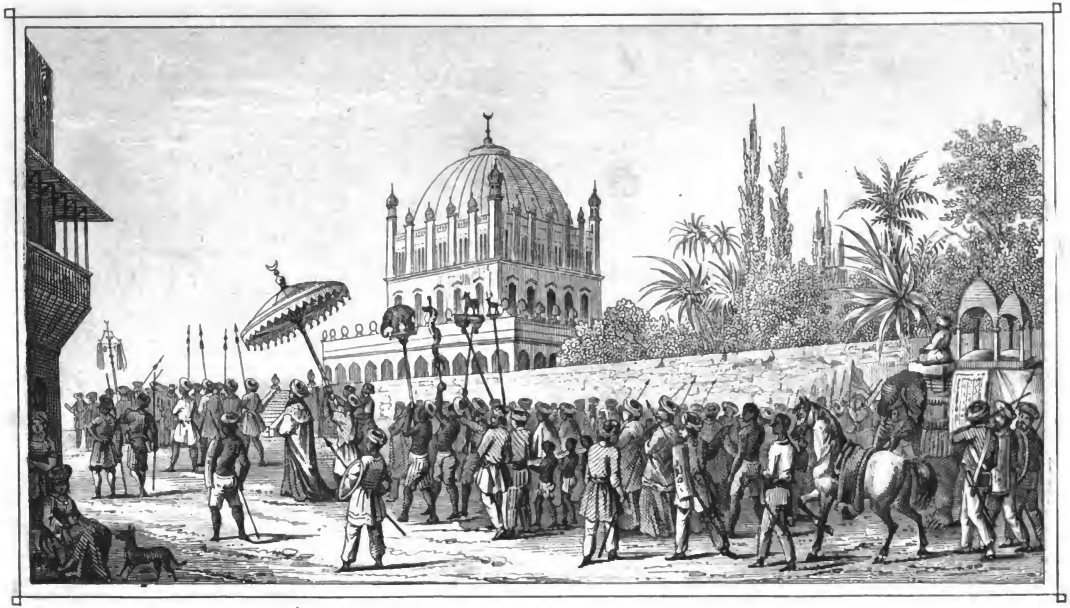
von **A. W. Grube.**

Eine Festgabe in 4 Theilen mit Bildern und feinen Holzschnitten.

I. Theil: **Asien** und **Australien.**

Stuttgart, 1852.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.



Festaufzug eines javanischen Fürsten.

Bilder und Scenen

aus

Asien und Australien.

Nach vorzüglichen Reisebeschreibungen

für die reifere Jugend ausgewählt und bearbeitet

von **A. W. Grube.**

Mit Abbildungen.

Stuttgart, 1852.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Printed in Germany

DS7
G7

Vorwort.

Vor dem Schwalle von Unterhaltungsschriften, womit unsere Jugend alljährlich überschüttet wird, können wir dieselbe nur dadurch retten, daß wir Schriften in's Leben rufen, die auch das „Amüsement" nicht aus dem Auge verlieren, die aber eine festbestimmte Rücksicht auf eine tiefer gehende Bildung verfolgen und eine organische Stelle im Entwickelungsgange des jungen Menschen einnehmen. In der Auswahl der Lektüre für die Jugend herrscht zur Zeit noch eine schreckliche Verwirrung, und die Eltern und Erzieher sollten es sich mehr angelegen seyn lassen, System in diese Seite der Erziehung zu bringen. Erst dann werden Naturkunde, Geographie und Geschichte zur Würde von Humanitäts-Studien sich erheben können, wenn die Privatlektüre dem Unterricht in die Hand arbeitet.

Das ist Ein Punkt, den ich bei Abfassung dieser Schrift vor Augen hatte. Ein zweiter ist der:

M315941

Wir müſſen immer mehr von der alten beliebten Weiſe iſolirter Naturbetrachtung zurückkommen, nach welcher wir unſern Schülern und Zöglingen ein Thier oder eine Pflanze wie einen Holzſchnitt auf der leeren Fläche weißen Papiers vorführten, anſtatt im lebendigen Zuſammenhange und Miteinander des ganzen Naturlebens, aus welchem der einzelne Naturkörper hervorgegangen iſt und in welchem er ſeine lebendige Exiſtenz hat. Wir müſſen die Jugend ſchon frühzeitig daran gewöhnen, das Naturleben in ſeiner Wechſelwirkung mit dem Menſchenleben zu betrachten; denn die Natur gewinnt erſt ihr Verſtändniß durch den Menſchen — und umgekehrt, ſoll der Knabe und das Mädchen zu einer wahrhaften Menſchenkenntniß gelangen, ſo müſſen ſie vor Allem die natürliche Seite des Menſchenlebens, ſeine Wechſelwirkung mit der Natur, recht anſchauen und beobachten lernen. Darum ſind geographiſche Bilder in dieſem Sinne eben ſo viel Vorſtufen und Vorſchulen für die Pſychologie, und zwar für die konkrete, anſchauliche, wie ſie der Jugend frommt.

Noch einen dritten Punkt muß ich hier kurz berühren. Ich habe mich nicht dazu entſchließen können, die Reiſeſchilderungen ſo zu bearbeiten, daß ich meine Darſtellung ganz an die Stelle des Vorgefundenen ſetzte; ich hatte

das auch um so weniger nöthig, als ich nur Werthvolles und Musterhaftes ausgewählt habe. Gute Darstellungen aus der Naturkunde oder Geographie oder sonst einer Wissenschaft haben auch einen bedeutenden ästhetischen Charakter, den man gleicherweise wie an poetischen Schriftwerken und Produktionen respektiren soll. Namentlich muß ich hier dankend des „Auslandes" erwähnen, einer Zeitschrift, die zu den bedeutendsten und rühmlichsten Thaten gehört, welche der deutsche Buchhandel aufzuweisen hat, und die nicht blos für die Gelehrten und Gebildeten, sondern auch für die zu bildende Jugend die reichsten Schätze in bester Auswahl fort und fort zu Tage fördert. Ich konnte für meinen Zweck aus keiner bessern Quelle schöpfen. Sodann habe ich auch Manches von unserm wackern J. G. Kohl herangezogen. Der Mann hat ein seltenes Talent, lebendig die Eindrücke seiner Reisen zu empfangen und lebendig sie wiederzugeben und anschaulich zu gruppiren. Schade, daß er sich oft zu sehr in behaglicher Breite verliert; ich wünschte, er entschlöße sich einmal zu einem Auszuge aus seinen Reisewerken für die Jugend, worin dann eo ipso das Wesentlichste und Werthvollste vereinigt wäre. Kohl darf sich rühmen, für die Jugend wie für die Erwachsenen gleich anziehend und verständlich zu schreiben. —

Auf äußere Vollständigkeit konnte ich es nicht absehen wollen; ich habe für jeden Erdtheil nur einige charakeristische Seiten hervorgehoben, aber eben, daß es charakteristische Seiten sind, ersetzt im Gehalt, was an der Ausdehnung abgeht. Und meinem Bemühen, so viel als möglich Gediegenes mitzutheilen, ist der Herr Verleger nach Kräften zu Hülfe gekommen, indem er dem Werke eine schöne Ausstattung verliehen, mit welcher die freundlichen Leser gewiß zufrieden seyn werden.

Hard am Bodensee, im Oktober 1851.

A. Grube.

Asien.

Mit Asien machen wir billig den Anfang, denn es ist die Geburtsstätte der Menschheit, die Wiege der Völker, der Urſitz aller Gesittung. Die ganze alte Geschichte hat in Asien ihren Angelpunkt, von Asien aus sind die Völker vorgedrungen über Nordafrika und Europa, und haben die Bildung nach Westen getragen bis nach Amerika; wie die Kultur des letzteren eine Tochter ist der europäischen, so ist Europa eine Tochter von Asia. Ehe man noch wußte, daß ein Festland Europa als Anhängsel des großen asiatischen Kontinents vorhanden sei, vielleicht ehe noch ein Hirt oder Jäger über die Wolga und den Ural hinausgedrungen war, blüheten im Orient schon Weltreiche, herrschten mächtige Könige in prächtigen Palästen und großen Städten über Millionen von Unterthanen, forschten schon Weise in den Geheimnissen der Sterne, ließen schon Priester zur Ehre der Götter ober- und unterirdische Tempelhallen bauen, kämpften schon Völker mit Völkern auf Leben und Tod. Aber diese frühe und glänzende Bildung ist auf Einem Punkte stehen geblieben, das Völkerleben hat sich unter dem Despotismus der Herrscher verknöchert, die Asiaten sind alte unmündige Kinder. Schon 400 Jahr vor Christo, als die mächtigen Perserkönige das kleine Griechenvolk

mit dem Gewicht ihrer Heere zertrümmern wollten, zeigte sich's, daß asiatischer Glanz in seiner Hohlheit und Nichtigkeit zerrann vor europäischer Kraft. Der schönste, begabteste, kraftvollste Menschenstamm, die kaukasische Race, ist wohl in Asien geboren, aber erst in Europa zur Entwickelung seiner Kraft gelangt. Und das Christenthum, das ein neues Leben in die versunkene Menschheit brachte, ist wohl auf asiatischem Boden entsprossen, aber das junge Pflänzchen mußte von Asien nach Europa getragen werden, um hier zum großen schattigen Baume mit Blüthen und Früchten reich geschmückt empor zu wachsen.

Der Bildungsstrom, der von Europa jetzt nach allen Gegenden der Erde sich ergießt, wendet sich aber auch nach Osten zu seinem Quellande zurück, und es scheinen zwei große Nationen, die Engländer und die Russen, von der Vorsehung dazu ausersehen, die asiatischen Völker aus ihrem geistigen Schlaf aufzurütteln und neues Leben in den starren Massen anzufachen. Freilich, zur Höhe des europäischen Lebens wird sich Asien nimmer emporschwingen, denn himmelhohe Berge, weite ungeheure Steppen und Sandwüsten, unfruchtbare Hochflächen trennen hier die Menschen weit mehr als in Europa, wo die Nationen mehr und mehr zu Einer großen Völkerfamilie zusammenschmelzen. Die Hochflächen der Tartarei und Mongolei werden immer von Nomadenhorden durchzogen werden, und das sibirische Tiefland, allein schon so groß als ganz Europa, ist nur in seiner Südzone kulturfähig, und der nördliche Theil leidet unter der strengen Kälte des langen Winters. Hinwieder nimmt das Wunderland Indien, das asiatische Italien, durch die Pracht und Ueppigkeit seiner Natur

die Sinne gefangen und versenkt den Geist in ein träumerisches Stillleben, während die reiche Inselwelt von Ceylon, Java, Sumatra, Borneo und den Gewürzinseln unter den Gluthen der heißesten Sonne erseufzt und alle Thatkraft danieder hält. Die gemäßigteren Länder aber, wie die Türkei, Persien, das eigentliche China und Japan sind trotz der günstigeren Natur nicht zu geistiger Entwickelung und bürgerlicher Freiheit fortgeschritten: von Westen bis nach Osten derselbe Despotismus der Herrscher, derselbe Sklavensinn der Beherrschten. Die Religion Muhameds war ein loderndes Feuer, das eine Zeit lang von Arabien aus die angrenzenden Völkerstämme mit neuer Thatkraft beseelte, aber es war vorübergehend, und konnte den Funken wahrer Geistesbildung nicht entzünden. So sehen wir denn jetzt bei den gebildeteren asiatischen Völkern nur noch Ueppigkeit und Schlaffheit, das türkische Reich in Asien ist so morsch wie das in Europa; das alte Indien ist todt, die Religionen haben ihre Heiligkeit, die alten Schriftwerke ihr Verständniß, die alten Sitten ihre Bedeutung verloren, obwohl der feingebildete Hindu noch lange den europäischen Eindringlingen seinen zähen Widerstand entgegensetzen wird. China, die „Blume der Mitte", ist eine welkende Blume, ein mit Menschen überfülltes Haus, das den Einsturz droht. Kräftiger noch und bildsamer im Innern steht das Inselreich Japan da, das politisch genug ist, streng gegen fremde Völker sich abzuschließen, um seine Unabhängigkeit zu bewahren.

Der Charakter des geistigen Lebens im Morgenlande ist Einförmigkeit; doch um so mannigfaltiger erscheint das natürliche Leben des Menschen, um so verschiedener sind seine Sitten, seine Körperbildung, seine

Sprache, Lebensart und Betriebſamkeit — entſprechend dem aſiatiſchen Kontinente ſelber, der in ſeinen natürlichen Verhältniſſen von allen Erdtheilen die größte Mannigfaltigkeit darbietet. In keinem Erdtheile ſind die klimatiſchen Verhältniſſe ſo eigenthümlich und verſchiedenartig wie in Aſien. Seine große Ausdehnung umfaßt alle Zonen. Der im hohen Norden wohnende Polarmenſch, der Samojede, Tſchuktſche, Oſtjäke, nicht viel über 4 Fuß hoch, und wiederum der ſchwarze, wollhaarige Inſulaner auf Borneo in Sumatra; dann die Kaukaſusſtämme der Armenier, Afghanen, Perſer mit regelmäßiger ſchöner Geſichtsbildung, hoher Stirne, großem Auge, langer etwas gebogener Naſe, rothen Wangen und weichem braunem oder ſchwarzem Haar, — welch ein Unterſchied von dem hellbraunen Hinterindier, der mit einem ſchwarzen lockigen Haar, eine platt gedrückte Naſe und einen großen hervorſtehenden Mund vereinigt; — und wiederum von dem Chineſen mit plattgedrücktem Geſicht, ſchiefliegenden enggeſchlitzten Augen und hervorſtehenden Backenknochen!

Wie die Menſchenwelt zeigt auch die Thier- und Pflanzenwelt die mannigfaltigſten Formen. Es iſt, als ob die Natur ihren Erſtgeborenen als Vorbild für alle anderen Welttheile ausgeſtattet und den Reichthum aller in Aſien vereinigt hätte. Im hohen Norden, bei faſt ewigem Winter iſt kaum noch ein Moos oder eine Flechte, weniger noch ein Strauch; nur Seehunde und Eisbären bewohnen die eiſige Küſte. Weiter in's innere Land des Nordens kommen die Pelzthiere, welche als Jagdwild auch den Menſchen in die unwirthlichen Gegenden ziehen, und ihm Schutz vor dem Winterfroſt gewähren. In Mittelaſien wechſeln Salzſteppen und Sandwüſten mit

den schönsten Grasebenen, auf denen das wilde Pferd oder vielmehr das Maulthier mit hirschartigem Halse, Dschiggetai genannt, sich tummelt. In den schönen Hochthälern des Himalayagebirges, des höchsten Gebirges der Erde, wachsen unsere Getreidearten wild. Steigt man dann aber bis zu den südlichen Halbinseln und Inseln hinab, so zeigt sich die üppigste Fülle der gewürzreichsten Früchte; in den dichtverschlungenen Wäldern brechen Elephantenheerden sich Bahn und im sumpfigen Rohr lauert der Tiger auf seine Beute. Der heiße Gürtel Asiens hat uns den Kaffeebaum und das Zuckerrohr geschenkt, welche dann wie die Völker nach Westen gewandert sind; die Gluth der Sonne veredelt die Pflanzensäfte zu Gewürzen, Balsam und Heilmitteln aller Art. Kein Land bietet eine größere Auswahl von Fruchtbäumen dar; alle unsere edleren Obstsorten stammen aus Persien, Syrien, Kleinasien. In Hindostan blüht die Königin der Palmen, die Kokospalme in einer Höhe von 60 bis 80 Fuß, und überschüttet die Menschen mit ihrem Segen. Neben dieser Fürstin stehen als Vasallen die Wein-, Areca-, Sago-, Dattel- und Schirmpalmen, und die dem Hindu heilige Baniane (ficus bengalensis), deren Aeste sich in einem rechten Winkel zur Erde senken und aus dieser wieder einen neuen Stamm treiben, so daß ein einziger Baum in gewisser Zeit einen ganzen Wald zu schaffen vermag.

So ist der große Erdtheil, von dem ich dir jetzt einzelne charakteristische Bilder mittheilen will. Ich führe dich zum hohen Kaukasus, der mit seinen kühnen und kräftigen Räubervölkern drohend in's europäische Rußland hineinschauet; zum Südwest, dem wüstenreichen und mit Datteln gesegneten Arabien, der Heimath des Pro-

pheten; dann zum äußerſten Oſten, nach Japan, das in alter Bildung mit China wetteifert, aber viel edlere Bewohner hat als die kriechenden türkiſchen Chineſen es ſind. Du mußt auch in's kalte Sibirien zu den Ufern der reißenden Lena, und einer Zobeljagd mit beiwohnen; und wenn du in der rauhen kalten Polarluft nach Hitze verlangſt, magſt du mit den Flügeln deiner Phantaſie über die Hochflächen der Tartarei und die Eisſpitzen des Himalaya hinweg nach Vorderindien eilen, und mit den Hindugläubigen das Marktfeſt am Nerbudda feiern. Verlangſt du aber aſiatiſche Wilde zu ſehen, ſo führe ich dich zu den Dajak's auf Borneo, die mit dem Orangutang in guter Bekanntſchaft leben, aber mit denen nicht gut Kirſchen eſſen iſt. In Java endlich triffſt du europäiſche Kaufleute, aſiatiſche Despoten und Tiger als Schauſpieler. Was willſt du mehr? Vorläufig mußt du ſchon zufrieden ſein, denn obſchon ich noch gern einige Bilder aus dem Inneren von Aſien hinzugefügt hätte, mußte ich doch noch Raum behalten für Auſtralien, das auch des Intereſſanten mancherlei enthält, aber für uns Europäer noch ein verſchloſſenes Buch iſt, worin wir erſt leſen lernen müſſen. Die Auſtralneger ſtehen auf der unterſten Stufe menſchlicher Bildung; ihre Tänze aber wirſt du eigenthümlich finden, und ihren Appetit höchſt ſonderbar. Sie werden indeß, dieſe unappetitlichen Schwarzen, die längſte Zeit getanzt und Schlangen gegeſſen haben; vor der europäiſchen Kultur ſchwinden ſie dahin wie die Indianer Amerika's.

Erster Abschnitt.

Ein Blick auf die Provinz Irkutsk. *)

Sibirien ist ein Schreckenswort in den Ohren des russischen Volks. Unter dem Namen Sibirien versteht man einen Verbannungsort, der verbrecherische, von der Gesellschaft ausgestoßene Menschen enthält, eine Art Festung oder Sträflingsanstalt, deren Grenzen gleich hinter den Mauern des Ural beginnen. Und da, meint man, müsse auch die Natur sogleich unwirsch und schlecht werden. Dieß letztere ist aber keineswegs so schlimm, als man denkt. Wer jenseits des Ural gewesen ist und Sibirien mit Aufmerksamkeit betrachtet hat, der findet, daß selbst diejenigen Orte, welche den Verbrechern und den von russischer Polizeigewalt Verbannten angewiesen sind, einen ganz erträglichen Anblick darbieten. Die Regierungsbezirke von Tobolsk, Tomsk, Jeniseisk und Irkutsk bis zur Provinz Jakutsk, sie sind in ihrem Ueberfluß an Lebensbedürfnissen manchen Bezirken des europäischen Rußlands vorzuziehen. Das Land ist noch nicht so ängstlich vertheilt, und man kann Feld und Wald umsonst haben. Wofern der Ansiedler nicht träge ist, pflügt er den Boden wo es ihm beliebt, erntet er Korn und Heu, schlägt Holz, fängt Fische und Wild, treibt Viehzucht und alle andere landwirthschaftlichen Geschäfte, kurz er lebt sorglos und

*) Vgl. Ausland (1845, 141).

mit seinem Zustande zufrieden. Freilich, der aus seinem europäischen Vaterlande gewaltsam Ausgestoßene, der fern von den Seinigen und fern von dem Umgange gebildeter Menschen seine Tage hinbringen muß, wird nie die Sehnsucht nach seiner Heimath überwinden. Aber das russische Volk lebt in vieler Beziehung in Sibirien besser und ist ohne Vergleich reicher und wohlhabender, als im Innern Rußlands.

In den westlichen Theilen Sibiriens ist noch Alles entschieden russisch: russisch ist Sprache und Religion, russisch sind Sitten und Gewohnheit. Das wahrhaft asiatische Sibirien beginnt erst mit der Provinz Jakutsk, wo nichts mehr an Europa erinnert. Dieser Landstrich ist so schwach von Russen bevölkert, daß selbst an den Ufern des größten Stromes, der Lena, welche im Winter und Sommer als Straße von Irkutsk nach Jakutsk dient, auf einer Strecke von 30 bis 40 Werften nur einige kleine russische Dörfer sich finden, welche die Post besorgen und auch nur deshalb angelegt sind. Aber auch dieser spärlichen Bevölkerung ist durch den unaufhörlichen Verkehr mit den Waldbewohnern an der Lena, nämlich mit den Jakuten und wandernden Tungusen ein ganz asiatischer Charakter aufgedrückt; sie suchen ihren Unterhalt lieber mit Pulver und Blei, als mit dem Pflug und der Sense, und in den undurchdringlichen Nadelwäldern, womit die Felsen und Schluchten an der Lena bedeckt sind, ist es in der That auch natürlicher von der Jagd zu leben, als von Viehzucht und Ackerbau, wofür die Gegend weniger geeignet ist. Da es für die Weide keine Ebenen gibt, so ersteigt das Vieh die mit Gras bewachsenen Felsen, von denen es beim geringsten Fehltritt in das Wasser der Lena oder in die Schluchten

an ihren Ufern hinabstürzt, so daß auf diese Weise ebenso viel Vieh durch Unglücksfälle wie durch die wilden Thiere umkommt. Namentlich bringen die Unwetter Gefahr, wo die Bäume selbst, deren Wurzeln in dem leichten Erdreich das die Felsen bedeckt nicht tief einschlagen konnten, in die tiefe Lena hinabstürzen, und zwar in solcher Zahl, daß der Marsch der Reisenden auf mehrere Tage dadurch verzögert wird.

Bei einem solchen Zustande des Landes darf man sich also nicht wundern, daß Viehzucht und Ackerbau nicht blühen, und wenn man in den jakutischen Landstrich reist, so findet man selbst in einem Posthause fast niemals ein Stückchen Rindfleisch oder Brod, wenn man es auch noch so gut bezahlen wollte, und man muß sich deshalb in einer Stadt mit den nöthigen Mundvorräthen versehen. Im Winter muß man für die Reise sich russische Pasteten machen, Kohlsuppe kochen, russisches Brod backen und alles dies gefrieren lassen, um es in den Posthäusern von Irkutsk und Jakutsk stückweise auf den Kaminen aufthauen zu lassen; sonst stirbt man Hungers.

Die Kamine sind das einzige Gute, was man in dem Jakutenlande findet; die freundliche Flamme ist nach dem mühseligen öden Wege das ächte Symbol asiatischer Gastfreundschaft. Die Flamme reinigt zugleich die Luft von den üblen Gerüchen des schlechten Tabacks, den die Eingebornen rauchen, und der schmutzigen Menschen selbst, die mit dem Vieh unter einem Dache wohnen. Alles Andere außen dem Ofen steht bei den Bewohnern der jakutischen Provinzen noch auf der ersten Stufe der Entwickelung, und trägt den Stempel der Wildheit. Der Jakute verzehrt Alles, ausgenommen Hunde: er ißt

Fichtenrinde, gefallenes Vieh, Maulwürfe und Mäuse. An Festtagen und Hochzeiten trinkt er zerlassene Butter und Stutenmilch, aus der er sein Lieblingsgetränk, den Kumys, bereitet. Es sind jetzt über 200 Jahre verflossen, seit die Jakuten russische Unterthanen wurden und zugleich den christlichen Glauben annahmen; aber dennoch sind sie unbeweglich stehen geblieben, und die Stadt Jakutsk, der Gründung nach viel älter als Irkutsk, ist doch im Vergleich mit dieser ein bloßes Dorf.

Doch fehlt es den Jakuten durchaus nicht an den nöthigen Anlagen. Die jakutischen Zimmerleute, welche in den Städten den Russen Häuser bauen, übertreffen die russischen Zimmerleute an Sauberkeit ihrer Arbeit; sie arbeiten langsamer, aber schöner und fester. Es gibt unter den Jakuten Schmiede und Schlosser, welche so scharfe Messer liefern, daß die Jakuten selbst und auch manche Russen sich damit anstatt der Rasirmesser den Bart scheeren. Es gibt Drechsler, welche ohne Anweisung, bloß nach Zeichnungen, aus Knochen Kämme und Schatullen ausschneiden, so schön, daß man sie in Rußland als Zierrathen kauft. Die Frauen wissen aus Pferdehäuten bunte Teppiche zu nähen, welche in den Häusern der Russen zum Decken des Bodens dienen und bei der großen Kälte, welche im Winter auf 49° R. steigt, den Boden warm halten. Der Jakute ist also keineswegs einfältig und ungeschickt.

Aber der Hauptgrund, weshalb er durchaus nicht fortschreitet, liegt in der Undankbarkeit des Bodens den er bewohnt und im Klima, das aller Anstrengungen spottet. Der Boden ist in der Provinz Jakutsk ewig gefroren, er thaut nie über eine Arschine*) tief auf, die

*) 3 Arschinen = 1 Faden = c. 6 Fuß

Leichen gefrieren immer, und bleiben, ohne einbalsamirt zu sein, unversehrt; selbst die Kleider, die sie tragen, bleiben wie sie sind. Der Winter dauert 7 Monate, und in der Mitte Novembers bis Mitte Februars hat man selten unter 25° R. Kälte. Der Sommer ist heiß aber kurz, nur 4—5 Monate sind ohne Schnee. Das hindert jedoch nicht, in den Ebenen und Niederungen den Boden zu bauen. Feld- und Gartenfrüchte wachsen mit einer unglaublichen Schnelligkeit: — am Abend sieht man noch auf den Feldern Alles öde und grau, und am nächsten Tage gegen Mittag findet man den Boden nicht bloß grün, sondern schon mit einzelnen Blumen geziert. Ebenso rasch entwickelt sich der Saamen, welchen man dem Boden anvertraut: anderthalb Monate nach der Aussaat kann man die Früchte seines Fleißes erndten. Diese ungewöhnliche Triebkraft im Wachsthum der Pflanzen beruht auf 2 Haupturſachen; der ewig gefrorene Boden bleibt an seiner Oberfläche immer feucht, und die Sonne wirkt ohne lange Unterbrechung, denn im Anfang des Sommers geht sie fast nicht unter, und leuchtet und wärmt beinahe 24 Stunden lang.

Darum würden sich dennoch die Schwierigkeiten des Klima's einigermaßen besiegen lassen, wenn die Einwohner mehr zum Ackerbau ermuntert würden. Da sich ihre Anzahl beinahe auf 100,000 vermehrt hat, und mit der Ausbreitung der Wohnungen die Jagd sich vermindert: so wird der Ackerbau das einzige Mittel bilden, die Provinz ihrer kläglichen Lage zu entreißen. Es würde keine sehr lange Zeit erfordern, um dieß jetzt öde Steppenland, das sich vom Stanowoi-Gebirge bis an's Eismeer ausdehnt, und fast zwei Drittheile des ungeheuren Gouvernements Irkutsk einnimmt, in ein blühendes Land

mit lebhaftem Handel und selbst einer Industrie zu verwandeln. Dieß läßt sich indessen nicht ausführen, als bis das Land ganz russisch geworden und von russischen Ansiedlern bewohnt ist. Dann erst wird man Schulen und andere Lehranstalten gründen können, und das bis jetzt mit russischer Herrschaft nur maschinenmäßig angenommene Christenthum wird bessere Wurzeln schlagen. Dann wird der jetzt lügnerische, tückische und hinterlistige Jakute ein redlicher Mann werden, und aus seiner Mitte werden nicht mehr nackte Vagabunden und Räuber hervorgehen, die bei dem jetzigen Zustande des Landes gar nicht einzufangen sind.

Der Salmenfang am Baikal-See.

In dem kleinen Dorfe Tschertowkina, etwa eine halbe Stunde von der großen Straße auf dem Ufer des Selengâstromes, nahe an dessen Mündung in den Baikal, steht eine Reihe hölzerner Buden, welche einen ärmlichen Kaufhof bilden und mit Waaren angefüllt werden für das Zusammenströmen der Bauern, die sich alle Jahre einen Monat hier aufhalten, und im Laufe desselben fast alle Waaren aufkaufen. Nämlich am Ende Julius oder Anfangs August, wenn die Salmen aus dem Baikal-See die Selenga hinaufgehen, um zu laichen, strömt eine Menge Menschen jeden Geschlechts und Alters aus der Umgegend herbei, um sich mit dem Fange dieser Fische zu beschäftigen. Dann ist das ganze Ufer mit

Schiffen, Barken und Kähnen jeder Größe besäet, in welchen die Fischer wohnen, da in dem Dorfe selbst an ein Unterkommen nicht zu denken ist. In den Straßen drängt sich die summende Menschenmenge; hier und da sieht man Strohhütten erbaut, in denen ganze Familien hausen. Geschrei und Weinen der Kinder, Lärmen und Possen werden übertönt von fröhlichen Gesängen und rauhen Männerstimmen. Plötzlich aber schweigt Alles, und kaum hört man ein Geflüster, das dem Summen der Bienen gleicht, — die sitzenden Gruppen stehen schnell auf und Alles, ohne Unterschied des Alters verbeugt sich ehrerbietig und weicht eilfertig zurück. — Es erscheint nämlich der Aufseher, der mit einer gewichtigen Amtsmine und gemessenen Schritten in Begleitung einiger Kosaken daher schreitet. Er blickt Alle stolz und verächtlich an, zieht die Augenbraunen zusammen, um sich ein furchtbares Ansehen zu geben, und antwortet nur selten mit einem leichten Kopfnicken auf die allgemeine höfliche Begrüßung. Er ist der Alleinherrscher an diesem Orte, vor ihm kriecht Alles, denn von ihm hängt es ab, Leute vom Fischfang zurückzuweisen, und sie — unter dem Vorwande von Lärm oder Völlerei — zu bestrafen. Endlich hat er seine Inspektion vollendet, er entfernt sich, zufrieden mit sich selbst und seinen kurzen Anordnungen, und das ganze Schauspiel zeigt von Neuem Leben und Fröhlichkeit.

Die sibirischen Salmen gleichen einigermaßen dem holländischen Schellfisch. Die Fischer erkennen den Zug der Salmen, wenn die Aeschen anfangen in die Netze zu fallen; und eine Menge Möven und Wasserraben sich auf dem Wasser zeigen. Außerdem ist zu bemerken, daß diese Fische sich häufig auf den Weg machen, wenn ein

feiner Regen, „Salmenregen" genannt, einige Tage angedauert hat.

Um diese Zeit vertheilen sich die Fischer an den Orten, wo die Netze ausgeworfen werden sollen; die Selenga bedeckt sich mit Booten, in denen sie von einem Fahrwasser in's andere hinüberfahren, um zu beobachten, wann die Fische kommen. Bei Nacht werden aus demselben Grunde auf den Schiffen Laternen angezündet, und der Fluß scheint illuminirt, als würde ein Fest gefeiert. Die Nachricht vom Zuge der Salmen erregt große Freude, diese darf sich aber nicht laut äußern, denn Lärm und Geschrei können die Fische verjagen. Diese Salmen ziehen immer in geschlossener Phalanx, die mit der größten Ordnung eingehalten wird.

Nun ist Alles voll Thätigkeit und Geschäftigkeit, ohne daß jedoch der ringsherum herrschenden Stille Eintrag geschähe. Einige fahren hinaus, um Netze auszuwerfen, Andere kehren bereits zurück mit Nachen, die mit Fischen angefüllt sind, welche alsbald an die Kaufleute in Tschertowkina verkauft werden. Weiber und Kinder sind nicht müßig; die letzteren beschäftigen sich mit dem Ausnehmen der Fische, die ersteren legen sie in Fässer und salzen sie ein.

Um Unordnung bei diesem Fischfang zu verhindern, hat die Regierung zehn Werste von der Mündung der Selenga eine Grenze festgesetzt, unterhalb welcher Niemand Fische fangen darf. Außerdem theilen sich die Fischer in Gesellschaften ab, von denen jede 3 oder 4 Netze zu 200 und mehr Saschonen Länge (über 1000 Fuß!) auswirft. Solcher Gesellschaften gibt es während des Fanges 100 bis 150. Sie erhalten von dem Aufseher ein Billet, auf welchem außer der Erlaub-

niß zum Fischfang die Zahl und Größe der Netze bestimmt ist. Die Gesellschaft, welche das erste Billet erhielt, wirft ihre Netze an der Grenze aus, hinter ihr die zweite u. s. f. Mit einem Zuge erhält man gewöhnlich so viel Fische, daß man davon 20 bis 30 Fässer füllen kann. Auf jedes Faß kann man 13 bis 1500 Stück rechnen. Da nun bei einem glücklichen Fange 6000 Fässer sicher gefüllt werden, und jedes Faß mindestens 50 Rubel (oft auch 70 Rubel) kostet, so hat der ganze Fang einen Werth von 300,000 Rubeln.

Die eingesalzenen und in den Fässern festgedrückten Fische werden nach den entlegensten Gegenden des Gouvernements Irkutsk geführt, und dienen sowohl der mittleren Klasse als dem gemeinen Volke zur gewöhnlichen Nahrung namentlich zur Zeit der Fasten, welche von den Einwohnern streng beobachtet werden. —

Der Zobel.

Die Zobelfelle bilden einen der wichtigsten Artikel des russischen Pelzhandels, und zur Erlangung derselben veranstalten die Russen eigene Jagdgesellschaften, mit einem gewählten Anführer an der Spitze, dem sie unbedingt folgen. Sie treten ihre Züge zu Anfang des Winters an, nehmen so viel Lebensmittel mit sich, als auf Handschlitten fortgebracht werden können, und entfernen sich, von guten Jagdhunden begleitet, oft 60

deutſche Meilen weit von ihrer Heimath. Ein gemeinſchaftlicher Sammelplatz vereinigt die Jäger, welche ſich dann in einzelnen Trupps in die Jagdwildniß vertheilen. Da errichtet dann jeder Einzelne ſich eine hölzerne Hütte, um des Nachts darin zu kampiren, und Schutz vor Sturm und Wetter zu finden. Oft gehen die Lebensmittel früher aus, als der Jäger dachte, und er iſt dann gezwungen, von wilden Beeren ſein Daſeyn zu friſten, bis er wieder auf Menſchen trifft. Doch der Preis des Zobels verlohnt ſchon die Mühen der beſchwerlichen Jagd.

Der Zobel gehört zu den ſeltneren Pelzthieren. Am häufigſten und vorzüglichſten findet er ſich aber in Sibirien, in deſſen dichten Wäldern man ihn hauptſächlich jagt. Er iſt ein liſtiges, gewandtes Thier mit ſcharfem Gehör, und wird wegen ſeiner beſonderen Wildheit nur in den von menſchlichen Wohnungen gar ſehr entlegenen Wäldern angetroffen, meiſt am Ufer der Flüſſe; die dichteſten Gehölze, in welche kein Sonnenſtrahl dringt, ſind ihm die liebſten. Er lebt in Löchern oder hohlen Bäumen, frißt gern Waldfrüchte, namentlich Vogelbeeren, doch nährt er ſich auch von Fiſchen und im Winter von Fleiſch, indem er Eichhörnchen, Haſen und anderes kleines Wild wegfängt. Auch auf Vögel macht er Jagd, deren Eier er beſonders liebt. Er gleicht darin, wie überhaupt in ſeinem Weſen unſern Mardern, obwohl er die Größe des Baummarders nicht erreicht, denn ſeine Länge beträgt 16 Zoll. Der Zobel fängt im erſten Jahre, im Anfang des Frühjahrs, ſchon an ſich zu paaren, am Ende des Mai oder zu Anfang des Juni werfen die Weibchen drei bis fünf Junge, welche 5 bis 6 Wochen an der Mutter ſaugen.

Der Körper des Zobels ist rund, sein Kopf breit, der Hals kurz; die Pfoten sind niedrig, mit fünf scharfen Klauen bewaffnet, der Schwanz ist buschig und ungefähr halb so lang als das Thier selbst. Die Männchen haben den schönsten Pelz. Die im Handel so hoch geschätzten Zobelfelle zeichnen sich durch feine, zarte und glänzende Haare aus. Am ganzen Felle sind zweierlei Haare: das eine, anderthalb bis zwei Zoll lang, ist glänzend und heißt Ossi, das zweite, um ein Drittel tiefer, innen und viel feiner und zarter, heißt Podsad — das tiefer sitzende, der Nachwuchs und die Farbe wechselt vom Röthlichen bis zum völlig Dunkeln; aber am Körper selbst ist ein noch ohne Vergleich kürzeres und zarteres Haar als der „Nachwuchs", und heißt der Flaum — Puscha, welcher gelblich, dunkelbraun, gräulich, bläulich, blau und dunkelblau ist. Dieser Flaum gibt dem Haare den Schmelz, den die Jäger gewöhnlich das Wasser nennen. Der Hauptvorzug der Zobelpelze besteht darin, daß sie bei feinen Haaren flaumartig, weich und warm sind. Wie die Haare so zeichnet sich auch das Fell durch Festigkeit aus; die Oberhaare werden nicht hart, und reiben sich nicht ab; der Nachwuchs und Flaum werfen sich nicht in Büscheln auf, und darum kann der Zobelpelz sehr lange dienen und behält doch immer seine Reinheit, seine Glätte und seinen Glanz.

Die Zobel werden sortirt nach Farbe, Länge, Feinheit, Dichtigkeit und Farbe der Haare, nach der Farbe des Flaum's und nach der Güte des Felles. Die dunkelsten gelten für die besten, namentlich wenn sie im Felle stark sind, feines und zartes Haar und dunkelblaues Wasser haben. Manchmal trifft man Zobel, deren längste Haare weiß

ſind, und die man deßhalb Silberzobel nennt; ſie gelten für ſchön und dauerhaft, namentlich darum, weil dieſe ſilberglänzenden Haare als Beweis dienen, daß der Pelz nicht gefärbt iſt.

Die nördlichen Gegenden Aſien's und Amerika's ſind reich an Zobeln, und die Güte derſelben ſteigt, je öſtlicher ſie gefangen werden: ſo ſind ſie im öſtlichen Sibirien beſſer als im weſtlichen; dieſſeits des Ural trifft man gar keine. Um die Zobel je nach ihrer Güte beſſer zu unterſcheiden, benennt man ſie nach den Orten, wo ſie gefangen werden; ſo zählt man im weſtlichen Sibirien nur zwei Sorten, die vom Irtyſch und Ob; im öſtlichen Sibirien dieſſeits des Baikal eilf Sorten, jenſeits deſſelben drei. Die beſten Zobel findet man an den Flüſſen, welche von der linken Seite her in die Lena fallen, und im Lande jenſeits des Baikal; unter dieſen nehmen die am Fluſſe Olekma und ſeinen Nebenflüſſen gefangenen den erſten Rang ein, ebenſo die aus dem Gebiete von Nertſchinsk, welche an den Flüſſen und Flüßchen, die von der linken Seite her in die Schilka und den Amur fallen, gefangen werden. Sie zeichnen ſich vor allen andern durch ihre dunkle glänzende Farbe, welche einem Rabenflügel gleicht, durch Zartheit, Länge und Dichtigkeit der Haare von dunkelblauem Waſſer, ſowie auch durch Größe und Feſtigkeit des Felles aus.

Die Jäger gehen ſobald der erſte Schnee fällt, am liebſten auf die Jagd, und wenn ihre Hunde die Spur des Zobels gewinnen, iſt auch der Zobel ihnen ſicher. Gewöhnlich rettet ſich dieſer in den Wald auf die Bäume, und wird dann mit der Kugelbüchſe heruntergeſchoſſen. Wenn tiefer Schnee oder Glatteis liegt und

die Hunde den Zobel nicht verfolgen können, wird die Jagd mit einer Falle betrieben. Der Jäger, welcher auf Schneeschuhen daher kommt, stellt an den Zobelfährten Bogen auf; wenn nun der Zobel seinen Weg passirt und sich an dem Faden des im Schnee verborgenen Bogens anhakt, so schnellt der Bogen den Pfeil ab und tödtet den Zobel. Aber man fängt ihn auch in anderen Fallen und Schlingen. Ein eifriger Jäger kann, wenn er nicht durch zu tiefen Schnee und andere Nachtheile gehindert wird, mit guten Hunden 30 bis 40 Zobel in Einem Monat erlegen; mit Hülfe von gelegten Bogen jedoch wird er im Lauf von fünf Wintermonaten kaum 10 Zobel fangen.

Man zieht dem getödteten Zobel sogleich das Fell ab, kehrt die Fleischseite nach außen, trägt nach vollendeter Jagd die Beute zu Hause und da warten schon die Aufkäufer, die theils gegen baares Geld, theils im Tausch gegen Blättertabak, Tuch, grobe Leinwand und andere unentbehrliche Stoffe die Felle erhandeln. Die Aufkäufer bereiten die gesammelten Zobelfelle zu, kehren sie um, mit den Haaren nach außen, und fassen sie zu je 10 Stücke in Riemen zusammen. Die Zobel aus dem Jakutenlande, sowie die aus Kamtschatka werden hauptsächlich nach Jakutsk zum Verkauf an die dortigen Kaufleute gebracht, meistens zur Zeit des Juliusjahrmarkts. Ebendahin kommen auch größtentheils die Zobel von der Olekma und Kolyma. Auf dem Jahrmarkt zu Jakutsk werden sie von Großhändlern aus Irkutsk und Großrußland gegen baares Geld aufgekauft, je nach dem Orte des Fanges ausgesucht, nach Farbe und Größe sortirt, dann an Riemen je 20 Zobelfelle zu einem Bündel aufgereiht, nachher zu vierzigen von bei-

den Seiten fest zusammengeschnürt und zum Verkaufe nach Moskau, Nishegorod und Irbit geschickt. Jakutische Kaufleute schicken auch Zobel nach Irkutsk und andere Orte mit dem ganzen Thier, ohne die Felle abzustreifen.

In das übrige Europa werden die Zobelfelle entweder über den petersburger Hafen oder über Radziwilow nach Brody verführt, von wo sie nach Leipzig gehen. Eine bedeutende Menge wird auch nach China abgesetzt, wohin nach einem zehnjährigen Durchschnitt jährlich über Kiachta 126 Ballen zu 40 Stück, der Ballen zu 400 Rubel gerechnet, abgehen. Das sind die billigsten Felle; denn die Chinesen, welche im Färben des Pelzwerks sehr geschickt sind, verlangen nicht die dunkeln Zobel und die andern bessern Sorten, weil sie keinen hohen Preis dafür zahlen wollen.

Die theuren Zobel braucht man vorzugsweise zu Krägen, Mützen, Palatinen, Verbrämungen und Muffs. Zu einem Pelzkragen braucht man 3 bis 4 Zobel, zu einem Palatin aber 13 bis 17 Zobel, und ein vollständiger guter Zobelpelz kann auf 10,000 Rubel zu stehen kommen, wird also nie den Leib eines armen Jakuten zieren.

Zweiter Abschnitt.

Ansicht des Kaukasus *).

Fern gegen Osten hin liegt ein Land, von dem schon Herodot, der Vater der Geschichte, uns Wunderdinge erzählt, aber noch ist der geheimnißvolle Schleier, der es vor 2000 Jahren den Blicken der Griechen und Römer entzog, uns wenig gelüftet. Die wunderbarsten Mythen, welche in Griechenland bedeutungsvoll mit der Religion verbunden waren, wurden in den Kaukasus und die nördlichen und südlichen Abhänge dieses Riesen-Gebirges versetzt. Prometheus stahl von dort aus den Göttern das Feuer und wurde daselbst an einen Felsen geschmiedet. Die große Zauberin Medea lebte in Kolchis, südwestlich am Kaukasus, und der berühmte Tempel der Diana, in welchen Iphigenia entführt wurde, stand — wenn nicht in der Krim — am Nordwestende des Kaukasus. Nach den östlichen Küsten des schwarzen Meeres führte Jason seine Heldenschaar, um, wie die Mythe sagt, das goldene Vließ, welches sein Vetter Phrixus in Aiäa am Phasis aufgehängt hatte, zurückzufordern. Auch haben wir die Irrfahrten des Odysseus nicht an den italischen Küsten im mittelländischen Meere

*) Nach Professor Koch.

zu ſuchen, ſondern am ſchwarzen Meere und an ſeinen unwirthlichen Ufern. Dort wohnten die Läſtrigonen, die heutigen Tſcherkeſſen, ein Räubervolk noch jetzt. In Kolchis müſſen wir die Zauberin Circe ſuchen, und die Schlammvulkane der Halbinſel Taman waren vielleicht für Homer und ſeine Zeit der Kocytus und Acheron, die zur Unterwelt ſtrömenden Flüſſe.

Das kaukaſiſche Land iſt ein herrliches Land, von dem man wohl das Wort der Bibel „wo Milch und Honig fließt" ausſagen könnte, das Millionen von Menſchen zu einem friedlichen Wohnplatze dienen und eine Stätte menſchlicher Bildung ſein ſollte. Aber leider! die ſchönſten Länder ſind in Wüſten verwandelt, Krieg und Mord wüthen ſeit Jahrhunderten in der prächtigen Bergnatur. Eine glückliche Lage zwiſchen zwei Meeren, die fruchtbarſten Thäler, die üppigſten Ebenen, die kräuterreichſten Matten — welche Vortheile bieten ſie den Völkern, die ſie bewohnen! Aber der Kaukaſier verachtet Alles, was Ruhe verlangt und Frieden gewährt; er ſtürzt ſich ſüdlich und nördlich auf die friedlicheren Bewohner der Ebenen, und kühn, wie ſeine Berge ihre Spitzen in die Wolken heben, trägt er den Krieg in die civiliſirte Welt hinab.

Der Kaukaſus hat ſeinen Namen bei allen Völkern der Vorwelt und der Gegenwart behauptet. Er bildet eigentlich den Iſthmus (die Landenge) zwiſchen dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meere. Bei Anapa, weſtlich vom ſchwarzen Meere als ein ſchwacher Bergrücken beginnend, entfaltet er ſich mehr und mehr, und nach einem Wege von 200 Meilen wird ihm endlich in Dageſtan eine Grenze durch das kaſpiſche Meer geſetzt. Sein Ende iſt die Landzunge Abſcheron, auf welcher das

berühmte Baku, der einzige Altar der Feueranbeter liegt. Nach Norden schickt der Kaukasus nur geringe Arme, und es beginnt bald die ungeheure Ebene, welche bis an's Eismeer hinauf sich erstreckt, und nur durch geringe Höhen am Don und durch die Waldai-Berge unterbrochen wird. Setzen wir den Kuban und Terek nördlich als Grenze, so wird dadurch besonders eine Ebene eingeschlossen, welche zu den fruchtbarsten Theilen jener Gegenden gehört. Ich meine die Kabardah. Sie ist gleichsam eine große 15 Meilen breite Wiese, in der die Kräuter ihren gewöhnlichen zwergartigen Wuchs verlassen haben und kühn mit unserem Buschwerk wetteifern können. Skabiosen von 10 Fuß Höhe, hinter denen die räuberischen Tscherkessen mit den Pferden sich verstecken, nehmen sammt den riesigen Gräsern, besonders dem Sacharum Ravennae, die größten Plätze ein und bestimmen den Charakter der Gegend. Eine Menge rieselnder Bäche, welche aus dem nahen Gebirge kommen, bewässern die fruchtbare Ebene und weithin kann man ihren Lauf verfolgen, da beständig Bäume ihre Ufer einfassen.

Selten mag hier der Fuß des Menschen das Land betreten. Nur hier und da findet man ein Dorf, um welches herum die Felder urbar gemacht wurden, aber nichts anderes als die beliebte Hirse tragen. Uneinigkeiten unter den Stämmen selbst, Verschwörungen gegen die russische Regierung, welche seit dem 16ten Jahrhundert ein Recht auf die Kabardah zu besitzen vorgibt, haben das schöne Land verödet. Heerden sind der Reichthum der Bewohner, und mit ihnen zieht man im Frühling tief in das Gebirge.

Der Kaukasus mit seinen gewaltigen Schneekolossen

ist wohl großartig, aber doch sehr rauh und vermag nie den freundlichen Eindruck der Schweiz zu geben. Wenn auch die Schneelinie erst 1000 Fuß höher beginnt, so ist das Grün darum nicht frischer. Es fehlen die schönen Gletscher, welche in der Schweiz die Wiege so manches Flusses und Baches sind. Wo Wasser fehlt, bleibt auch die Vegetation zurück, welche in der Schweiz gerade in der Nähe der Gletscher am fruchtbarsten sich zeigt. Das Hochgebirge des Kaukasus ist großentheils nacktes Gestein; aber das Mittelgebirge und die Thäler sind anmuthiger, und vielfach bewohnt, da der Kaukasier sein Getreide gern so hoch als möglich und oft an den steilsten Abhängen bauet.

Ueberschreiten wir das Gebirge von Norden nach Süden, und lassen uns nieder in den milden Thälern Grusiens, so weht uns eine ganz andere Luft entgegen. Das Gebirge verwehrt den von Nordosten kommenden scharfen Winden den Eintritt, und dadurch wird ein freundliches mildes Klima erzeugt, das sich getrost mit dem von Italien messen könnte. Wenn man die Alpen der Schweiz überstiegen und den Boden Italiens betreten hat, ist es, als wenn unter dem dunkelblauen Himmel eine ganz andere Luft wehete. Einen solchen Eindruck bekommt man auch am Südabhange des Kaukasus. Aber das Klima Italiens ist gleichmäßiger, und wenn hier die Hitze 30° R. kaum übersteigt, beträgt sie in Eriwan 36° R., und solche Hitze hält 8 bis 10 Wochen aus, vom Anfang Junius bis Ende Augusts, ohne bedeutende Veränderung zu erleiden. Doch dann verlassen die Bewohner die heißen und deßhalb ungesunden Thäler und ziehen in's nahe Gebirge; und wenn sie hier wieder die Kälte vertreibt, finden sie in ihren

Thälern und Ebenen wiederum ihre verlassenen Dörfer, und mit ihnen ein freundliches liebliches Klima.

Der Osten des Gebirges hat aber einen ganz andern Charakter als der Westen. Hier im Westen erzeugte die Barbarei von Jahrtausenden undurchdringliche Wälder, in denen seit Menschengedenken keine Axt des Menschen hauste. Bäume stürzen wohl um, Jahrhunderte lang benagt vom Zahne der Zeit, und der morsche Stamm reißt wohl eine Menge kleiner Stämme mit um, die aus seinem Saamen hervorgesprossen waren. Aber ein Weg ist durch dieses Dickicht nicht zu gewinnen, denn wenn man auch mit Hilfe des Beiles die hindernden Aeste entfernt hat, so verwickelt man sich auf dem Boden in eine Menge von Brombeersträuchen, die mit langen Stacheln besetzt sind. Eine noch stachlichtere Smilax-Art, Epheu mit großen rundlichen Blättern und die Weinrebe schlängelt sich von einem Baum zum andern, und die blauen seltener weißen Trauben der letzteren kontrastiren gar freundlich mit den rothen Beeren des Smilax. Gleich einer Schnur findet man die Reben auf der Platane und der guten Kastanie hoch in den Gipfeln mit Trauben besetzt, als wollten sie den Wanderer zum Genusse laden.

Diese undurchdringlichen Wälder, welche sich 50 bis 100 Stunden weit an der Küste des schwarzen Meeres hinziehen, sind wohl die einzige Ursache des immerwährenden Regens, welcher den Aufenthalt in Migrelien (dem alten Kolchis) und Imerethien unangenehm, ja selbst gefährlich macht. Nur die Monate des heißen Sommers bleiben verschont, und dann verdunstet das lange gestandene Wasser, geschwängert mit organischen Stoffen, die aus der Verwesung von Thieren und

Pflanzen hervorgegangen sind, und bringt jene verpestete Luft hervor, welche besonders dem Fremden so leicht verderblich wird.

Ganz anders erscheint der Osten sammt den Küsten des kaspischen Meeres. Kein Baum erfreuet dort das Herz mit seinem frischen Grün, und umsonst schmachtet der Reisende nach dem Schatten unserer breitgipfeligen Eiche oder der Erfrischung eines rieselnden Baches. Tagelang kann er im Sommer die Steppen Upader und Mogan durchwandern, ohne etwas Anderes zu finden als verbrannte Kräuter, nacktes Gestein und heißen Sand. Die Thiere verlassen dann diese unwirthbaren Gegenden, die ihnen nicht einmal Wasser zu bieten vermögen; um so einsamer fühlt sich der Mensch, welchen die Wissenschaft oder der Zufall dahin führt. Nur eine seltsame Eidechse mit breitem Kopf schlängelt bisweilen in größter Eile vorbei, und unbegreiflich bleibt es, wovon sie sich nährt. Kaum erkennt man aber die Gegend wieder, wenn man sie in dem ersten Frühjahr erblickt, wo der schmelzende Schnee die dürstende Erde tränkt und die schönsten Zwiebelgewächse aus ihrem Schooße hervorsprießen und das Auge erfreuen.

Ein Tag im Kaukasus.

(Aus dem Lager von Garmentschuk im Lager der Tschetschenzen von Adalbert Potocki.)

Als ich heute mit frischem Sinne und fröhlichem Gemüthe aufwachte, glaubte ich nicht, daß ich am Abend mich niederlegen würde in Trauer und Betrübniß. Die

Geschichte Eines Tages gleicht oft der Geschichte eines ganzen Lebens.

Die ersten Strahlen der Sonne vergoldeten die hohen Gipfel des Kaukasus, und die frischen vom Thau belebten Blüthen erfüllten die Luft mit ihrem Wohlgeruch. Kein Leben war noch zu bemerken unter den weißen Zelten des Lagers, das sich durch die üppigen von mannichfachen Windungen des reißenden Argun durchfurchten Wiesen hinzog. Inzwischen wurde eine Kanone gelöst, das gewöhnliche Zeichen des Aufbruchs in einem Lager. Drüben auf feindlicher Seite ward eine Granate geworfen und schreckte durch ihr lautes Zerplatzen die fernen Schaaren der Tschetschenzen aus ihrem Schlummer. Das war der Anfang. Hierauf begrüßte das Schlagen der Trommeln den Anfang des Tages und alsbald hatten 12,000 Menschen die schlummernden Augenlieder geöffnet. Die scharfen Pfeifen und die rasselnden Trommeln verstummen: das ist der Augenblick des Gebetes. Die emporsteigende Sonne blickt auf 27 verschiedene Völker, aus denen unser Lager besteht, und in 27 verschiedenen Sprachen beten sie zum Herrn der Welt. Hier beugt der Moslem von den Ufern des Krisu, der Sundscha, der Malka und Leba gegen Osten gewendet das Knie, und ruft Omar an, während sein Nachbar vom kaspischen Meer, der Anwohner des Araxes, des Kur und Samur einen Blick des Zorns und der Verachtung auf ihn wirft und zu Ali *) betet. Der wandernde, von den Mauern Gra-

*) Die muhamedanische Sekte der Schiiten hält den Lieblingsjünger Muhameb's, den Ali, besonders hoch, während die Suniten den Kalif Omar ehrt, und die andere Partei als Ketzer betrachtet.

nada's hergekommene Spanier ruft den heil. Jakob von Kompoſtella an, und neben ihm drückt der Pole den Roſenkranz und das mit dem Segen der fernen Mutter ihm geſchenkte Kreuz an die heißen Lippen, unter Gebeten an die allerheiligſte Jungfrau von Czenſtochau. Der Ruſſe beugt die Stirn und empfiehlt ſich der Obhut des heil. Andreas und des heil. Nikolaus, während in einiger Entfernung etliche wilde Krieger unter ſeltſamen Gebräuchen noch ſeltſamere Beſchwörungsformeln murmeln, um ſie an die Geiſter ihrer ſchroffen Berge und undurchdringlichen Wälder zu richten. Allenthalben ſucht die ſchwache Menſchheit einen Vermittler zwiſchen der eigenen Schwäche und der Allmacht Gottes. Allenthalben auch gibt ſich das Bedürfniß des Gebetes kund, bei den Heiden und Muhamedanern und Chriſten, und wie das Kind beim Erwachen unwillkührlich die Augen zur Mutter wendet, ſo wenden alle Menſchen, und wären ſie auch noch ſo verſchieden, die Augen gen Himmel, ihrem Schöpfer die Ehre zu geben. Das Gebet des Soldaten iſt kurz, aber innig. Oft iſt es zuſammengedrängt in einen Blick zum Himmel und einen Seufzer nach Oben; aber das beſte und inhaltreichſte Gebet hat doch der Chriſt in dem Gebete des Herrn.

Noch einmal ertönt der Lärm der Trommeln. Das iſt die Loſung für den Auszug der Kriegerabtheilung, die zu dem heutigen Vorpoſtendienſt beſtimmt iſt. Die Krieger vom Araxes und Euphrat ziehen voran. Das iſt die hübſche Schaar der Karabiniere von Eriwan. Im Vorüberreiten wünſchte mir Karl Houwald, mein Landsmann und langjähriger Kampfgenoſſe, einen guten Morgen. „Wir kehren am Abend zurück und nehmen gar kein Gepäck mit uns; warte mit dem Thee auf

mich.“ Mit diesen Worten eilte er seiner Abtheilung nach. An das Fußvolk schloß sich ein auserlesener Haufen transkaukasischer Reiterei von Muselmännern, in deren Mitte der eisgraue Hassan Aga auf einem raschen Renner im ganzen Stolz eines zufriedenen Vaters sich tummelte. In seiner Jugend der Schrecken Armeniens und Georgiens hatte er mehr als Ein Haus verödet, mehr als Einen Gefangenen fortgeschleppt, aber bei Zeiten sich Rußland unterworfen. Da er große Güter am Kur besaß, so bauete er jetzt, wie das häufig im Kaukasus geschieht, ruhig dieselben Felder, auf denen er einst mit Feuer und Schwert gewüthet. An seiner Seite tummelte sein jüngster Sohn, das verzärtelte Kind seines Alters, der junge Abdullah, seinen Renner aus Karabag. Er war der einzige Trost seines Vaters, der sieben ältere Söhne in verschiedenen Kämpfen verloren hatte, und allgemein beliebt. In einem kürzlich unternommenen Zug gegen die Karabulaken, wo er durch seinen angeborenen Muth die hohe Zuneigung seiner Oberen sich erworben, hatte ich ihn bei mir, und der hübsche schlanke Sohn des Kaukasus hatte sich mit aller Lebendigkeit der Gefühle, wie sie dem Bewohner des Orients eigen ist, an mich angeschlossen. Wie gern wäre ich heute mit Houwald und Abdullah gezogen, aber mein Dienst hielt mich zurück.

Als sie fort waren und der Befehlshaber noch mit den zurückgebliebenen Offizieren einige Geschäfte abzumachen hatte, besichtigte ich das Lager und machte allerlei Bemerkungen. Die Verschiedenheit der Völker zeigte sich nicht bloß in der Verschiedenheit ihrer Kleidung, sondern auch in der Art ihre Freizeit zu benützen. Im Lager unserer Soldaten herrschte eine unaufhörliche

Bewegung: die einen waren beschäftigt mit Ausbesserung der Uniformen und Schuhe, andere putzten die Gewehre und das Riemenzeug. Einige Rekruten lernten die Führung der Waffen unter den Augen alter Soldaten, und da und dort erzählte ein alter Krieger die Ereignisse vergangener Zeiten, seinen Kampf mit den Franzosen 1812, seinen Zug nach Frankreich, und behauptete, die Lesghier und Tschetschenzen wären eben solches Heidenvolk wie die Franzosen, deren Sprache Niemand verstehen könne; doch hätten sie gleich den Franzmännern auch Weinberge und Kastanienbäume. Ein jüngerer Gefährte schilderte die Schlacht bei Jelisabethpol, den Sturm von Achalzyk und was er sonst bereits erlebt hatte.

Anders war die Scene in den Zelten der Asiaten, die bequem auf dem Rasen oder auf Divans sich ausstreckten, und sich dem angenehmen Nichtsthun, dem Keif, hingaben, welches der beliebteste Zeitvertreib aller ächten Moslemins ist. Ohne sich zu rühren, ließen sie die Kügelchen ihrer Gebetschnüre, welche so ziemlich den katholischen Rosenkränzen gleichen, durch die Hände laufen; andere streichelten ihre Lieblingspferde.

Gegen Abend ward Alles belebt durch den Klang der Kriegsmusik, und in munteren Haufen sammelte man sich um das Zelt des Heerführers. Fröhliche Tänze mahnten an die glänzenden Salons der Hauptstadt, einzelne Stücke aus den berühmtesten Opern erinnerten an die Theater Europa's, und hier und da weckte eine trübe Melodie und ein fast vergessenes Stück in den Herzen wehmüthige Erinnerungen. Da gab der dumpfe Schall der fernen Trommeln den Gedanken eine

andere Richtung. Die Abtheilung kehrte von ihrem für den Tag verabredeten Zuge zurück.

Der Thee war bei mir bereit, und ich gehe Houwald entgegen; da berichten mir die Koſacken des Vortrabs, er ſei verwundet. Ich eile ihm entgegen und ſtoße auf eine Tragbahre. Houwald iſt's nicht, — nein es iſt der junge Abdullah, den die Kugel eines Tſchetſchenzen durchbohrt hat; neben ihm ſein Vater, deſſen graues männliches Geſicht vom Schmerz entſtellt iſt. „Warum heißt du ihn nicht willkommen," — ſprach er zu mir, „er war doch dein Freund." Ich warf mich über die entſeelten Reſte des unglücklichen Jünglings, und vermochte mich erſt loszureißen, als ſechs Karabiniere den verwundeten Houwald*) auf ihren Mänteln herbeitrugen. Bald war der Schwerverwundete in's Lager gebracht und der Oberbefehlshaber beſuchte ihn ſogleich mit ſeinem eigenen Arzt. Es war aber keine Hoffnung mehr da; ich blieb bei ihm und ſchrieb auf ſein Verlangen einen Brief, den er mit immer ſchwächer werdender Stimme diktirte; dann bat er noch um etwas friſches Waſſer, und als er dieß getrunken, verſchied er mit dem Namen einer geliebten Schweſter auf den Lippen.

Zerriſſen von Trauer und Schmerz trat ich aus dem Zelte, um mich in der friſchen Luft zu ergehen. Es war dunkel. Wiederum ſtiegen die Raketen als Loſung zum Zapfenſtreich empor, ein helles Licht übergoß einen

*) Ein Zweig dieſes Geſchlechtes hat noch bedeutende Beſitzungen in Schweden, ein anderer iſt in Sachſen angeſiedelt, und ein dritter in Litthauen und Weißrußland ſehr verbreitet; von dieſem ſtammt der hier erwähnte Krieger.

Augenblick lang das Lager; ſie zerplatzten und größere Dunkelheit herrſchte, wie zuvor. Das war für mich ein neues Bild des menſchlichen Lebens. Jetzt krachte die Kanone, die Granate ſauste durch die Luft, die ſcharfen Pfeifen und Trommeln ertönten; nun ward es ſtill, und wiederum wie am Morgen beteten 27 Völker zum HErrn des Himmels, vor deſſen Angeſicht der junge Abdullah und der männliche Karl Howald bereits ſtanden.

Häusliches Leben der Tſcherkeſſen.*)

Ein Fürſt.

Ich zog in's Land hinein, um dem Häuptling, an den ich adreſſirt war, einen Beſuch zu machen, hörte

*) Aus Spencer's Travels in Circassia etc.

Tscherkessen.

aber bald, dieser sei mit seinen Söhnen abwesend auf einer allgemeinen Versammlung der verbündeten Fürsten; sein Schwestersohn jedoch werde mich mit Vergnügen empfangen. Mein Weg führte durch ein sorgfältig angebautes und dicht bewohntes Thal, in welchem aber die Hütten durch das dichte Blätterwerk versteckt waren, um der Beobachtung des Feindes zu entgehen. Diese Hütten sind leicht aus Holz und Lehm gebaut, werden schnell, wenn der Feind sich nähert, in Brand gesteckt, denn das Wiederaufrichten erfordert nur wenige Tage.

Der Häuptling, welcher nur den zweiten Rang unter den tscherkessischen Großen einnahm, empfing mich mit großer Höflichkeit, und führte mich in das zur Aufnahme der Fremden in Bereitschaft gehaltene Zimmer. Hier nahm mir der Knappe meines Wirthes alle meine Waffen mit Ausnahme des Dolches ab, und hing sie an den Mauern des Zimmers auf, an denen bereits eine Menge von Flinten, Pistolen, Säbeln, Dolchen, Bogen und

Pfeilen prangten — Alles in der schönsten Ordnung und reich geschmückt mit Gold, Silber und kostbaren Steinen. Das Zimmer unterschied sich in der Ausrüstung wenig von einem türkischen. Den Boden bedeckte ein Teppich von glänzenden Farben; ein mit Haaren ausgestopfter Divan von rothem Leder lief an den Wänden umher, und mehrere kleine Täfelchen mit Versen aus dem Koran, in arabischer Sprache verfaßt, hingen an der Wand. Hieraus schloß ich, daß mein Gastfreund sich zum Islam bekenne, was mich veranlaßte, ihm meinen Ferman (Geleitsbrief) zu zeigen, den er als ein guter Gläubiger mit vieler Verehrung küßte. Ich wurde nun mit größerer Achtung betrachtet, da ich im Besitz war von einem Dokumente, an welches das geistliche Oberhaupt aller Moslems sein Siegel befestigt hatte. Der Mann kannte aber von der türkischen Sprache nur wenige Phrasen, und auch seine Begriffe vom Islam waren sehr verworren.

Die Erfrischungen wurden auf türkische Weise aufgetragen, und bestanden aus einer Menge Platten auf kleinen, runden, ungefähr einen halben Fuß hohen Tischen. Während des Essens ward ich außer meinem Wirth von mehreren weiblichen Sklaven bedient. Das Getränk war eine Art Meth und die tartarische Buga, die aus Hirse bereitet wird und im Geschmack ziemlich dem Dünnbier gleicht. Das Brod war aus Weizen und Mais bereitet, hatte aber einen vortrefflichen Geschmack, und der Pillau, welcher nicht zu verachten war, enthielt an der Stelle des Reis Buchweizen.

Nach der Mahlzeit unternahm ich einen Spaziergang in die nächste Umgebung, und der Anblick, der sich hier bot, war höchst charakteristisch. Die verschiedenen neben

einander stehenden Wohnungen meines Wirthes, die einem kleinen Dorfe glichen, lagen angenehm an dem Abhange eines Hügels gegen einen Bach zu, und waren von wohl abgetheilten Gärten, Wiesen und Kornfeldern umgeben. Ich bewunderte die verständige Art im Bauen der Scheuren; diese sind nämlich auf kurzen Steinpfeilern errichtet, mit einem über die Erde erhabenen Boden, so daß weder das Ungeziefer noch die Feuchtigkeit dem Korn schaden kann. In diesem Hirtenlande besteht, wie bei den Patriarchen des Alterthums, der Reichthum aus Schaf- und Rinderheerden, und aus den Weibern und Kindern, Knechten und Mägden. Namentlich mußte ich aber die Pferde meines Wirthes bewundern, auf deren Zucht die Tscherkessen große Aufmerksamkeit verwenden. Bei ihnen sieht man immer schöne Männer auf schönen Pferden.

Während unsers Spaziergangs, auf welchem mich der gefällige Wirth begleitete, sahen wir dessen Weiber und Kinder nebst den Sklaven mit Ackerbauarbeit beschäftigt oder die Heerden hütend. Einige schnitten Frucht, andere molken die Kühe, und eine schöne Prinzessin mit amazonenartigen Kräften stellte einen sicheren Zaun mit Hilfe eines Beiles wieder her. Unter den Kindern war ein schön gelockter Knabe von blühender Gesundheit, und ein Mädchen von 8—9 Jahren, welche Kinder die Liebe ihres Vaters in besonderem Grade zu besitzen schienen. Ich wollte eben die Schönheit der Kinder loben, als der mich begleitende Schiffskapitän mir einen Wink gab, zu schweigen, denn wer bei den Tscherkessen den Eltern über ihre Kinder ein Kompliment machen wollte, käme in Verdacht der Hexerei, nämlich des schlimmen Einflusses vom „bösen Auge."

Die kleinen Kegel führten nicht unpassende Namen, wie „Löwenblick, Rehschnelle“ u. dergl. Der Knabe spielte mit den halbwilden Pferden, als wären es Ziegen; die junge Schwester zeigte die größte Gewandtheit, die Ziegen, Kühe und Ochsen, die ihrer Obhut anvertraut waren, nach dem Wasser zu treiben.

Die Frauen der Tscherkessen sind nicht, wie in anderen Theilen des Orients, gänzlich auf den Harem beschränkt, noch überhaupt genöthigt, ihr Gesicht vor dem Blicke des Fremden zu verbergen. Ihren Schleier tragen sie außer dem Hause zum Schutz gegen die Sonne, im Hause als Kopfputz aufgesteckt. Das Gebäude, worin die Frauen und Kinder wohnten, war von einem höheren Zaune umgeben, und fast ganz im Blätterwerk der Bäume versteckt. Nahe dabei befanden sich auch die Schuppen für das Vieh. Die übrigen Hütten waren theils für die Aufnahme von Fremden eingerichtet, theils von der Dienerschaft bewohnt. Alle waren mit Rohr und Maisblättern zierlich gedeckt. Jede Hütte enthält zwei Zimmer: eines mit einer großen Feuerstelle in der Mitte zum Kochen und andern häuslichen Beschäftigungen hergerichtet, das andere ist Wohn- und Schlafzimmer zugleich, mit einem Fußteppich versehen, und außer dem Divan und einigen sehr niedrigen Tischchen gar keine Möbeln enthaltend.

Die kleine Veranda (Laube), die bei keinem Hause der Wohlhabenderen fehlt, ist bei schönem Wetter der allgemeine Sammelplatz; da werden die Besuche bewirthet, der Barde singt die Heldenlieder seiner Nation, und das Familienhaupt raucht seinen Tschibuk und schlürft seinen Kaffee, von Weibern und Kindern umgeben.

Die Steppe Mugan.

Die Steppe Mugan liegt im Kaukasus am äußersten Ende des Kurthales, und ist ihrer eigenthümlichen Verhältnisse wegen schon seit den ältesten Zeiten der Geschichte berühmt. Kein Erdfleck erleidet so merkwürdige alljährlich wiederkehrende Veränderungen wie diese Steppe, die im Sommer die ärgste und wildeste Wüste der Welt und im Winter die blumigste Wiese für Menschen- und Thierleben ist. Im Winter, ungefähr vom Anfange Oktobers bis Anfang Aprils grünt in dieser Steppe das Gras und blühen in ihr die schönsten Blumen, Hyacinthen, Tulpen, Krokos und tausend andere Gewächse. Es irren dann mehrere kleine Flüsse durch sie hin, die sich zum Theil in den Kur, zum Theil in's kaspische Meer ergießen. Alsdann steigen von den umliegenden Bergen, in denen es um diese Zeit zu kalt wird, verschiedene nomadische Stämme, Tartaren, Zigeuner, Truchmenen, ja sogar Kurden aus Persien und Araber, die — ich weiß nicht unter welchem Kalifen — hierher versprengt wurden. Sie alle schlagen nun ihre Zeltdörfer in der Steppe auf und erfüllen mit ihren großen Heerden Alles mit Leben. Zur allgemeinen Sprache dieses Völkergemisches, das an 60,000 Männer zählen soll, hat sich die tartarische erhoben. Die Zigeuner bilden die Vermittler, indem sie, zwischen den Rührigen die Unruhigsten, überall als Zwischenhändler, Mäkler, Wahrsager und aushelfende Handwerker herumziehen.

Zu dieſer Zeit bildet ſich auch eine große Handelsſtraße die aus dem Kurthale mitten durch die Steppe nach Lankoran und Perſien führt. Im Anfang Aprils wird aber die Hitze ſchon ſo bedeutend, daß die Bäche und Flüßchen anfangen zu verſiegen. Die Wolken geben dann keinen Regen mehr, das Gras beginnt zu verdorren, und die Nomaden ziehen ſich allmählig wieder in die armeniſchen und karabagh'ſchen Berge zurück, ſo daß bereits zur Mitte Aprils in Mugan Alles todt und ausgeſtorben iſt. Wenn nun der Boden von der Maiſonne recht erglüht, ſo beginnt es in ſeinem Buſen auf andere Weiſe ſich zu regen und zu bewegen, denn es ſteigen Millionen gräulicher Schlangen aus ihm hervor, die in ſolcher Unzahl im Graſe ſchleichen, daß es nicht mehr möglich iſt, die Steppe zu paſſiren. Die Verkehrsſtraße, die im Winter durch ſie hinführt, muß verlegt werden und mit einem großen Umwege nahe an der Küſte des kaſpiſchen Meeres ihr Ziel erſtreben. Man behauptet, daß kein lebendiges Weſen, das ſich etwa um dieſe Zeit in die Wüſte verirrte, den Ausgang finde, weil jedes von den Schlangen angefallen und verzehrt werde. Man hat zur Herbſtzeit in der Steppe nicht bloß Gerippe von verlaufenen Rindern, ſondern auch ſelbſt von Hyänen und Leoparden gefunden, deren Tod man den Schlangen Schuld gibt. Wenn dieſe Behauptung gegründet iſt, wie zu vermuthen ſteht, und die Thiere nicht durch Durſt oder auf andere Weiſe umkamen, ſo würde der Kampf eines Leoparden mit einigen hundert Schlangen ein intereſſantes Schauſpiel abgeben, und es müßte ſchrecklich ſeyn zu ſehen, wie die zahlloſen Mäuler auf ihn losziſchten, wie das edle geängſtete Thier in verzweifelten Sätzen durch die Steppe

sprünge und überall wieder auf neue schnappende Feinde träfe, gegen welche Stärke und Tapferkeit nichts helfen könnte; wie sich die Ungethüme gleich Furien an seine Ferſen hingen, wie die sich ringelnden und schleichenden Kränze um seinen Hals sich ballten, und wie es endlich, aus allen Flecken seines getigerten Felles blutend zum Fraße hinstürzte für das Gewimmel der glatten Bäuche. Von Salian, einem kleinen Städtchen in der Nähe der Steppe, haben sich die Russen ihrem Rande genähert und durch Perspektive hinein blickend große Haufen von Schlangen darin liegen sehen, die zu scheußlichen Klumpen geballt sich sonnten. Es ist bekannt, daß schon die Römer unter Pompejus hier durch die Schlangen am weiteren Vordringen gehindert wurden, und seit Jahrhunderten hat sich dieß nicht geändert. Gegen den Monat Oktober, wenn die Herbstregen beginnen, verschwinden die Schlangen völlig, und verkriechen sich wahrscheinlich in die Erde. Dann kehren die Nomaden zurück, und nehmen für die Winterszeit wieder vom Boden Besitz.

Dritter Abſchnitt.

Lebens- und Landſchafts-Bilder aus Arabien.*)

Jembo.

Nachdem wir in einer der Buden auf dem Bazar von Zafra etwas Kaffee zu uns genommen hatten, ſetzte

*) Nach dem Engliſchen des Archibald Champbell.

unsere aus 57 Kameelen bestehende Karawane ihren Weg in westlicher Richtung fort. Dichte Dattelbaumpflanzungen bildeten eine ununterbrochene Reihe auf beiden Seiten des engen Thals, in welchem wir uns langsam fortbewegten. Gegen Mittag kamen wir durch das Dorf El Waset, das unter Dattelwäldern erbaut ist, und ausgedehnte Obstgärten in seiner Nachbarschaft hat. Dieser ganze Bezirk ist bei den arabischen Geschichtschreibern und Dichtern mit Recht gepriesen und gefeiert, denn bei jedem Schritt findet man duftende Bäume, treffliches Futter für die Kameele und Wasser in zahlreichen Brunnen und Quellen. Bald aber sahen wir uns aus diesen lachenden Gefilden in eine traurige farblose Steppe versetzt. Wir kamen durch das Dörflein Dschedid, wo in etwa 30 Hütten feldbauende Araber hausen; etwas Gerste, Durra, Gurken, Melonen werden von ihnen in der Niederung gebaut. Dschedid liegt auf einer Ebene, durch welche die Regenbäche kommen, wenn sie die oberen Pflanzungen des Thales bewässert haben. Wir zogen wohl eine Meile lang über diese von zwei Araberstämmen beherrschte Ebene; dann gelangten wir in eine westlich sich ausdehnende Bergkette.

Nach einem sehr ermüdenden Marsche kamen wir nach der kleinen, von einem wasserreichen Flüßchen bewässerten, in der arabischen Geschichte vielgenannten Stadt Beder Honein. Die alte Stadtmauer ist an vielen Orten zerstört, aber ziemlich erhalten ist noch der große Wasserbehälter, ein Ort der Erquickung für die frommen Pilger, die nach Mekka und Medina wandern. Der Fluß von Beder entspringt in der Bergreihe, von der

wir eben gekommen waren, und ist in einen steinernen Kanal gefaßt; er bewässert ausgedehnte Dattelwälder mit Gärten und Feldern an der Südwestseite des Orts. Beder liegt in einer Ebene, die nach Norden und Osten durch steile Berge, im Süden durch steinige Hügel und im Westen durch Hügel von Flugsand begrenzt ist. Die Pilgerkarawane macht hier gewöhnlich Halt, und wir fanden den Platz vor dem Thore, wo sie vor drei Monaten gelagert hatte, noch immer mit Kameelgerippen, zerbrochenen Geschirren und anderen Geräthschaften bedeckt. Wir gelangten an ein einsames Beduinenzelt, das im Schatten einiger Dattelbäume aufgeschlagen war, und man reichte uns alsbald einige Erfrischungen, lud uns auch zu einem Beschneidungsfeste ein, denn dem Herrn des Zeltes war zu seiner nicht geringen Freude ein Knäblein geboren.

Beder ist in der arabischen Geschichte wegen einer hier von Muhamed im zweiten Jahre der Hedschra (Flucht) einer größern Heeresmacht der Koreischiten*) gelieferten Schlacht berühmt. Obgleich unwohl, ging ich doch mit meinen Reisegefährten aus, um das Schlachtfeld zu sehen, wohin wir von einem Manne aus Beder geführt wurden. Südlich von der Stadt, etwa eine Meile entfernt, sind am Fuße der Hügel die Gräber von 13 Anhängern und Freunden des Propheten, welche an seiner Seite fielen. Es sind bloße Erdhügel, mit einer Reihe von Steinen umgeben, und nahe an einander. Die Koreischiten standen auf dem Hügel hinter

*) Muhamed war selber aus dem Stamme Koreisch, aber der Prophet gilt überall bei den Seinigen am wenigsten.

den Gräbern, während Muhamed seine geringe Macht in zwei Theile sonderte, mit dem einen selbst über die Ebene gegen den Feind marschirte, und die Reserve dem Abu Taleb mit dem Befehle anvertraute, seine Stellung auf dem Sandhügel an der Westseite zu nehmen. Die Schlacht konnte ohne die Dazwischenkunft des Himmels nicht gewonnen werden, und 3000 Engel mit dem Erzengel Gabriel an der Spitze wurden zu Muhameds Hilfe herabgesandt. Die erwähnten 13 Freunde wurden bei ihrem ersten Angriff erschlagen. Der hart bedrängte Prophet verbarg sich hinter einem großen Felsen, welcher sich wunderbarlich öffnete, um ihn aufzunehmen, und ihn so seine Reserve erreichen ließ. Nun machte er wieder einen Angriff, und siegte mit den himmlischen Hilfstruppen, indem er auch nicht einen Mann mehr verlor. Siebenzig seiner Feinde wurden auf der Stelle getödtet, eine Handvoll Staub, die er gegen seine Feinde warf, brachte sie alsbald zur Flucht. Nachdem er sie aus ihrer Stelle vertrieben hatte, ruhete er ein wenig auf einem Steine, welcher, die Ehre fühlend, sogleich die Form eines Stuhles annahm. Der Felsen und der Stein werden gezeigt, und entsprechen wenigstens dem guten Zwecke, der darin besteht, die Besuchenden zur Barmherzigkeit gegen die Armen von Beder zu bewegen, die sich hier versammeln, sobald eine Karawane anlangt.

Die Einwohner von Beder sind meistens Beduinen vom Stamme Soly, der zu demjenigen der Beni Harb (Kinder des Schwerts) gehört, und einige von ihnen haben sich hier angesiedelt; andere haben blos ihre Buden hier und gehen jeden Abend zu den Zelten ihrer Familien in den benachbarten Bergen. Da Beder von

den Beduinen und Reisenden sehr besucht wird, so sind die Häuser in großem Werth, und eine kleine Bude auf dem Markte zahlt jährlich 30 Thaler Miethe. Einige Sheriff- (Häuptlings-) Familien sind hier angesiedelt, und diesen müssen die Pilger bei ihrer Durchreise beträchtliche Abgaben zahlen.

Am Abend wurden einige hundert, den Beduinen gehörige Kameele an dem Flusse getränkt; sie wurden hauptsächlich von Weibern geführt, die sich mit uns in eine freie Unterhaltung einließen. Die Beni Harb geben ihre Töchter Fremden, und auch solchen, die sich bei ihnen niederlassen wollen, zur Ehe, und einige türkische Soldaten haben sich, angezogen von der Schönheit der Beduinenmädchen, hier niedergelassen und verheirathet. Einer von ihnen, ein Arnaute, der gut arabisch sprach und von Jugend auf an das Leben eines kriegerischen Bergbewohners gewöhnt war, hatte die Absicht, seinem jungen Weibe, Namens Fatme, in das Gebirge zu folgen. In diesen Bergen hausen zahllose Adler, Geier und andere Raubvögel; Hunderte von ihnen schwebten beständig über unsern Häuptern, und einige stürzten sich herab und holten das Fleisch aus unsern Schüsseln.

Mehrere Einwohner von Beder bewachten des Nachts unsere Karawane, wofür sie eine kleine Belohnung erhielten. Nachdem wir den Ort verlassen hatten, nahmen wir unsere Richtung nach Nordwesten, und gelangten an die bereits erwähnten Sandhügel, über die ein sehr beschwerlicher Weg führte, da wir im tiefen Sande öfters einsanken. Dann gelangten wir auf eine große Ebene, die sich bis zum Meere erstreckt. Diese Ebene war mit Gesträuch überwachsen, und während des Nacht-

marsches sahen wir die Feuer mehrerer Beduinenlager. Wir begegneten zwei Negerpilgern, welche allein von Yembo abgereist und wegen Wassermangels in großer Noth waren; wir gaben ihnen zu essen und zu trinken und zeigten ihnen die Richtung nach den Beduinenlagern; sie dankten herzlich für die gute Bewirthung und überschütteten uns mit frommen Gebeten und Segenssprüchen. Diese unternehmenden Reisenden finden ohne Kompaß ihren Weg durch die Wüsten; die Richtung der Straße wird ihnen bei der Abreise gezeigt, und sie verfolgen sie bei Tag und Nacht in einer geraden Linie, bis sie an dem bestimmten Orte ankommen.

Nachdem wir Beder verlassen hatten, und wohl 10 Stunden lang während der Nacht geritten waren, hielten wir bei Tagesanbruch zu Abheiba, wo niedere Akazienbäume wachsen. Zu unserer Rechten dehnte sich eine hohe Bergkette nach der See hin; wo wir lagerten war die Ebene sandig und mit kleinen Kieseln bedeckt. Mittags brachen wir auf; und bald sahen wir keine Bäume und Gesträuche mehr; bloß einige Salzpflanzen verkündeten die Nähe des Meeres, und weiterhin war der Boden mit einer Salzkruste völlig überdeckt. Nachdem wir abermals die ganze Nacht unsern Marsch fortgesetzt hatten, erblickten wir bei Sonnenaufgang Yembo und erreichten nach einem langsamen Ritt das Thor der Stadt.

Nur mit Schwierigkeit konnte ich ein Zimmer in einem der Oskales oder Khans (Herbergen) der Stadt finden, weil sie mit Reisenden angefüllt waren, besonders mit Hadschis,*) die nach ihrer Rückkehr von Mekka

*) Pilgern. Jeder gute Moslemin muß wenigstens einmal in seinem Leben nach dem heiligen Grabe zu Mekka pilgern.

und Medina nach Suez oder Caſſair ſich einzuſchiffen beabſichtigten. Nachdem ich mein Gepäck in einem luftigen Zimmer auf der Terraſſe des Khans abgelegt hatte, ging ich nach dem Hafen, um einige Transportſchiffe abſegeln zu ſehen. Als ich in einem Kaffeehauſe nahe am Hafen ſaß, gingen in einer kurzen Zeit drei Leichenzüge vorüber, und als ich mein Erſtaunen darüber äußerte, erfuhr ich, daß in wenigen Tagen viel Menſchen an „fieberhaften Anfällen" geſtorben ſeien. Ich hatte ſchon zu Beder gehört, daß in Yembo ein böſes Fieber herrſche, aber dieſer Nachricht wenig Zutrauen geſchenkt. Nun ſah ich während des übrigen Tages noch mehrere andere Leichenbegängniſſe, hatte aber nicht die geringſte Ahnung, welcher Urſache ſo viele Todesfälle zuzuſchreiben ſeien, bis ich in der Nacht zu meinem Zimmer hinaufſtieg, das einen großen Theil der Stadt beherrſchte. Da hörte ich nach jeder Richtung hin unzählbare Stimmen in das herzbrechende Geſchrei ausbrechen, welches im ganzen Orient den Sarg eines Freundes oder Verwandten begleitet. In dieſem Augenblicke erwachte in mir der Gedanke, daß es die Peſt ſein möchte; ich verſuchte umſonſt meine Furcht zu unterdrücken, oder wenigſtens in Schlaf zu kommen — das ſchauerliche Geſchrei hielt mich die ganze Nacht wach. Mit dem früheſten Morgen ſtieg ich in die Herberge hinab, wo viele Araber ihren Kaffee tranken, und theilte ihnen meine Furcht mit.

Aber kaum hatte ich das Wort „Peſt" ausgeſprochen, als ſie mit zornigen Ausdrücken mir das verwieſen, indem ſie mich fragten, ob ich nicht wiſſe, daß der Allmächtige dieſes Uebel aus dem heiligen Gebiete von

Hedschas *) für immer verbannt habe? Auf einen solchen Beweisgrund kann man unter Moslems nichts erwiedern; darum ging ich aus, um einige griechische Christen, von denen ich mehrere am Tage vorher in der Straße gesehen hatte, aufzusuchen, und von ihnen wurde meine Vermuthung vollkommen bestätigt. Die Pest war vor zehn Tagen ausgebrochen; sie hatte in Cairo einige Monate lang mit der größten Heftigkeit gewüthet, zu Suez war ein großer Theil der Bevölkerung gestorben; von diesem Hafen brachten sie zwei mit Baumwollenwaaren beladene Schiffe nach Dschidda und von dort wurde Yembo angesteckt. Man kannte in Hedschas keinen Pestfall seit Menschengedenken, und die Einwohner konnten sich nur mit Widerstreben von der Wahrheit der Sache überzeugen. Der Verkehr mit Aegypten war zu keiner Zeit größer als jetzt, und es war daher kein Wunder, daß diese Plage auch nach Hedschas gebracht wurde. So lange täglich nur zehn bis fünfzehn Menschen starben, konnten die Araber der Stadt nicht glauben, daß diese Krankheit die Pest sei, obgleich die Erscheinung von Beulen an den Körpern der Angesteckten und die reißend schnellen Fortschritte der Krankheit, welche selten länger als drei Tage dauerte, überzeugende Beweise genug waren. Sechs Tage nach meiner Ankunft nahm die Sterblichkeit zu; über vierzig Personen starben an Einem Tage, was bei einer Bevölkerung von 6000 Menschen eine furchtbare Sterblich-

*) Hedschas oder das steinige Arabien ist derjenige Theil, worin die heiligen Orte Mekka, wo der Prophet 569 zur Welt kam, und Medina, wo er nach der Flucht (Hedschra) 622 mächtig zu werden begann und 632 starb, gelegen sind.

keit war. Ein panischer Schrecken überfiel nun die Einwohner; wenig geneigt, wie die Türken, sich der Gefahr geduldig zu unterwerfen, floh der größte Theil auf das platte Land und die Stadt wurde verödet; aber das Uebel folgte den Flüchtigen, die sich nahe bei einander gelagert hatten, und da kein Mittel helfen wollte, kehrten viele wieder in die Stadt zurück.

Wäre ich selbst bei vollen Kräften gewesen, ich würde ohne Zweifel ihrem Beispiel gefolgt und in die Wüste gegangen seyn; aber ich fühlte mich außerordentlich krank und zu jeder Anstrengung unfähig. Ich glaubte also der Pest zu entgehen, wenn ich mich in mein isolirtes Zimmer einschlösse, und nährte überdieß die Hoffnung einer baldigen Abreise nach Aegypten. Es war vielleicht mein eigener schlechter Gesundheitszustand und das ununterbrochene Fieber, woran ich litt, das mich rettete; denn aller meiner Sorgfalt zum Trotz war ich doch manchmal der Ansteckung ausgesetzt. Die große Straße von Yembo war mit Kranken bedeckt, die selbst mit dem Tode ringend noch um ein Almosen baten; in dem Hofe des Okale, wo ich wohnte, starb ein Araber; der Herr des Okale verlor eine Schwester und einen Sohn, und erzählte mir, auf meinem Teppich sitzend, wie in vergangener Nacht sein geliebtes Kind in seinen Armen verschieden sei. Die Unklugheit meines Sklaven vernichtete alle meine Vorsichtsmaßregeln. Da ich ihn öfter des Morgens vermißte und nach der Ursache seiner Abwesenheit fragte, erzählte er mir, daß er geholfen habe die Leichen zu waschen. Jeder Arme, der in der Nacht starb, wurde am Morgen auf einer Bahre am Seeufer ausgestellt, um gewaschen zu werden, bevor er zum Gebet in die Moschee gebracht ward, und mein

Sklave hielt es für verdienstlich, in diesem Geschäfte, das auf einige Negerpilger gewälzt wurde, zu helfen, da er selber ein Neger war.

Dennoch wurde ich nach vier bis fünf Tagen mit dem Gedanken an die Pest immer mehr vertraut, und verglich die große Anzahl der übrig Gebliebenen mit der kleinen der Gestorbenen. Auch waren mir zahlreiche Fälle vorgekommen, daß Personen nicht angesteckt wurden, die mit Kranken in die genaueste Berührung gekommen waren. Doch war die Seuche bösartig genug; denn wenige, die von ihr ergriffen wurden, kamen mit dem Leben davon. Die Araber brauchten keine Arznei; ich hörte von einigen, denen man zur Ader gelassen habe, von Andern, daß man sie durch ein Zugpflaster im Nacken geheilt, aber dieß waren seltene Fälle und wurden von der Masse nicht nachgeahmt.

Da es im Orient Brauch ist, die Todten nach einigen Stunden ihres Verscheidens zu beerdigen, so fielen während meines Aufenthaltes zu Yembo zwei Fälle vor, wo Personen lebendig begraben wurden. Die Erstarrung, in welche sie fielen, wenn die Krankheit in ihrer Krisis war, wurde irrig für den Tod selbst gehalten. Einer von ihnen gab Lebenszeichen, als er eben in's Grab gelegt wurde, und ward noch gerettet. Die Leiche des andern wurde aber, als sein Grab nach einigen Tagen wieder geöffnet wurde, um den Körper eines nahen Verwandten aufzunehmen, mit blutigen Händen und blutigem Angesicht gefunden, und das Sterbehemd war bei den fruchtlosen Versuchen des Aufstehens völlig zerrissen. Als die Leute dieß sahen, sagten sie, der Teufel habe den Körper so zugerichtet, weil er dessen Seele nicht habe wegführen können.

Der Statthalter von Yembo trug große Sorge dafür, daß man in der Stadt den genauen Betrag der Sterblichkeit nicht erfahren sollte; aber die feierlichen Ausrufungen von la illaha il allah (es ist kein Gott außer Gott), welche ein muselmännisches Begräbniß anzeigen, betäubten das Ohr von jeder Seite her, und ich selbst zählte an Einem Tage 42. Für die Armen wurde die Pest ein wahres Fest; jede Familie schlachtet, wenn sie es erschwingen kann, bei dem Tode eines ihrer Angehörigen ein Schaf, und am folgenden Tage werden Männer und Frauen der ganzen Nachbarschaft bewirthet in dem Hause der Leiche. Die Weiber treten in die Zimmer, umarmen und trösten die Frauen der Familie, und setzen sich so jeden Augenblick der Ansteckung aus. Mehr als irgend einer Ursache muß die reißend schnelle Verbreitung der Pest in den muhamedanischen Städten diesem Gebrauche zugeschrieben werden, denn wenn die Seuche einmal in einer Familie ausbricht, so wird sie stets auf die ganze Nachbarschaft verpflanzt.

Es herrscht unter den Europäern und selbst unter den orientalischen Christen der allgemeine Glaube, daß die muhamedanische Religion jede Vorsichtsmaßregel gegen die Pest verbiete, allein dieß ist ein Irrthum. Diese Religion verbietet ihren Anhängern, eine Stadt oder Gegend, in welcher die Seuche sich verbreitet hat, zu verlassen, aber sie warnt sie zugleich, keinen Ort zu betreten, wo die Pest wüthet. Damit übereinstimmend verbietet sie dem Einzelnen, sich in seinem Hause einzuschließen und alle Verbindungen mit der angesteckten Stadt zu meiden, und sie begünstigt Quarantainen, um das Einschleppen der Seuche zu verhindern. Der Glaube an das unabänderlich vorherbestimmte Schicksal

ist jedoch so tief in den Gemüthern der morgenländischen Völker gewurzelt, daß nicht die geringste Sicherheitsmaßregel irgendwo getroffen wird. Die vielen Fälle, wo die Seuche diejenigen verschont, die mit ihr in die genaueste Berührung gekommen sind, bestärkt sie in ihrer Meinung, daß sie nicht ansteckend sei, und ihr Prophet hat ihnen erklärt, daß die Pest durch feindliche Dämonen verursacht würde, um das Menschengeschlecht anzugreifen, und daß diejenigen, die an ihr stürben, Märtyrer seien. Es herrscht unter den Moslems die allgemeine Meinung, daß ein unsichtbarer, mit einer Lanze bewaffneter Todesengel die für die Pest bestimmten Opfer, welche er in den verborgensten Schlupfwinkeln finde, berühre. In einer der Straßen von Yembo lag der Stamm eines Palmbaumes, und es wurde bemerkt, daß viele, welche darüber weggingen, bald nachher von der Pest ergriffen wurden; man glaubte darum, daß der Dämon hier seinen Lieblingssitz habe, um die Vorübergehenden zu verwunden, und aus diesem Grunde machten viele Araber einen Umweg, um ihren Feind zu vermeiden, obgleich sie überzeugt waren, daß er leichtfüßig sei und sie überall einholen könne.

Als die Pest zu Yembo ihre Höhe erreicht hatte, führten die arabischen Einwohner eine Kameelstute mit Bändern, Schellen und allen Arten von Zierrathen bedeckt, in Prozession durch die Stadt; auf dem Begräbnißplatze angelangt, tödteten sie das Thier und warfen sein Fleisch den Geiern und Hunden vor. Sie hofften, daß die über die Stadt verbreitete Pest eilig in den Körper des Kameels sich flüchten und daß sie durch das Schlachten des Opfers vertrieben werde. Manche aufgeklärten Araber lachten darüber, aber es war dieser

religiöse Gebrauch in so fern von einigem Nutzen, als die unteren Volksklassen mit Muth erfüllt wurden.

Die Stadt Yembo liegt an einer tiefen Meeresbucht, welche den Schiffen einen guten Ankerplatz darbietet und die größte Flotte aufnehmen könnte. Uebrigens sind die meisten Häuser der Stadt schlechter gebaut, als an irgend einem andern Orte in Hedschas. Ihre Bauart ist so plump, daß nur wenig Steine eine glatt behauene Oberfläche haben, es sind Kalksteine von glänzend weißer Farbe, die den Anblick der Stadt für das Auge sehr beschwerlich macht! Die meisten Häuser haben nur ein Erdgeschoß. Drei schlecht gebaute Moscheen, einige halb zerfallene öffentliche Khans und das Haus des Statthalters an der Seeseite abgerechnet gibt es an diesem Orte kein ansehnliches imposantes Gebäude. Yembo ist aber eine ächt arabische Stadt, denn nur sehr wenig Fremde haben sich hier niedergelassen. Von Indiern, die so zahlreiche Ansiedelungen zu Mekka, Dschidda und Medina haben, werden nur fünf als Budenbesitzer hier gefunden; alle Kaufleute sind Araber, und gehören nebst den übrigen Einwohnern zum Beduinenstamme Dscheheyne. Sie kleiden sich noch ganz wie die Beduinen, tragen das Kefi oder grün und gelb gestreifte Tuch um den Kopf, den weißen Abba über die Schulter mit einem Leibrock von blauer Leinwand oder gefärbtem Kattun oder Seide unter dem Abba, den sie mit einem ledernen Gürtel knapp zusammenhalten. Auch streiten sie mit einander so oft, als lagerten sie auf freiem Felde, und sie üben die Blutrache gleich den Kindern der Wüste.

Yembo ist reich an Früchten, namentlich ist in den benachbarten Bergen an Trauben Ueberfluß; Rosinen bilden einen gewöhnlichen Nahrungsartikel der Araber

und werden nach den Städten der Seeküste und nach Mekka ausgeführt, wo daraus eine Art Wein gemacht wird. Zu diesem Zwecke werden sie in irdene mit Wasser angefüllte Krüge gethan, in die Erde vergraben und so einen ganzen Monat lang gelassen, während welcher Zeit die Gährung stattfindet. Die meisten andern Früchte werden gleichfalls in den Bergen, wo Wasser genug vorhanden und das Klima gemäßigt ist, angebaut. Aber die nächsten Umgebungen der Stadt sind ganz unfruchtbar; man sieht weder innerhalb noch außerhalb ihrer Mauern Bäume oder sonst etwas Grünes; am Meere ist Salzboden, und dann kommt eine breite Sandebene. Ganz Arabien ist eine Wüste mit größeren und kleineren Oasen.

In der Stadt sind wohl einige Brunnen, aber ihr Wasser ist salzig; ihren eigentlichen Wasservorrath erhalten die Bewohner aus einigen großen Cisternen, etwa 5 Minuten weit von dem Medinathor, wo sich das Regenwasser sammelt. Enge Kanäle sind durch die benachbarte Ebene geführt, um das Regenwasser in diese Cisternen zu leiten. Es sind geräumige gut ausgemauerte unterirdische Wasserbehälter, und groß genug, die ganze Stadt mehrere Wochen lang mit Wasser zu versorgen. Sie sind das Eigenthum einiger Familien, deren Vorfahren sie erbaut haben; diese Besitzer verkaufen das Wasser zu einem gewissen vom Statthalter festgesetzten Preise; auch die Regierung bezieht von jeder Cisterne eine bestimmte Abgabe. Das Wasser ist vortrefflich und weit besser als in irgend einer andern Stadt von Hedschas, wo die Einwohner nicht thätig genug sind, ähnliche Cisternen anzulegen. Wenn aber die Herbstregen fehlen, leiden die Einwohner von Yembo

viel, und müſſen dann ihre Waſſerſchläuche bei den entfernten Quellen vor Aſailia füllen.

Ich lernte zu Yembo einen armen, aber dennoch muntern und fröhlichen Hadſchi kennen, der mit ſeinem Weibe die Wallfahrt nach Mekka gemacht hatte. Als harmloſer Pilger wurde er faſt allenthalben, wie er mir erzählte, mit vieler Gaſtfreundſchaft beehrt. Bei ſeiner Ankunft in einem Dorfe oder Städtchen ging er zur Moſchee und ſagte einige Kapitel aus dem Koran her. Die arabiſchen Einwohner fragten ihn dann, wer er ſei und woher er komme, und verſahen ihn als einen Mann Gottes reichlich mit Mehl, Milch, Roſinen und Hammelfleiſch. Er wurde während ſeiner dreimonatlichen Pilgerſchaft nie von Räubern angehalten, denn alle Moslem ſind religiös. Er konnte nicht genau jede Tagereiſe bezeichnen, weil er von einem Beduinenlager zum andern zog und oft mehrere Tage auf Reiſegefährten wartete. In der hochheiligen Stadt Mekka erhielt er ſich dadurch, daß er während der Nacht vor den Häuſern reicher Hadſchi's oder Wallfahrer Lieder zu Ehren des Propheten ſang. Dieſer arme Teufel von Hadſchi gemahnte mich lebhaft an die vormaligen fahrenden Schüler und Kloſterbrüder des Abendlandes, die ſich gleichfalls mit Singen und Beten ihr Brod verdienten.

Medina.

Unsere Karawane hielt in einem großen Hofe der Vorstadt, wo die Ladungen abgepackt wurden, und alle Reisenden, welche mit ihr angekommen waren, zerstreuten sich sogleich, um Wohnungen zu suchen. Mit Hilfe eines Mezowar, eines arabischen Eckenstehers, erhielt ich nach einiger Mühe ein gutes Zimmer in der Hauptmarktgasse der Stadt, etwa 50 Schritte von der großen Moschee. Mein Mezowar, dessen guter Kunde ich nun geworden war, half mir auch bei dem Einkauf aller nöthigen Lebensmittel.

Medina liegt am Saume der großen arabischen Wüste, nahe an der Bergkette, welche das Land von Norden nach Süden durchzieht. Die innere Stadt ist von Vorstädten umgeben; sie bildet ein Oval, welches in einer Spitze endigt, wo das Kastell auf einer felsigen Erhöhung gebaut ist. Das Ganze ist von einer dicken Mauer umschlossen, die 35 bis 40 Fuß Höhe hat, durch 30 Thürme beschützt und durch einen Graben gesichert ist. Diese Mauer ist noch in vollkommen gutem Zustande und bildet in Arabien ein respektables Vertheidigungsmittel, so daß Medina die Hauptfestung von Hedschas ist. Während des Mittelalters war die Stadt ganz offen und täglich den Einfällen der benachbarten Beduinen ausgesetzt. Nach dem arabischen Geschichtschreiber Asami wurde sie, wie sie jetzt steht, gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung er-

baut. Drei ſchöne Thore führen in die Stadt: Bab-el-Schami an der Nordſeite, Bab-el-Dſchema an der Oſtſeite und Bab-el-Mesri*) an der Südſeite, welches nächſt dem Bab-el-Fatu zu Kairo das ſchönſte Stadtthor iſt, das ich im Orient geſehen habe.

Medina iſt gut und ganz aus Steinen gebaut, die Häuſer ſind gewöhnlich zwei Stock hoch mit einem flachen Dache; da ſie nicht weiß getüncht ſind und die Steine eine dunkle Farbe haben, ſo ſehen die Straßen düſter aus und ſind meiſtentheils ſehr enge, indem ſie oft nur 2 bis 3 Schritte breit ſind. Einige der Hauptſtraßen ſind gut gepflaſtert — eine Bequemlichkeit, welche ein Reiſender in Arabien kaum zu finden erwartet. Es iſt im Ganzen eine der beſt gebauten Städte, die ich im Orient ſah, und ſie kommt in dieſer Hinſicht zunächſt nach Aleppo. Gegenwärtig ſieht die Prophetenſtadt etwas verödet aus, und viele Häuſer beginnen zu verfallen; ihre Eigenthümer, die früher großen Gewinn von der Menge der Reiſenden zogen, die hier zu allen Zeiten des Jahres ankamen, finden jetzt ihre Einnahmen vermindert und ſcheuen die großen Koſten des Bauens, da ſie wiſſen, daß ſie ihnen durch das Vermiethen der Zimmer nicht wieder erſetzt werden. In jedem Theile der Stadt ſieht man verfallene Häuſer und Mauern, die der Wiederherſtellung bedürfen, und Medina bietet denſelben Anblick dar, wie die meiſten Städte des Orients, welche jetzt nur noch ein ſchwaches Bild ihres alten Glanzes ſind.

Medina's Hauptſtraße iſt auch die breiteſte und

*) Das ſyriſche Thor — das Moſchee-Thor — das ägyptiſche Thor.

führt vom Kairothor zur großen Moſchee; in dieſer Straße ſind die meiſten Buden. Eine andere beträchtliche Straße, El-Belat genannt, läuft von der Moſchee nach dem ſyriſchen Thor, aber viele ihrer Häuſer ſind verfallen; dieſe hat auch einige Buden, aber in den andern Theilen der Stadt werden keine gefunden und darin unterſcheidet ſie ſich von Mekka, welches ein fortlaufender Markt iſt.

Im Weſten und Süden der Stadt ſind die Vorſtädte, welche mehr Grund und Boden einnehmen, als die Stadt ſelbſt. Sie ſind von ihr durch einen offenen Raum getrennt, wo die Karawanen halten, und der jederzeit von Kameelen und Beduinen gedrängt voll iſt. Einige Reihen kleiner Hütten und Läden ſind hier errichtet, in welchen Korn, Datteln, Butter und andere Lebensmittel verkauft werden, und einige Kaffeebuden, die den ganzen Tag mit Gäſten beſetzt ſind. Vier Thore führen aus den Vorſtädten in das offene Land; ſie haben kleine hölzerne Thüren, die leicht zu öffnen ſind. Der größere Theil der Vorſtädte beſteht aus größeren Höfen mit ſehr kleinen niederen Wohnungen, die ringsum im Erdgeſchoß angebracht ſind, und von einander durch Gärten und Pflanzungen getrennt werden. In einem ſolchen großen Hofe hauſen gewöhnlich 30 bis 40 Familien und bilden ebenſo viel kleine Dörfer, welche in Zeiten einer ſchwachen Regierung öfters unter einander in verzweifelte Fehden verwickelt waren. Das Vieh wird mitten im Hofe gehalten, um den großen Brunnen ſich lagernd.

Das köſtliche Juwel Medina's, welches dieſe Stadt faſt auf dieſelbe Stufe mit Mekka erhebt, iſt die große Moſchee, in welcher ſich Muhamed's Grab befindet.

Die Sekte der Malekiten behauptet, daß Medina mehr geehrt werden müsse als Mekka; ähnliche Ansichten finden sich in manchen Büchern der Muhamedaner ausgesprochen. Wie die Moschee von Mekka führt auch die von Medina den Namen El Haram (der allerheiligste Tempel); doch ist der Umfang der letzteren viel kleiner als derjenige der Moschee zu Mekka. Der Baustyl ist übrigens derselbe, indem sie ein offenes Viereck bildet, das auf allen Seiten mit bedeckten Säulengängen umgeben ist, und in der Mitte des Vierecks ein kleines Gebäude hat. Auf der Südseite der Moschee besteht die Kolonnade aus zehn Reihen von Säulen hintereinander; auf der Westseite sind vier Reihen, auf der Nord- und halben Ostseite bloß drei. Auf der Südseite, wo das Grab des Propheten ist, sind die Säulen größer und stärker als in den andern Theilen. Alle sind von Stein und weiß angestrichen. Das Dach der Kolonnaden besteht aus einer Menge von Kuppeln. Die innern Mauern sind mit weißem Marmor ausgelegt, und tragen goldene Inschriften, die eine glänzende Wirkung hervorbringen. Auch ist in der Nähe des Grabes der Fußboden mit schönem Marmor ausgelegt, und hat die trefflichste Mosaik. Weite und hohe Glasfenster spenden Licht durch die südliche Mauer; einige Scheiben sind schön gemaltes Glas und Geschenke des Pascha von Damaskus.

Nahe an der südöstlichen Ecke steht das berühmte Grab, durch ein eisernes grünbemaltes Gitter geschützt, worin Inschriften von gelber Bronze angebracht sind. Das Gitter hat vier Thüren, von denen aber drei immer verschlossen sind und nur eine Morgens und Abends geöffnet wird, um die Tempeldiener einzulassen, welche

den Boden reinigen und die Lichter anzünden. An allen vier Seiten des Gitters befinden sich kleine Fenster, durch welche die Pilger hereinblicken, indem sie ihre Gebete sprechen. In das Innere werden nur Personen von höchstem Rang gelassen. Da befindet sich ein großer Vorhang, der rings um das Grab geht, und 30 Fuß hoch ist, von reichem Seidenbrocat mit den verschiedensten Farben und von Silberblumen und Arabesken durchwebt. Dieser Vorhang hat nach Norden eine kleine Thüre, die jederzeit geschlossen ist, und von Niemand geöffnet werden darf. Nur dann, wenn der alte Vorhang zu Grunde geht oder ein neuer Sultan den Thron besteigt, wird von Konstantinopel ein neuer geschickt, und dieser zur Nachtzeit befestigt. Die alten Vorhänge werden nach Konstantinopel übersandt, und dienen dazu, die Gräber der Prinzen und Sultane zu decken.

Der Vorhang bedeckt einen viereckigen Bau von schwarzen Steinen, der von zwei Säulen getragen wird, und im Innern ist das Grab Muhamed's und zwei seiner Freunde und Nachfolger, Abu Bekr und Omar. Der Sarg, worin der Staub Muhamed's ruht, soll mit Silber ausgelegt seyn und oben eine Marmorplatte haben, auf welcher geschrieben steht: Im Namen Gottes, verleihe ihm deine Gnade. Von der Sage, daß des Propheten Sarg in der Luft aufgehängt sei, weiß man in Arabien nichts.

Um diese Gräber herum waren früher alle kostbaren Geschenke der Pilger, eine Menge Gold, Edelsteine und werthvolle Reliquien angehäuft; als aber die Wechabiten unter ihrem Anführer Saud Medina belagerten, nahmen die Häupter der Stadt das Meiste fort, unter

dem Vorwande, die Kostbarkeiten unter die Armen vertheilen zu wollen. Als Saud die Stadt einnahm, ging er selbst in das Allerheiligste, und nahm das Werthvollste, einen mit Brillianten und Diamanten besetzten Stern, der gerade über dem Grabe des Propheten hing. Jetzt sind wieder einige von den geraubten goldenen Gefäßen zurückgebracht worden.

Rund um den Vorhang sind Glaslampen aufgehängt, welche jeden Abend angezündet werden und die Nacht hindurch leuchten. Diese ganze Einfriedigung ist mit einer schönen Kuppel gedeckt, welche weit über die andern Kuppeln, die das Dach der Kolonnaden bilden, emporragt und in einer großen Entfernung von der Stadt sichtbar ist. Die Reisenden, welche Medina besuchen, verrichten gewisse Gebete, sobald sie die Kuppel erblicken. Das Dach ist von Blei und auf dessen Spitze eine Kugel von beträchtlicher Größe und ein Halbmond, die beide von Gold glänzen. Die Wechabiten, von dem Aussehen der Kuppel gelockt und nach ihrer Gewohnheit handelnd, alle über den Gräbern der Sterblichen — zu welchen sie auch Muhamed rechneten — errichteten Dome und Kuppeln zu zerstören, versuchten die Kuppel herabzuwerfen und die Kugel sammt dem Halbmond wegzunehmen; aber der feste Bau und das Bleidach machten dieß zu einem sehr schwierigen Unternehmen: zwei der Arbeiter glitten von dem glatten Dache, stürzten herab und brachen die Hälse, worauf das Zerstörungswerk unterlassen wurde — denn es war ein sichtbares Wunder vom Propheten selber gethan worden, zur Erhaltung seiner Grabstätte.

Die muhamedanische Ueberlieferung sagt, daß wenn der letzte Trompetenschall ertöne, Jesus Christus vom

Himmel zur Erde herabsteigen und ihren Bewohnern den großen Tag des Gerichts verkündigen werde; alsdann werde er sterben und an Muhamed's Stelle beerdigt werden. Wenn die Todten aus ihren Gräbern erstehen, würden auch sie zusammen auferstehen, gen Himmel fahren und Jesus Christus würde an diesem Tage von dem Allmächtigen beauftragt, die Gläubigen von den Ungläubigen zu sondern. In Uebereinstimmung mit dieser Ueberlieferung ist die Stelle am Vorhange bezeichnet, wo das Grab Christi angebracht seyn wird.

Des Propheten Geburtstag ist ein Nationalfest. Alle Buden sind an diesem Tage geschlossen, und jeder erscheint in seinen besten Kleidern. Früh des Morgens versammeln sich die Ulemas (Schriftgelehrten) und eine Menge wohlgekleideter Leute in der Moschee, wo einer der Katibs nach einer kurzen Predigt eine Erzählung aller Thaten Muhamed's von seiner Geburt bis zu seinem Tode abliest. Hierauf wird die Versammlung, wenigstens die vornehmsten anwesenden Personen, mit Konfituren, Limonade und Süßholzwasser bewirthet; die eifrigen Muselmänner bringen die Nacht vorher mit Gebet zu. Die Gemahlin Mohamed Ali Pascha's, welche von der Wallfahrt nach Mekka hierher kam, das Grab zu besuchen und ihren Sohn Tusun zu sehen, brachte den größten Theil der Nacht in andächtigen Gebeten in der Moschee zu. Nachdem sie in ihr Haus, das sie nahe bei der Moschee gewählt hatte, zurückgekehrt war, machte ihr der Sohn einen kurzen Besuch und verließ sie dann, damit sie ausruhen konnte, während er selbst mitten in der Straße Teppiche ausbreiten ließ und an der Schwelle der Wohnung seiner Mutter schlief, indem er so einen Beweis der Achtung und Demuth geben

wollte, der dem Sohne eben so viel Ehre macht als dem Charakter der Mutter, die ihn zu solchen Gesinnungen begeistern konnte.

Bei Begräbnissen wird in Medina eine alte, aber höchst ehrwürdige Nationalsitte beobachtet. Die Bahre wird von dem Hause des Gestorbenen an auf den Schultern einiger seiner Verwandten und Freunde getragen, die übrigen folgen nach; aber wenn der Zug in der Straße vorrückt, so eilt jeder der Umstehenden und Vorübergehenden die Träger eine Zeit lang abzulösen, diese machen wieder Andern Platz, die sich vorwärts drängen, um ihren Theil an der Last zu nehmen, was ohne anzuhalten geschieht, und so geht die Bahre von Schulter zu Schulter, bis sie nahe am Grabe niedergesetzt wird. Wenn wir bedenken, daß dieser einfache und rührende Gebrauch aus wahrem Gefühl entspringt, so möchte er mehr Theilnahme beweisen als das Leichengepränge, womit die Europäer ihre Todten zu Grabe geleiten. Im Orient geschieht Alles nach altem Brauch; der eben erwähnte verdankt seinen Ursprung sicher einem inneren Antriebe. Bei den Juden aller Gegenden, die ja auch Abkömmlinge eines Beduinenstammes sind, findet sich dieselbe löbliche Sitte, namentlich bei den Juden auf dem Lande, wo auch der Sarg, worin der verblichene Glaubensgenosse liegt, von Schulter zu Schulter geht.

Die Einwohner von Medina gelten für gebildetere Ulemas (Schriftgelehrte) als die von Mekka. Einige derselben haben zu Damaskus oder Kairo studirt, wo von jeher die moslemitischen Wissenschaften blühten, und fromme Stiftungen von den Gläubigen ausgesetzt sind, um den Aufenthalt des Wißbegierigen zu erleichtern. In dem Hause eines Scheikh zu Medina fand ich eine

Bibliothek von etwa 3000 Bänden die in der Familie erblich war, so daß kein Buch veräußert werden durfte. In Medina selbst sind zwei öffentliche Schulen.

Das Dorf Koba.

In dem benachbarten Dorfe Koba besuchen alle Wallfahrer die Stelle, wo Muhamed, als er von Mekka kam, zuerst anhielt; sie liegt südlich von der Stadt, etwa drei Viertelstunden entfernt. Die Straße dahin führt durch eine mit Dattelbäumen bewachsene und an vielen Stellen mit weißem Sand bedeckte Ebene. Eine halbe Stunde vor der Stadt fangen die Gärten an, welche sich über einen Raum von 4 bis 5 Meilen ausbreiten und vielleicht die fruchtbarste und angenehmste Gegend im nördlichen Hedschas bilden. Alle Arten von Obstbäumen findet man in den Gärten, die alle von Mauern umgeben sind und von zahlreichen Brunnen bewässert werden. Von da aus wird Medina mit Früchten versorgt; Citronen- und Orangenbäume, Granatäpfel, Bananen, Weinstöcke, Pfirsiche, Aprikosen- und Feigenbäume sind mitten unter die Dattel- und Nebekbäume gepflanzt, und bilden eben so dichte liebliche Wäldchen als in Syrien. Der Schatten dieser duftenden Haine macht Koba zu einem höchst angenehmen Aufenthaltsort. Auch die Christuspalme, von den Arabern Keroa genannt, ist hier sehr gewöhnlich. Das

Dorf wird von den Bewohnern Medina's häufig besucht; beständig werden Partien gemacht, um da den Tag hinzubringen, und viele Kranke werden dorthin gebracht, um die Wohlthat einer kühleren Atmosphäre zu genießen.

Mitten unter diesen schattigen Wäldchen steht die Moschee von Koba mit etwa 30 oder 40 Häusern; in dem Innern derselben werden einige heilige Stellen besucht, wo man kurze Gebete spricht und fromme Wünsche hersagt. Man sieht hier zuerst das mobrak el naka, d. h. die Stelle auf dem Boden der Moschee, wo die Kameelstute Muhamed's, welche er auf seiner Flucht von Mekka ritt, sich niederlegte und nicht mehr aufstehen wollte. Damit gab sie ihrem Herrn ein Zeichen, hier zu rasten, was er auch that, indem er erst nach einigen Tagen in Medina einzog. Ferner wird die Stelle gezeigt, wo Muhamed stand, als er sein Gebet gesprochen hatte und nach Mekka blickte, wo er Alles sah, was seine Feinde thaten.

Nahe bei der Moschee ist ein Garten, darin befindet sich ein Brunnen mit einer kleinen Kapelle, die an seiner Mündung erbaut ist. Dieß war eine Lieblingsstelle Muhamed's, welcher öfters mit seinen Jüngern unter den Bäumen zu sitzen pflegte und das Vergnügen genoß, das Wasser in einem klaren Bache dahin fließen zu sehen, ein Gegenstand, welcher noch heute die Eingebornen des Orients mächtig anzieht, und der in Verbindung mit einem schattigen Baume das Einzige ist, was sie an einer Landschaft bewundern. Als der Prophet einst hier saß, fiel sein Siegelring in den Brunnen und konnte nicht wieder gefunden werden. Man glaubt, der Siegelring sei noch immer in dem Wasser,

das hierdurch einen großen Ruf erlangt hat, und nebst andern Quellen nach Medina in einem Kanale geleitet wird.

Die Datteln von Medina.

Das Hauptnahrungsmittel ſind zu Medina die Datteln. Während der zwei oder drei Monate der Dattelernte — denn die Datteln werden nicht alle zu gleicher Zeit reif, jede Art hat ihre eigene Zeit — vom Julius bis September eſſen die untern Volksklaſſen nichts anderes, als Datteln, die auch getrocknet in dem übrigen Theil des Jahres ein Hauptnahrungsmittel bilden. Von derſelben Wichtigkeit iſt hier die Dattelernte, wie bei uns in Europa die Waizenernte, und ihr Mißrathen verurſacht große Beſorgniſſe. „Was koſten die Datteln zu Mekka oder Medina?“ iſt immer die erſte Frage, welche der Beduine thut, wenn er auf der Straße Reiſenden begegnet. Ein beträchtlicher Theil der Datteln wird aus entfernteren Bezirken nach Medina gebracht, namentlich von dem Thale Fera, wo ſehr viele Dattelwäldchen ſind; es iſt etwa vier Tagreiſen von Medina entfernt, und die Datteln werden von dort in großen Körben gebracht, in denen ſie zu einer Maſſe zuſammengepreßt ſind.

Die meiſten Dattelbaumwäldchen werden durch Regenbäche bewäſſert. Die Gärten um Medina ſind in der Regel ſehr tief liegend, indem die Erde aus der Mitte der Felder weggenommen und rund an den Mauern

herum angehäuft wird, so daß der zum Anbau bestimmte Raum oft 10 Fuß unter der Oberfläche der Ebene ist. Dieß geschieht, um einen bessern Boden zu gewinnen, indem die Erfahrung gezeigt hat, daß die obere Schichte mehr mit Salz geschwängert und zum Anbau weniger tauglich ist.

Wie elend würden die Araber und Mauren seyn in ihren heißen, sandigen, waldlosen, wüsten Ländern, wenn sie die Dattelpalme nicht hätten! So aber ist von der Vorsehung auch hier gesorgt; von zwei Dattelbäumen kann eine Familie das ganze Jahr leben. Die Früchte, welche in großen Büscheln beisammen wachsen, sind so gedrängt, daß oft 200 an einem einzigen Büschel sitzen. Die Größe einer Dattel gleicht der unserer Zwetschgen; in dem zuckerartig süßen und saftigen Fleisch steckt ein harter länglicher Kern. Man ißt die Datteln frisch und getrocknet, roh und eingemacht und auf alle mögliche Weise zubereitet. Der ausgepreßte Saft gibt einen köstlichen Syrup, wie Honig so süß, und in diesen Zuckersaft werden von den reichen Arabern wieder die Datteln eingemacht. Die Armen behelfen sich oft mit den schon ausgepreßten Früchten, mit welchen man auch Kameele und Pferde füttert. Ist der Baum jung, so gewährt sein Mark eine wohlschmeckende Speise; bei älteren Bäumen steckt dieser Leckerbissen nur noch im Gipfel des Stammes. Die zarten noch nicht entfalteten Blätter werden als Palmkohl gekocht oder als Palmkäse zu Konfekt eingemacht. Aus dem Saft wird wie bei unseren Birken der Palmwein gemacht, der aber frisch getrunken werden muß, da er nach 24 Stunden in Essiggährung übergeht. Aus den Dattelkernen preßt man Oel, und mahlt daraus auch ein Mehl, zum Fut-

ter für das Vieh. Die Bewohner von Hedschas legen die Kerne zwei Tage lang in's Wasser, wo sie weich werden, und geben sie dann den Kameelen, Schafen und Kühen anstatt der Gerste, und die Thiere sollen sehr fett von dieser Nahrung werden. Es gibt zu Medina Kaufläden, in denen nichts als Dattelkerne verkauft werden, und die Bettler sind in allen Straßen fortwährend beschäftigt, die weggeworfenen Kerne aufzulesen. Mit Recht vergleicht Muhamed in einer der Reden, die von ihm aufgeschrieben sind, den tugendhaften und edelmüthigen Mann mit einem Dattelbaume: „Er stehet aufrecht vor seinem Herrn, in jeder seiner Thaten folgt er dem Antriebe, den er von oben erhält, und sein ganzes Leben ist dem Wohlthun seiner Mitmenschen gewidmet."

Verschiedene Arten Datteln werden sowohl zu Medina als in allen andern fruchtbaren Thälern dieses Landes gefunden, und jeder Platz hat seine eigene Arten, die sonst nirgends wachsen. In der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt sollen über hundert verschiedene Sorten von Datteln wachsen. Am meisten in Hedschas verbreitet ist die Dschelebisorte; die Helua ist eine sehr kleine Dattel, nicht größer als eine Maulbeere, und sie hat ihren Namen von der außerordentlichen Süßigkeit, in welchen sie den feinsten Feigen von Smyrna nicht nachsteht, auch wie diese mit einer Zuckerkruste sich bedeckt, wenn sie getrocknet ist. Die Einwohner erzählen, daß Muhamed ein großes Wunder mit dieser Dattel verrichtet habe: er steckte einen Kern von derselben in die Erde, und dieser faßte alsbald Wurzel, ging auf und binnen fünf Minuten stand ein ausgewachsener Baum mit Früchten beladen vor ihm.

Ein anderes Wunder wird von der Dattelart, welche El Sihan heißt, erzählt. Ein Baum derselben begrüßte den Propheten, als dieser unter ihm wegging, mit einem lauten salam aleikum — Friede sei mit dir. Für die gesündeste wird die Birni-Sorte gehalten, und diese ist wirklich am leichtesten zu verdauen. Sie war auch die Lieblingsdattel Muhamed's, welcher seine Araber anwies, sieben von dieser Frucht jeden Morgen vor dem Frühstück zu essen. Die Dschelobidattel wächst nur in Medina's Umgebungen und sonst nirgends in Hedschas. Acht Dschelebis werden um 20 Paras (ca. 20 Kreuzer) verkauft; sie sind ihrer Trefflichkeit und Seltenheit willen von den Pilgern sehr gesucht, welche gewöhnlich einige dieser Datteln mit nach Hause bringen, um sie guten Freunden als „aus der Stadt des Propheten kommend" zu schenken. Kleine niedliche Schachteln, die etwa 100 Stück fassen, werden zu Medina verfertigt.

Eine Art der Datteln von Medina bleibt, auch wenn sie getrocknet ist, vollkommen grün; andere behalten eine helle safrangelbe Farbe. Diese Datteln werden auf Schnüre gereiht, und überall in Hedschas unter dem Namen „syrische Halsbänder" verkauft; junge Mädchen tragen sie häufig um den Hals als Zierrath.

Die ersten Datteln werden im Anfang des Junius gegessen, und in dieser Periode ihres Wachsthums Rotab genannt; aber die allgemeine Dattelernte beginnt zu Ende Juni; in Aegypten ist sie vier Wochen später. Von den verschiedenen Arten, die Datteln zur Speise zuzubereiten, sind drei ächt arabisch: man kocht sie mit Milch, oder bratet sie mit Butter, oder kocht sie im

Waſſer zu einem dichten Brei, über den man Honig gießt. Die Araber ſagen, daß eine gute Hausfrau ihren Herrn einen ganzen Monat lang täglich mit einem anders zubereiteten Dattelgericht bedienen könne.

Skizzen aus Ostindien.

Vierter Abschnitt.

I. Briefe aus Tranquebar. *)

Indische Thiere.

Störung der Nachtruhe und Lärm am Tage.

Schon am zweiten Tage unserer Ankunft in Indien hatten wir Gelegenheit, die abscheuliche Plage kennen zu lernen, welche die Musquito's verursachen, diese giftigen Insekten, die mit ihrem unersättlichen Blutdurst den Menschen fast umbringen. Zum Unglück war es uns nicht eingefallen, den Vorhang von Flor zu brauchen, der zum Schutz gegen diese Plage dient und Musquitogardine heißt; derselbe war unter dem Betthimmel zusammen geknüpft. Aber eine ernsthaftere Lehre für Nachlässigkeit, als wir in dieser Nacht bekamen, kann nicht leicht Jemand gegeben werden. Die Musquito's (von musca, Fliege) sind übrigens nicht größer oder anders von Aussehen, als die gewöhnliche Mücke, vielleicht auch nicht giftiger, wenn die Sache recht untersucht würde. An den Wänden läuft auch ein ganzer

*) Möhl's Briefe aus Tranquebar.

Schwarm Eidechſen herum, die ſehr tückiſch ausſehen, aber in Betreff dieſer Thiere hatten wir ſchon am Tage erfahren, daß ſie dem Menſchen nichts zu Leide thun. Man erzählte uns, daß ein neuangekommener Unteroffizier die erſte Nacht in Indien damit zugebracht habe dieſe unſchuldigen Thiere zu tödten, in dem Glauben, es wären giftige Skorpione, und es gelte das Leben, ſie zu vernichten. Weit entfernt indeß, daß dieſe Thiere ſchädlich wären, ſind ſie im Gegentheil ſehr willkommen, indem ſie beſtändig auf Musquito's, Ameiſen und Wanzen, die ſich in unzähliger Menge vorfinden, auf die Jagd gehen. Die Tamulen nennen dieſe nützlichen Thiere „Ipulli", d. i. Mückentiger; darum ſollen dieſe Eidechſen meine beſten Freunde ſeyn, und ihr ziſchender Laut ſoll mir nichts ſchlimmes prophezeihen, wie es der Aberglaube meint. Man muß ſich in dieſem Lande auch bald daran gewöhnen, die übelriechende Spitzmaus oder Moſchusratte nach Belieben in ſeinen Zimmern ein- und ausſpazieren zu laſſen, denn man hat Thüren und Fenſter in der warmen Jahreszeit Tag und Nacht offen. Eben ſo wenig darf es Einen anfechten, in dem erquickendſten Schlummer mitten in der Nacht durch ein eben ſo plötzliches als durchdringendes Katzengeſchrei, oft unter ſeinem eigenen Bette, geweckt zu werden, und es hilft nur wenig, wenn man böſe wird und aufſteht, um die Katze zu ſtrafen, denn ſie entflieht ohne Mühe durch eine der vielen Thüren und Fenſter, die immer offen ſtehen; dann kommt vielleicht bald auch eine andere herein, um gleichfalls ihr abſcheuliches Geſchrei anzuſtimmen.

Schlimmer iſt es jedoch mit den herrenloſen Hunden, „Pariahunde" genannt, von denen manche halb-

verhungert in der Nacht von den Dörfern hereinkommen, um in den Häusern der Europäer Besuche abzustatten. Ich habe einmal vergeblich versucht, einen solchen Hund aus meinem Schlafzimmer zu vertreiben; er legte sich ganz ruhig hin und knurrte, so daß ich um Hülfe rufen mußte und ihn endlich in den Hof brachte, wo er zuletzt getödtet wurde — leider auf eine sehr grausame Art mit Knütteln und einer Schlangengabel, als den einzigen Waffen, die im Hause waren. Die Schakals hört man weit umher in der Nacht heulen. Sie halten sich besonders bei den Verbrennungsplätzen der Todten auf, wo die Leichen der Kinder und gewisser Kasten begraben werden. Sie gleichen den Pariahunden, sind aber kleiner. Wenn sie sich den bewohnten Orten nähern, gerathen sie bisweilen mit den Hunden in ein Gefecht, entlaufen aber meistens, da sie viel schneller sind und mit großer List zu entkommen verstehen.

Ein anderer Gast ist der Waldhund, Maraney, eine Art Iltis oder Marder, der sich auf dieselbe Weise nährt wie diese. Er schlägt seine Wohnung unter den Dächern auf, besonders in Häusern, welche seit längerer Zeit unbewohnt gewesen sind; man kann alsdann seinen langen Schwanz unter dem Dache hervorhängen sehen, und ihn dann an demselben ohne Schwierigkeit fangen. Hasen und Kaninchen sind in Indien allgemein. Eine Art sehr großer wilder Katzen, dunkelgrau mit schwarzen Streifen, unseren zahmen in Europa ähnlich, halten sich in den Gärten vor der Stadt auf, wo sie sich in die Hühnerhöfe zu stehlen suchen. Die Eulen machen auch ein unangenehmes Geschrei, heulen aber nicht so melancholisch wie bei uns: sie haben einen schrillenden und

dem Fremden sehr ungewohnten Laut. Die Missionskirche in der Stadt ist ihr Lieblingsaufenthalt.

So geht es in der Nacht; am Tage aber machen Sperlinge und Krähen einen gewaltigen Lärm, besonders die letztern, die sehr dreist sind. Das Schlimmste sind die vielen giftigen Thiere. Man muß in Wahrheit sich glücklich preisen, wenn man in seiner Stube nicht auf Schlangen tritt oder Skorpione berührt, was sehr leicht geschehen kann. Darum hat man auch die ganze Nacht in den Schlafzimmern Licht. Zwei Boaschlangen sind hier im Hause, die mit den Schiffen in die Heimath gesendet werden sollen. Die eine hatte sich gestern hinter einen Schrank versteckt und auf Moschusratten Jagd gemacht.

Des Morgens bei Sonnenaufgang ist die Luft am kühlsten, und deshalb machte ich auch, sobald der Tag graute, einen Spaziergang um die Stadt über den Kirchhof und zu meinem künftigen Hause. Der Lärm, welchen die Krähen hier zu Lande gleich des Morgens und beinahe den ganzen Tag machen, ist fast nicht zu ertragen. Heimathlicher — obgleich das Krähengeschrei uns nicht gerade fremd ist — tönt jedoch das Krähen des Hahns, und ein kleiner Vogel, „Krähenkönig" genannt, läßt sich stets etwas vor Tagesanbruch mit einer schönen flötenden Stimme, dem Drosselgesang ähnlich, vernehmen. Papageyen, von denen ganze Horden herumfliegen, spektakeln auch gehörig, aber doch nicht so viel und so unangenehm wie die Krähen. Das Geschrei der Pfauvögel dagegen ist äußerst durchdringend, es sind aber nicht die wilden Pfauen, die man nur im Innern des Landes findet, sondern die zahmen, welche die wohlhabenderen Tamulen in ihren Häusern und die

Braminen bei den Pagoden halten. Was aber alle pfeifenden und schmetternden und lärmenden Naturtöne übertäubt, ist die Musik in den Götzentempeln, die unter dem eigenen Namen „Pagodenmusik" bekannt ist. Es ist unbegreiflich, warum sich die Tamulen nicht längst zum Christenthum bekehrt haben, nur um von dieser äußerst langweiligen und eintönigen Musik befreit zu werden; denn sicher, kein europäisches Ohr könnte lange dieses abscheuliche Geräusch aushalten, welches durch die langen Posaunenzüge, die polternden Trommeln (Tamtam, eigentlich Tammuktammuku), die lärmenden Becken und die klirrenden Triangel hervorgebracht wird.

Hausthiere.

Die Alleen haben schon (Monat April) ein nacktes und vertrocknetes Ansehen von der Hitze, und zur Zeit sind alle Nollu-Aecker (Reisfelder) gänzlich von aller Vegetation entblößt, so daß man über sie und die vielen Gräben und Kanäle, von denen sie durchschnitten sind, spazieren gehen kann. Diese Felder haben aber kein so gutes Aussehen, als ein abgeerntetes Kornfeld daheim, so nackt ist der Boden und so nahe der Erde werden mit der Sichel die Nollubüsche abgeschnitten. Es wird nun mit der Hitze von Tag zu Tag schlimmer, und Alles, was nicht mit Wasser begossen wird oder Schutz im Schatten der Bäume findet, dorrt gänzlich dahin.

Die Bäume widerstehen mit einer bewundernswürdigen Kraft der starken Hitze, die außer ihnen Alles zu besiegen scheint. Die armen Ochsen und Büffel sind zu bedauern, die in dieser Sonnengluth schleppen müssen und jetzt nur so

geringe Weide finden! Auch die Kühe müssen schwere Reissäcke tragen und sich außerdem melken lassen, wenn es überhaupt möglich ist, ihnen etwas Milch abzuzapfen. Esel gibt es hier in großer Menge, und welche von beiden häßlicher sind, die Esel oder Büffel, will ich unentschieden lassen, denn mit ihrem schmutzig aschgrauen Fell und dem faulen Schlendrian, in welchem sie sich bewegen, streiten sie mit einander um den Preis. Die großen weißen Ochsen, deren sich die Europäer und Eingebornen, welche sich kein Pferd halten können, bedienen, sind prächtige schöne Thiere mit hohen glänzenden Hörnern, die häufig an ihren Enden mit einem Metallknopf geziert sind. Die eingeborenen Pferde sind kleine häßliche Kracken, welche Tattur genannt werden und für einen Spottpreis zu haben sind, aber zu nichts Anderem taugen, als gleich den Eseln Lasten zu tragen und mit den Eseln in Trägheit und Langsamkeit wetteifern. Die arabischen Pferde, die man öfters aus Iran hier einführt und manche andere, weniger kostbare Racen aus dem Mahrattenland, Pegu, Atschin u. s. w. werden an die Engländer für sehr hohe Preise verkauft. Eine seltsame Unsitte haben die Hindostaner, die Schwänze und Mähnen ihrer Pferde und die Hörner ihrer Ochsen mit den grellsten Farben anzumalen, aber sie lieben den buntscheckigen und vielfarbigen Geschmack, wie der Orientale überhaupt.

Einen Elephanten sah ich neulich bei einer mohrischen Hochzeit, wozu er aus einem Hindutempel im Innern des Landes für etwa 14 Conv.-Gulden gemiethet worden war. Er sah aus, als wenn er weite Hosen angezogen hätte, so faltete sich die Haut um die Beine, wenn er ging, vermuthlich aus Magerkeit und

wegen ſchlechter Fütterung, denn ein ſolches Thier verzehrt täglich an hundert Pfund Reis, wenn es nicht verhungern ſoll. Darum ſind es nur die bemitteltſten Pagaden und reicheren Eingebornen, namentlich die Fürſten, welche dieſe Thiere halten. In der Kolonie hier am Ort findet man ſie nicht; die engliſchen Gouverneure aber halten ſie gleich den indiſchen Fürſten. Zur Tigerjagd werden ſie im Innern des Landes gebraucht, und um ihres Gleichen zu fangen auf Ceylon, wo ſich noch viele in wildem Zuſtande befinden. Einen Fehler haben noch jetzt die meiſten europäiſchen Zeichnungen des Elephanten an den Hinterbeinen, deren Glieder ſich nämlich ebenſo wie die der Vorderbeine biegen.

Liſtige Vögel.

Ein Beiſpiel von der Dreiſtigkeit und Gefräßigkeit der Vögel erhielten wir hier in R.'s Garten des Mittags von einem Malabarvogel, einem tamuliſchen Habicht (Brandü oder Gerüd genannt und dem Gott Kriſchna geweiht), der herunterſtieß und ein Stück Karbonade von einer Schüſſel fortſchnappte, die ein Diener aus der Küche durch den Garten zum Tiſch trug. Der Vogel war kaum zu bemerken, mit einer ſolchen Geſchwindigkeit beging er den Raub, und als ich verſuchen wollte, ob er daſſelbe mit mir probiren würde, war er ſchon damit zu Stande, ehe ich ihn geſehen und den Teller in Acht nehmen konnte. Einen andern merkwürdigen Zug von einer Krähe, die ſehr geſchickt mit dem Schnabel den Deckel von der Waſſerkruke zu nehmen und daraus ihren Durſt zu löſchen verſtand, darf

ich hier nicht vergeſſen, da dieſe beiden Beiſpiele beweiſen können, wie die indiſchen Vögel ihren Hunger und Durſt auf eine ganz überlegte und verſtändige Weiſe zu ſtillen wiſſen. Daß die Indianer ſo viel Schlauheit haben, ſcheint ſich von ſelbſt zu verſtehen, da ſchon die Thiere ſo klug ſind; nur wäre zu wünſchen, daß der Menſchen Klugheit ſich mehr auf das Gute richtete. Vor den Schlangen muß man ſich doch ſehr in Acht nehmen; faſt wäre ein trauriges Ereigniß hier im Garten erfolgt. Einer der Söhne, ein munterer Knabe, hatte einen Sperling in's Auge gefaßt, ohne zu bemerken, daß eine Brillenſchlange in dem nämlichen Augenblicke dem Vogel nachſtellte. Die Schlange erhob ſich gegen den Knaben, dieſer aber wurde ſie noch zur rechten Zeit gewahr und floh; wahrſcheinlich erhielt auch der Sperling wegen der doppelten Verfolgung Gelegenheit, zu entkommen.

Ein ſehr künſtliches Vogelneſt entdeckten wir heute zufällig; es iſt aus einigen Blättern des Mangobaums zuſammen genäht und ſo kunſtvoll, daß ich es der Merkwürdigkeit halber zu Hauſe ſenden will, zugleich mit den Früchten des Baumwollenbaums, wovon der Vogel vermuthlich ſeine Fäden ſpinnt. Ich muß geſtehen, daß dieſer Vogel den Namen „Schneider" vor allen übrigen Schneidern verdient, und keiner von der löblichen Zunft darf ſich ſchämen, dieſen als Meiſter anzuerkennen, wenn man bedenkt, daß er ſeine Profeſſion ohne Scheere und Nadel übt, und noch dazu ſelber den Faden verfertigt.

Eine Schlangenjagd, Beschwörer, Schlangenkämpfe.

In der warmen Zeit kommt das große Gewürm zum Vorschein, und ich habe bereits mit Schlangen und Skorpionen Bekanntschaft genug gemacht. Häute von Schlangen findet man oft bei den Häusern, viele bis 3 Ellen lang, so daß die Furcht vor diesen Thieren keineswegs ungegründet ist. Eines Abends traf ich eine Schlange auf meinem Hofe, die jedoch flüchtete, sobald sie mich sah, und sich in einem Seitenhause versteckte, wo der Polanquin stand. Ich konnte es nicht unterlassen, sie zu verfolgen, zündete deßhalb sogleich eine Laterne an, und nahm einen Stock in die Hand. Nach einem ziemlich schwierigen Kampf in dem engen Raume, wobei sie sich mehrere Mal umwendete und zischte, tödtete ich sie endlich, als sie sich unter einem losen Mauersteine verbergen wollte, aber ich fand, daß sie nicht von der giftigen Art war. Dagegen saß ich eines Abends mit einem guten Freund vor der Hausthür, und stutzte nicht wenig über einen dumpfen Laut, auf den ein ängstliches Katzengeschrei und dann ein schleppendes Geräusch im Vorzimmer folgte. Ich konnte mich kaum auf dem Stuhl umkehren, um in die Thür zu sehen, als eine gewaltig große Schlange in mächtigen Windungen aus derselben heraus kam. Ich faßte meinen Freund schweigend unter dem Arm, und als die Schlange sich nach der entgegengesetzten Seite wandte, und sich längs des Hauses auf das hohe Geländer der benachbarten Veranda hinaufschlich, fragte ich ängstlich, ob er gesehen hätte, was so eben neben uns hingekrochen

sei. Da er aber von der Thür etwas ferner gesessen, hatte er nichts bemerkt. Ganz sacht ließ ich sämmtliches Hausperſonal herbeirufen, mit Stöcken und spanischen Röhren bewaffnet, und nahm selbst die Laterne in die Hand, worauf wir, von der Katze begleitet, an der nahen Veranda stehen blieben. Auf die Katze hatte ich nicht Acht gegeben, bis ich sah, wie sie sich hinstellte und in die Oeffnung hineinstierte, aus der das Wasser von der Veranda auf die Straße läuft. Bei genauerem Nachsehen wurde ich die Schlange richtig gewahr, und mit dem Worte „Pambü" zu ein Paar vorübergehenden Soldaten erhielten wir von einem derselben Beistand. Er jagte mit seinem Säbel die Schlange zu uns heraus, worauf sie durch unsere vereinten Bemühungen glücklich getödtet wurde. Es war die allergiftigste (Coluber Naya, Cobra Capella) und wir hingen sie unter den Weinranken am Hof zur Schau auf.

Es ist ein interessantes Schauspiel, diese furchtbaren Brillenschlangen, wenn sie die chinesischen Gaukler vorzeigen, sich in der Form eines Schwanenhalses emporheben zu sehen, wie sie pfeifend und ziſchend einen Halbzirkel bilden und die breite Nackenhaut, worauf das Zeichen einer Brille deutlich ausgeprägt ist, ausspannen. Die Schlange gehorcht auf das Kommando, folgt mit ihren Bewegungen der Musik, und sobald diese aufhört, kriecht sie in ihr Gefäß zurück. Die Schlangenbeschwörer verstehen es, diese Thiere aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuräuchern, sobald sie aber hervorkommen, fassen sie die Schlange beim Schwanze, schwingen selbige so stark um den Kopf immer im Kreise, bis die Thiere ganz betäubt sind, worauf sie in ein Gefäß gesteckt und durch Hunger zahm gemacht werden. In den

Gebirgsgegenden und im Innern des Landes an den großen Flüssen kann man Zeuge seyn von den furchtbaren Naturscenen, welche die Kämpfe unter den großen Raubthieren der Erde darbieten. Besonders in Bengalen, zwischen den vielen Mündungen des Ganges ist der Schauplatz jener Thiergefechte. Dort kämpft der Königstiger mit der Abgottsschlange und brüllt in ihrem Rachen gefesselt, der schreckliche Alligator fällt den Dschungel-Büffel an, und über den Kadavern sammeln sich die Adler und Geier und theilen ihre Beute mit den Schakals und Krokodilen.

Gegen den Biß der Brillenschlange pflegt alle Kur vergeblich zu seyn, wenn sich das Blut mit dem Gifte gemischt hat. Ich habe einmal einen Büffel mit Schaum vor dem Maule sein Leben ausstöhnen sehen, nachdem er von einer Brillenschlange gebissen worden war, während seine arme Eigenthümerin jämmerlich über den Verlust wehklagte. Für den Skorpionstich hat man eine eigene Masse, der „Skorpionstein" genannt, die eine aussaugende Kraft zu haben scheint, und die sogleich die Schmerzen lindert, wenn man sie bei Zeiten anwendet. Sonst bedient man sich des Kajaputöls.

Insekten.

Die Verwandlungen im Würmer- und Käferreich sind sehr merkwürdig: Larven können mehrere Monate, ja sogar ein halbes Jahr verpuppt liegen, ehe sie als beflügelte Insekten auskommen. Eine große grüne Larve, die sich auf dem Weinblatt aufhält, wird zu einem Insekt mit Flügeln, welche ganz den Blättern eines Baumes gleichen. Eine Art Grashüpfer hat so viel Aehn-

lichkeit mit den Grashalmen, daß ich oft erst durch seine lebenden Bewegungen ihn von den Pflanzen unterscheiden konnte.

Ein sehr glänzendes Schauspiel hat man oft Abends in den Gärten durch die sogenannten Feuerfliegen, welche die Gipfel der Bäume illuminiren. Dieselben sind beflügelte (Käfer) Insekten, deren Larven gleichfalls leuchten, und die im Grase des Nachts einen so starken Schein verbreiten, daß man dabei lesen könnte. In früheren Zeiten soll die grausame Sitte Statt gefunden haben, daß die Damen dieses Insekt als Besatz und Schmuck auf ihren Kleidern brauchten, um auf den Gouverneurs-Bällen damit zu glänzen.

Eine Menge kleiner Fliegen, die unaufhörlich ihr Vergnügen darin finden, sich in den Augensternen der Menschen abzuspiegeln, sind sehr lästig und verursachen oft Entzündung. Ich bin auch von einigen giftigen kleinen Insekten an den Händen und mehrmals an den Lippen gebissen worden, ohne daß ich im Stande war zu entdecken, wann und woher sie kamen. Eine große Wespe (Vandu), die mir mehrmals drohte gerade in's Gesicht zu fahren, während sie summend im Zimmer umherflog, tödtete ich nach einem langen Gefecht mit meinem Lineal. Einen Augenblick nachher sah ich sie von einer unzähligen Menge Ameisen wegtransportiren, die sie verzehrten und abklaubten, bis sie ein Skelett war. Die Wespen machen ihr Nest unter den Deckbalken in den Zimmern, zuweilen an die Möbel. Ich konnte eines Tages meinen Schreibtisch nicht aufschließen, weil das Schlüsselloch von einem solchen Wespennest ganz verstopft war. Die Tamulen nennen sie „Vanduputschin."

Die fliegenden Ameisen kommen des Abends in solcher Menge um das Licht, daß sie sehr beschwerlich werden. Sie verlieren ihre Flügel, indem sie das Lichtglas umschwärmen und sich aneinander reiben. Auf diese Weise läßt es sich begreifen, wie überall in das Haus und auf die Dächer Ameisen kommen, da sie zuerst eine Zeit lang beflügelt sind. Am verderblichsten sind die Termiten oder weißen Ameisen, die mit Recht die „Verwüster" genannt werden, da besonders die Larve Alles, was ihr vorkommt, Hausgeräthschaften, Kleider, Wäsche, Bücher zerbeißt und zerfrißt, und selbst Häuser und Schiffe in Angriff nimmt. Diese Ameisen machten mir vor einiger Zeit einen schlimmen Besuch und ich fürchtete für meine Bücher, war aber glücklich genug, dieses Ungeziefer auszurotten, ehe es Schaden anrichten konnte. Jeden Morgen, wenn ich in mein Zimmer kam, hatten sich die Thiere über die ganze Wand fort von einer tonartigen übelriechenden Schmutzmasse einen förmlichen Bau gebildet, unter der sie zum Schutz gegen Ipulli und andere Feinde ihre Gänge in der Mauer hatten. Eine solche Kothmasse riß ich täglich ab, fand sie aber den Tag nachher erneuert, oft in doppelter Größe. Ich versuchte, heißes kochendes Wasser in die Mauer zu sprützen, aber es half nichts; selbst starker Tabaksabguß hatte nicht die mindeste Wirkung, ihnen ihren Aufenthalt unangenehm zu machen. Endlich bequemte ich mich, einen von den klugen Männern der Tamulen, den sogenannten Schlangenbeschwörer holen zu lassen, welche Leute die „schwarzen Künste verstehen" und allerlei Ungeziefer zu vertreiben wissen. Ich wurde auch nicht betrogen, denn der Zauberer bekam richtig sowohl den König als die Königin (die von den Larven

mitten in der Wohnung eingemauert und mit Nahrung versehen werden) in seine Gewalt, ohne eine andere Hexerei zu brauchen, als ein Loch tief in die Mauer bis zur Residenz zu hauen. Ich war so aufgebracht, daß ich einen Faden um beider Majestäten Hals legte und sie in eine Spiritusflasche hing, worin sie nach Hause gebracht werden sollen. Den nächsten Tag war das ganze Reich zerstört, und seitdem habe ich nichts mehr von diesen unangenehmen Gästen verspürt.

Indische Pflanzen.

Blumenbäume und Blätter.

Ein nicht geringer Irrthum ist, daß Indien keine wohlriechenden, sondern nur prachtvolle Blumen haben soll, welches zu Hause so ziemlich allgemein aber ungegründet angenommen wird. Ich will nicht einmal Rose und Resede nebst anderen wohlriechenden Blumen nennen, die man hier mit Europa gemeinschaftlich hat, könnte ich Euch nur allein die Blumenbäume alle zeigen, von denen ich hier auf dem Kirchhofe in Tranquebar Blumen sammeln kann, die sämmtlich stark und angenehm duften. Fast von allen Fruchtbäumen riechen die Blüthen sehr gut, ja manche haben einen so starken Geruch, daß man Kopfweh bekommt, wenn man zu lange ihren Duft einathmet. Sogar Blätter und Rinde mancher Fruchtbäume verbreiten aromatische Wohlgerüche, und die Blüthen des Mangobaumes erfüllen mit ihrem

Gewürz die benachbarten Häuser. Es ist auch nicht wahr, daß die Blätter der Bäume ganz anders seyn sollen, als zu Hause. Allerdings, was die Palmen und die Bäume mit gespaltenen und gefaserten Blättern betrifft, aber die Blätter der meisten Bäume haben doch kein verschiedenes Aussehen im Vergleich mit den europäischen, nur daß sie viel dicker und meist auf der Oberseite sehr glänzend sind, etwa wie bei der Pappel. Der Orangen-, Feigen- und Mandelbaum wachsen hier auf dem Kirchhof neben der Palme, und haben alle wie diese einen üppigen Wuchs. Unsere dünneren Buchen- und Lindenblätter würden freilich in der starken Sonne bald dahin welken. Es gewährt mir großen Genuß, die fremde Natur hier zu beobachten, und es scheint mir, daß die Eingeborenen sehr genau alle die verschiedenen Naturgegenstände kennen, welche sie umringen. Sie führen aber auch kein solches Stubenleben, wie wir im kalten Europa den größten Theil des Jahres es führen müssen.

Erfrischende Früchte und Schatten.

Nach dem Frühstück genießt man mit vielem Wohlbehagen, und gewiß zum großen Nutzen für die Erhaltung der Gesundheit, einige von den vielen guten Früchten des Landes. Doch von allen diesen ist kaum eine wohlschmeckender, gesunder und nahrhafter, als die Banane (Musa paradasiaca). Eine bessere Frucht, besonders von den edleren Arten, trägt schwerlich ein Baum auf der Erde. Was jetzt die Kartoffel den Europäern geworden ist, das ist und bleibt die Banane dem heißen

Klima von Indien, da ſie mit der Wohlfeilheit die Nahrhaftigkeit und erfriſchende Kraft vereinigt.

Um einen Begriff von der Triebkraft der Pflanzen zu geben, will ich nur anführen, daß der Ableger einer Weinranke, den ich kurz nach meiner Ankunft pflanzte, in zwei Monaten 4 Ellen in die Höhe geſchoſſen iſt. Doch thut auch hier ein guter Boden, Pflege und Bewäſſerung viel zur Fruchtbarkeit.

In dieſem Monat (Auguſt) haben wir mehrmals Regen und Gewitter gehabt, welches den Gartengewächſen ſehr half. Die Gurken wachſen ſehr ſchön und zu bedeutender Größe, aber man muß ſich ſelbſt auf ihren Bau legen, wie überhaupt die meiſten Früchte ſich ſelber ziehen, wenn man gute Sorten haben will. Die Tamulen pflücken die Früchte, die ſie verkaufen wollen, viel zu zeitig ab, um ſie dann deſto länger im Handel aufbewahren zu können. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen einer feinen und groben Bananen-Feige (Naſtali und Monden), ſowie zwiſchen der Frucht des gemeinen und des gepfropften Mango, denn jener iſt faſt ungenießbar mit ſeinen groben terpentinartigen Faſern, und eine Pferdefeige (Monden) ißt man ſelten roh. Das Fleiſch der beſten iſt ſüß, breiartig, mild und kühlend. Die Früchte der Banane können roh, ſogar unreif gegeſſen werden, und werden überdieß gekocht, geröſtet, getrocknet und eingemacht. Tauſende leben faſt ausſchließlich von dieſer Frucht, die ſich überaus lange hält. Die Blätter der Bananen werden oft zwölf Fuß lang und eine Elle breit, ſo daß ſich ein erwachſener Menſch mit einem einzigen Blatte vollkommen bedecken kann. Auch werden dieſe Blätter zu Kleidern, Tiſchtüchern, zum Einpacken der Waaren und zum Decken der Häuſer be-

nutzt. Es ist erstaunlich, welchen ausgedehnten Gebrauch man hier von den Pflanzen macht. So heißt ein Baum der „Seifenbaum", ein anderer die „Schuhblüthe", weil man den ersten beim Baden zum Reinigen, den zweiten zum Schuhschwärzen gebraucht. Auch der Bananensaft färbt, und wird zu Zeichendinte benutzt.

Die Reispflanzungen.

Ein paar Ochsen oder Büffel mit einem Joch über dem Nacken und einem hölzernen Pflug, welchen der Pflüger mit Leichtigkeit zum Acker tragen kann, bildet die ganze Maschinerie, die zur Bearbeitung der Erde gebraucht wird. Von Egge, Walze oder ähnlichen Geräthschaften weiß man nichts; doch habe ich einmal mit einem großen Dornbusch harken sehen. Es würde sich auch nicht thun lassen mit Pferden zu pflügen, wo die Erde so bruchig und feucht, durch das darauf gestandene Wasser fast eine bloße Schlammmasse geworden ist; kurz darauf, sobald das Wasser abgeleitet ist, beginnt das Pflügen. Wäre der Boden härter oder zäher, so würden so dünne Holzwerkzeuge, wie die Pflüge der Indianer, sich gar nicht brauchen lassen, da sie die Erde bloß ein wenig ritzen, ohne eine Furche zu ziehen. Der zum Anpflanzen gesäete Nollu gewährt in kurzer Zeit, nachdem er gekeimt hat, einen völlig eben so hübschen Anblick, als der üppigste Getreideacker zu Hause, und die Sommerfreude entsteht, indem man ihn beschaut, eben so unwillkührlich nach der langen verzehrenden und erschlaffenden Hitze, als nach einer langen und anhaltenden Winterkälte in Europa. Ein neues Leben

scheint in der Natur erwacht zu sein. Die Grille beginnt wieder ihren starken und schmetternden Ton, die Frösche quaken, viele Larveninsekten zeigen sich überall in den Gärten und an den Weinranken, diese schießen frische Blätter, wie die Bäume überhaupt.

Das Frühjahr tritt mit Ende Junius ein, wenn die Sonne wieder nach Süden geht. Der Landwind bläst zwar noch hin und wieder, doch selten so heiß und anhaltend wie früher. Der Monat des Nollu oder des Reispflanzens ist der August. Alle Menschen aus der arbeitenden Klasse, welche ihre Hände gebrauchen können, müssen hinaus auf's Feld, jeder mit seinem Bündel schöner grüner Nollupflanzen, welche gerauft werden wie der Flachs, und so lange im Wasser stehen, bis man sie in die Erde steckt. Der Finger wird als Pflanzholz gebraucht. Sobald das Pflanzen vollendet ist, wird der ganze Acker unter Wasser gesetzt, indem man einen Damm nach dem Einleitungskanal öffnet und den Ablauf sperrt. Die Gärten vor der Stadt werden auch bei dieser Gelegenheit geöffnet, und Alles sproßt auf's Neue.

II. Bilder aus Hindoſtan. *)

Jährliche Marktfeſte an den Ufern der heiligen Ströme.

Ehe wir unſere Reiſe nach dem Himalaya begannen, machten wir noch einmal einen Ausflug nach dem Marmorfelſen am Nerbudda zu Beraghat. Es war am Ende des Katik, wo die Hindu's ihre Marktfeſte an allen heiligen Strömen feierten, an den Orten, welche durch Dichtung und Sage als der Schauplatz irgend einer That der Götter bezeichnet ſind. Dieſe Märkte vereinigen die Luſtbarkeiten mit der religiöſen Feier, denn Jeder macht ſich luſtig und freuet ſich, ſo gut er kann, zugleich aber ſucht er ſich von allen früheren Sünden zu reinigen, indem er betet, in der heiligen Fluth ſich badet und lobenswerthe Entſchlüſſe künftiger Beſſerung faßt.

Die religiöſen Feierlichkeiten dauern fünf Tage, ſie finden an allen heiligen Strömen Indien's zu gleicher Zeit Statt, und es iſt jeden Falls der größere Theil der geſammten Hindubevölkerung vom Himalaya bis zum Kap Komorin während dieſer fünf Tage an ſolchen Märkten verſammelt. Wenn man den Ganges hinabfährt, ſo kann man in Einem Tage ein halbes Dutzend ſolcher

*) Nach St. Col. Sleman's: Rambles and Recolections etc.

Märkte ſehen, jeden mit einer Menſchenmaſſe von dreißig Tauſend und noch mehr, und höchſt maleriſch durch die Pracht und Mannigfaltigkeit der Zelte. Der Bewahrer des Weltalls, der Gott Wiſchnu *) ſteigt nämlich nach dem Glauben des Volkes am 26. Aſſar (Junius) zur Unterwelt herab, um Radſchah-Ball gegen die Angriffe Indra's zu ſchützen, vier Monate bei ihm zu bleiben und am 26. Katik (Oktober) wieder heraufzukommen. Während ſeiner Abweſenheit hört aller Gottesdienſt auf, alle Feſtlichkeiten müſſen ruhen; nun aber iſt er wieder aufgefahren gen Himmel, und auf dieſen Märkten feiert man fröhlich das Auferſtehungsfeſt des Gottes.

Unſere Zelte waren auf einem Raſenplatz an einem kleinen, in den Nerbudda fallenden Bache aufgeſchlagen, deſſen anderes Ufer die verſammelte Menge einnahm. Nachts waren alle Zelte und Buden beleuchtet, und die Scene faſt eben ſo belebt wie am Tage. Was aber einem Europäer am meiſten auffällt, das iſt die allenthalben herrſchende Ruhe: man ſieht nirgends eine Störung, und iſt auch gewiß, daß keine Störung eintreten wird. Unbeſorgt läßt man Weib und Kind unter einer Maſſe von 100,000 fremden Menſchen mit fremder Sprache und fremder Religion, und geht auf die Jagd in die fernen Wälder. Während der Zeit des großen Aufſtandes der Sipahi's ließen die engliſchen Offiziere ihre Kinder bis in die feindliche Linie laufen und mit den rebelliſchen Soldaten ſpielen bis zu dem Tage, wo

*) Die drei Hauptgötter der Hindu's ſind: Brama, der Schöpfer; Wiſchnu, der Erhalter; Schiwa, der Zerſtörer. Aus dieſer einfachen Lehre von einem dreieinigen Gott hat ſich aber arge Vielgötterei entwickelt.

die Artillerie gegen ſie aufgeführt wurde; und von mehr als 30 europäiſchen Damen, welche ſich in der Garniſon befanden, fiel nicht einer bei, den Ort zu verlaſſen, bis ſie die Kanonen donnern hörten.

Die Volksmaſſe an dieſem Markt war wie gewöhnlich ungeheuer, aber Viele, die keine Zelte ſich anſchaffen konnten, wurden vor der Zeit durch ſchwere Regenſchauer fortgetrieben. Bei dieſer, wie bei allen ähnlichen Gelegenheiten, badet das Volk in dem Nerbudda, ohne Beihilfe der Prieſter; aber eine Menge armer Braminen findet ſich ein, um Almoſen zu ſammeln, doch nicht um bei den Ceremonien hilfreiche Hand zu leiſten. Wer es vermochte, gab dieſen Männern, wenn ſie aus dem Waſſer kamen, eine Kleinigkeit, aber niemals ward etwas gefordert, wie dieß auf den Marktplätzen am Ganges gewöhnlich iſt. Am erſten Tage badet das Volk unterhalb der Schnelle, über welche der Fluß, nachdem er aus ſeiner friedlichen Behauſung zwiſchen den Marmorfelſen herausgetreten iſt, herabfällt; am zweiten Tag oberhalb dieſer Schnelle, und am dritten Tage etwa noch eine Stunde weiter oben, wo der ganze in ein ſchmales Rinnſal zuſammengedrängte klare Nerbudda wild ſich hinabſtürzt in einen tiefen Schlund von Marmorfelſen. Dieſen Fall des heiligen Stroms nennt das Volk Dovandhar oder den rauchenden Fall, von dem dicken Dampf, welchen man jeden Morgen daraus aufſteigen ſieht. Aus dem Schlunde heraus gleitet der Fluß ruhig und unmerklich eine halbe Stunde weit in einem 30 bis 150 Fuß breiten, ziemlich tiefen, nach dem Volksglauben bodenloſen Bette fort, an deſſen beiden Seiten ſchneeweiße Marmorfelſen 100 Fuß ſenkrecht aufſteigen. In den Spalten der weißen Felſen ſind

zahlreiche große ſchwarze Neſter von Horniſſen, die jederzeit bereit ſind, über den Unglücklichen, der ſich ihnen naht, herzufallen. Hier ruhen auch nach der Volksſage die Pandua's, die Helden des großen erzählenden (epiſchen) Gedichts Mahabharata, deren Namen in's Nerbudda-Thal übertragen wurden. Jeder phantaſtiſch geformte Fels verdankt ſeine Entſtehung der götterglei-chen Kraft dieſer großen Helden der indiſchen Sage, die hier im Strome fortlebt.

Die Schichten der Sandſteinkette von Keimor, welche das Nerbudda-Thal quer durchſetzt, erheben ſich an einigen Stellen faſt ſenkrecht mehrere hundert Fuß über die Ebene, während anderswo ihre Gipfel in der Ent-fernung kaum ſichtbar ſind. Das ſind eben ſo viel Och-ſenpaare, welche von den Pfeilen Ardſchau's in Stein verwandelt wurden, und mancher Bach, der jetzt das Thal bewäſſert, entſprang, wenn des Helden Krieger Durſt litten, durch die Berührung des Bodens mit ſei-ner Lanze. Die Götterbilder früherer Tage, die jetzt unter den Ruinen alter Städte umherliegen, zum Theil in der Tiefe des Waldes vergraben, ſind nichts Anderes als die Leichen der Erdkönige, die in Stein verwandelt wurden, weil ſie es wagten, mit dieſen Halbgöttern zu kämpfen. Die Teiche zwiſchen den Felſen an der Nerbudda tragen noch die Namen der fünf Brüder, der Helden jenes großen Gedichts, und werden jährlich von Hun-derttauſenden beſucht, welche feſt glauben, daß ihre Ge-wäſſer einſt die müden Glieder dieſer Helden erfriſchten.

Was iſt das Leben ohne den Reiz der Einbildungs-kraft! ohne die Unterhaltung, welche durch dieſe Sagen denjenigen zu Theil wird, die zu ihrem Unterhalt nichts beſitzen als ihrer Hände Arbeit! Das Volk glaubt, daß

der Ganges nur noch 60 Jahre lang der heilige Strom bleiben könne und daß dann der Nerbudda an ſeine Stelle treten werde. Das Waſſer des Nerbudda iſt bereits um ſo viel heiliger, als das des Ganges, daß ſein Anblick allein ſchon die Menſchen von ihren Sünden reinigt, während man den Ganges berühren muß, ehe er dieſe Wirkung haben kann.

In dem auf einem kegelförmigen Felſen erbauten Hügel zu Beraghat, von wo aus man den Fluß überſchauet, iſt das Bild eines Stiers, welcher Schiwa, den Gott der Zerſtörung, und ſeine hinter ihm ſitzende Gattin Parbatti trägt; beide haben Schlangen in den Händen, und Schiwa hat noch eine als Gürtel um den Leib gewunden. Mehrere Dämonen in Menſchengeſtalt liegen unter dem Bauche des Stiers am Boden, und das Ganze iſt aus einer harten Baſaltmaſſe, die einem Gang in dem unten liegenden Marmorfelſen entnommen iſt, vortrefflich ausgehauen. Man nennt die ganze Gruppe Gori-Sankar, und ich fand auf dem Markte ein Modell von Erz, das einer ähnlichen Gruppe in Dſcheipur nachgebildet iſt, zum Verkauf ausgeſtellt. Die Verhältniſſe ſind aber weit ungenauer, und als ich dieß bemerkte, entgegnete man mir, das ſei natürlich, denn das Erzbild ſei von Menſchen gemacht, während der Gori-Sankar im Tempel ein wirkliches Götterbild, d. h. eine Umwandlung lebender Weſen in Stein durch die Götter ſei. Gori, die Schöne, iſt der Name Parbatti's oder Davi's, wenn ſie mit ihrem Gemahle erſcheint. Sankar iſt ein anderer Name Schiwa's oder Mahadeos. Als wir in den Tempel hineinſahen und das Bild betrachteten, drückte eine Dame ihr Erſtaunen über die gute Erhaltung und Vortrefflichkeit der Figuren aus,

während doch Alles umher von den Muhamedanern verstümmelt sei. „Sie sind auch von den andern Bildern sehr verschieden", sagte ein ehrwürdiger alter Bauer, „sie sind eine Verwandlung von wirklichem Fleisch und Blut in Stein, und keine Menschenhand kann sie nachahmen oder verletzen!" Die Dame lächelte unglaubig, während der Bauer sehr ernst blickte und die ganze versammelte Menge aufrief, die auch sämmtlich die Wahrheit dessen, was er gesagt, bezeugte und hinzufügte: „in nicht ferner Zeit werden die Gestalten wieder in's Leben gerufen werden, die Götter werden zweifelsohne zurückkehren und ihre alten Leiber wieder beleben."

Wer zu dem Marktfest kommt, um zu baden, bringt Kränze von gelbem Jasmin und hängt sie um den Hals des Gottes und seiner Gemahlin; zugleich bringt man jedem der zahlreichen Bilder, die in demselben Gemach stehen, kleine Opfer von Reis dar, eben so den Bildsäulen, die unter einem Steindach auf Pfeilern ruhen längs der inneren Seite der Mauer, welche den freien Platz umschließt, worauf der Tempel steht. Im Innern des Tempels stehen die Bilder der drei großen Götter Brama, Wischnu und Schiwa, mit ihren ursprünglichen Gattinnen. Die, welche auf dem äußeren Platze stehen, sind die Abbildungen der Gemahlinnen der verschiedenen Inkarnationen, d. h. der verschiedenen Menschwerdungen dieser drei Götter, denn die Frauen sind den Göttern auf ihren irdischen Wanderungen überall gefolgt. Ihre Gestalt ist auch von der Größe gewöhnlicher Frauen und sehr gut aus dem weißen und grünen Sandstein gehauen; ihre Köpfe aber sind die der Thiere, in welche sich ihre Gatten verwandelten, wie Löwen, Elephanten, oder die der Bahan's, d. h. derjenigen

Thiere, auf denen ſie ritten, wie Stier, Schwan, Adler u. drgl. Die Figuren ſind 64 an der Zahl, alle auf ihren verſchiedenen Bahan's, aber arg verſtümmelt durch die frommen Muhamedaner.

Der alte Oberprieſter ſagte uns, Mahadeo und ſeine Gattin ſeien in Wahrheit unſer Adam und Eva. „Sie kamen, ſagte er, mit einander hierher von dem Berge Kailas, und da man ſie dringend bat, ein Andenken ihres Beſuchs zurückzulaſſen, ſo verwandelten ſie ſich in Steine.“ Der Volksglaube iſt aber, daß ein ſehr heiliger Mann, der einige tauſend Jahre lang in ſtrengen Andachtsübungen auf der Spitze des Berges zubrachte, wo der Tempel jetzt ſteht, endlich mit einem Beſuch von Schiwa und ſeiner Gattin beehrt wurde, die ihn fragten, was ſie für ihn thun könnten. Er bat ſie, zu warten, bis er einige Blumen aus dem Walde als ein angemeſſenes Opfer ihnen überbracht haben würde. Sie verſprachen es, er eilte hinab, ſtürzte ſich in den Nerbudda und ertränkte ſich, damit die Götter zur Ehre ſeiner Wohnung und ſeines Namens für immer da bleiben möchten. Sie ließen jedoch nur ihre ſterbliche Hülle da, als Pfand, daß ſie einſt wiederkehren und ſelbige wieder mit ihrem Geiſt erfüllen werden.

Das Religionsſyſtem der Hindu's.

Es iſt ſchwer, in den phantaſtiſch ausgeſchmückten Sagen der indiſchen Götterlehre den Kern der Wahrheit

zu entdecken, und doch enthalten die meiſten Lehren manches Goldkorn von Weisheit, das freilich mit den Schlacken des Irrthums vielfach vermengt iſt. —

Nach den Anſichten der Hindu's durchweht ein großer göttlicher Geiſt, Brim, das Weltall, und die Seele jedes menſchlichen Weſens iſt ein Tropfen dieſes großen Ozean's, mit dem ſie, wenn ſie vollſtändig gereinigt iſt, wieder verbunden werden ſoll. Dieſe Wiedervereinigung iſt die ewige Seligkeit, auf welche alle mit Hoffnung blicken, welcher aber die Seele des Braminen am nächſten iſt. War der Menſch in ſeinem Erdenleben gut, ſo wird ſeine Seele aufgenommen in Brim; war er bös, ſo geht ſie zu Narok, zur Hölle, kehrt aber, nachdem ſie die Höllenſtrafe überſtanden, zur Erde zurück, und nimmt den Körper eines Thiers an. Schritt vor Schritt nähert ſie ſich wieder dem Menſchenkörper, bis ſie reif iſt, in den Körper eines Braminen zu kommen, und nur von dem Braminen aus darf ſie wieder zu Brim übergehen. Manchmal haben jedoch die Menſchen nicht nöthig, erſt Bramine zu werden, nämlich wenn ſie an gewiſſen Orten ſterben, die von den Braminen geheiligt ſind. So gehen z. B. reiche Leute alljährlich in großer Zahl nach Benares, um daſelbſt zu ſterben, wobei ſie große Summen den Braminen vermachen. Hierdurch erhält ſich dieſe zweite Stadt Indien's.

Aus Brim, dem ewigen Urgeiſte, ſtrömt die Dreieinigkeit aus: Brama, der Schöpfer, mit ſeiner Gattin Saraswatti, Wiſchnu, der Erhalter, mit ſeiner Gattin Lakſchmi, und Schiwa (Mahadeo), der Zerſtörer, d. h. das in ſteter Veränderung immer neu ſich geſtaltende Leben, mit ſeiner Gattin Parbatti (Parwadi).

Trimurti.

Schiwa.

Brahma.

Nach dem Volksglauben iſt Dſchemradſch die richtende Gottheit, welche von den großen Mächten aufgeſtellt wurde, um das Endurtheil der Menſchen nach dem Berichte ſeines Schreibers Tſchattergopat zu fällen. Waren die Handlungen der Menſchen gut, ſo rücken ihre Seelen in der nächſten Stufe einen Schritt vorwärts zu dem großen Weſen Brim; waren ſie ſchlecht, ſo werden ſie zurückgewieſen und müſſen, je nachdem die Entſcheidung fällt, entweder die Körper von Thieren oder von Menſchen niederer Kaſte einnehmen. Die eine Mittelſtufe iſt die ſchon oben erwähnte Hölle Narok für die Böſen, und Baikaut für die Guten, welche daſelbſt ihr Glück finden, indem ſie demjenigen der drei Götter dienen dürfen, dem ſie ſchon auf der Erde ſich beſonders gewidmet haben. Aber von dieſer Mittelſtufe müſſen ſie immer erſt auf die Erde zurück, um nochmals ihre Pilgerfahrt zu beginnen.

Es gibt zahlreiche Deos oder gute Geiſter, deren Haupt Indor iſt, und Deits oder böſe Geiſter, die meiſt in ſcheußlicher Rieſengeſtalt auftreten. Von dieſen niederen Gottheiten, guten und böſen ſoll es 333 Millionen geben. Selbſt die oberen Götter erſcheinen nach ihren vielen Menſchwerdungen und Verkörperungen (Inkarnationen) in vielen Geſtalten. Wiſchnu war unter eilf verſchiedenen Geſtalten auf der Erde, Schiwa verwandelte ſich ſieben Mal. Die erſte Verwandlung Wiſchnu's war die in einen Fiſch.

Brama nämlich war eines Tages entſchlafen. Der Rieſe Hajagriwa (der empörte abtrünnige Menſchengeiſt) hatte die vier Vedas, die von Brama verfaßten Geſetz

bücher, geraubt, verſchlungen und ſich in's Weltmeer verborgen. Wiſchnu nahm die Geſtalt eines Fiſches an, rettete die Geſetze und vernichtete ſo das Reich des Argen. Jede Wandelung hat eine Rettung des Guten aus der Macht des Böſen zur Folge. Alle die Inkarnationen heißen Autars (Avatar) oder Herabſteigungen. Die Autars von Wiſchnu ſind in zahlreichen populären Gedichten geprieſen, worin die Kriege und Liebſchaften des Gottes beſungen werden. Nach dem Volksglauben ſind alle dieſe Bücher entweder vom Gott ſelber verfaßt, oder durch ſeine göttliche Eingebung, und zwar ſchon 1000 Jahre vorher, ehe die Ereigniſſe eintraten. So glauben wenigſtens 99 Hunderttheile der Hindubevölkerung. Es iſt jetzt aber erwieſen, daß die Religionsbücher der Hindu von viel neuerem Datum ſind, und z. B. der Mahabaratha nicht vor dem Jahr 786 der chriſtlichen Zeitrechnung geſchrieben ſein kann.

Die Sage vom Nerbuddaſtrom.

Der Nerbudda, welcher weſtlich in den Golf von Cambay fällt, ward in gewöhnlicher Weiſe gefreit von dem Fluſſe Sohan, der auf demſelben Tafelland von Omerkantak entſpringt, in den Ganges fließt und mit dieſem in den bengaliſchen Meerbuſen ſich ergießt. Alle vorläufigen Ceremonien waren ſchon vollzogen, und der Sohan kam mit gehörigem Pomp ſeine Braut zu holen.

Vor dem Brautzug haben sich die Verlobten nicht gesehen, ausgenommen in ihrer Kindheit — so war es auch mit den Flüssen der Fall. Ihre Majestät, die Nerbudda, wurde außerordentlich ungeduldig zu erfahren, mit was für einem Mann ihr Geschick verflochten werden sollte. Während nun Seine Majestät der Sohan langsamen feierlichen Schrittes heranzog, sandte die Königin die Tochter des Barbiers, Jola, voraus, um ihn genauer zu betrachten und dann einen getreuen Bericht über ihn abzustatten. Seine Majestät ward aber von der kleinen Barbierstochter auf den ersten Blick eingenommen, und sie ergab sich alsbald seinen Liebkosungen. Einige behaupten, sie habe sich selbst für die Königin ausgegeben, und Seine Majestät habe keinen andern Fehler begangen, als die Dienerin für die Fürstin selber zu nehmen. Doch dem sei nun wie ihm wolle, Ihre Majestät hatte nicht so bald von dem guten Einverständnisse zwischen beiden gehört, als sie vorwärts eilte, mit einem Fußstoß den Sohan rückwärts gegen Osten stieß, und mit dem andern die kleine Jola ihm nachschickte. „Denn" — sagte der Hohepriester, der uns die Sache erzählte — „du siehst in welcher Leidenschaft sie wegen der Beleidigung von Seiten ihres Bräutigam's gewesen seyn muß, daß sie so wüthend ihren Weg durch die Marmorfelsen unter uns bricht, und in ihrem Laufe ungeheure Massen rechts und links wirft, als wären es Kokusnüsse." —

„Sie hätte also", fragte ich, „ostwärts fließen sollen, oder er mit ihr westwärts?" —

„Sie hätte ihn ostwärts begleiten sollen", sagte der Hohepriester, „aber Ihre Majestät erklärte nach der empfangenen Beleidigung, sie würde nicht einen Schritt

mit ſolchen Elenden in der gleichen Richtung gehen, und weſtlich fließen, wenn auch alle andern Flüſſe Indien's oſtwärts fließen, — und weſtwärts floß ſie, die jungfräuliche Königin."

Ich fragte einige der umſtehenden Hindu's, warum ſie den Strom Mutter Nerbudda nennten, da ſie doch nie verheirathet geweſen?

„Ihre Majeſtät," ſagten ſie höchſt achtungsvoll, „wollten allerdings nach der von ihrem Bräutigam ihr widerfahrenen Unbill ſich nicht mehr verehelichen, aber wir nennen ſie „Mutter", weil ſie uns alle ſegnet, und weil wir ſie mit dem Namen nennen wollen, den wir als den verehrungswürdigſten und theuerſten betrachten."

Man muß nach Indien kommen, um zu ſehen, wie ein ganzes Volk einen Strom wie ein lebendes Weſen betrachtet, wie eine Fürſtin, die Alles hört, die eine Art Regiment führt über ihre Umgebung, ohne daß in einem einzigen Tempel ihr Bildniß verehrt würde. Wie beim Ganges iſt es hier der Strom ſelbſt, an den ſie ſich wenden, nicht irgend eine darin wohnende Gottheit.

Der Sohanfluß, der nahe an der Quelle der Nerbudda auf dem Tafellande von Omerkantak entſpringt, fließt eine kurze Strecke weit weſtlich, dann wendet er ſich plötzlich gegen Oſten, und nimmt die kleine Jola auf, noch vor ſeinem Fall: daher die Sage der Dichter, welche von der großen Maſſe der Bevölkerung als göttliche Offenbarung angenommen wird. Die ſteinerne Bildſäule der kleinen Jola ſteht gefeſſelt im Tempel der Göttin Nerbudda zu Omerkantak. Es iſt hierbei noch anzumerken, daß die erſten Eröffnungen zu einem Ehebündniß in Indien durch den Barbier gemacht wer-

den müſſen, und das bei dem Fürſten wie bei dem Bauer, ſonſt ſind ſie nicht in gehöriger Form angebracht und die Zeichen nicht günſtig. Ein Fürſt ſendet natürlich zugleich einen Verwandten oder hohen Beamten ab, aber in allen Beglaubigungsſchreiben muß der Barbier zuerſt genannt werden. Daher ſchickte die Fürſtin Nerbudda des Barbiers Tochter ihrem Bräutigam entgegen.

Die Mahatum, d. h. die Größe und Heiligkeit des Ganges iſt im Abnehmen, und ſoll, wie ſchon erwähnt, nur noch 60 Jahre dauern; die der Nerbudda iſt im Zunehmen und ſoll nach 60 Jahren die Heiligkeit des Ganges ganz verdrängen. Wenn das Nerbudda-Thal noch 60 Jahre unter der engliſchen Regierung bleibt, wird es unendlich reicher, bevölkerter und ſchöner werden, als das Nilthal je war; und wenn — wie zu erwarten — die Hindu's fortwährend an Reichthum und Anſehen zunehmen, ſo kann die Prophezeihung in Erfüllung gehen, was die der Nerbudda gezollte Verehrung anbetrifft. Darum wird indeſſen der Ganges nichts von ſeinem Ruhme verlieren, ſo lange bis die religiöſen Anſichten des Volkes durch das Chriſtenthum nicht verändert werden, und durch Manufakturen und Vereinigung des Reichthums ſein Bildungszuſtand ein anderer wird. Und dieß bereitet ſich an den Ufern von Ganges und Nerbudda von Tag zu Tag vor.

Fünfter Abschnitt.

Skizzen aus Japan.*)

Die Stadt Nangkasacki.

Nangkasacki ist eine der ansehnlichsten Städte des japanischen Reiches, die gleich mehreren europäischen ihren Ursprung von einem unbedeutenden Fischerdorf ableitet. Als die Politik des Koebo (japanischen Oberfeldherrn) die Ausschließung aller fremden Nationen aus Japan beschloß, bezeichnete er Nangkasacki als den einzigen Ort, zu welchem fremde Kaufleute, und zwar nur Holländer und Chinesen, den Zugang haben sollten.

So sehr die Japaner sich rühmen mögen, im Schoße ihres Landes Alles das zu besitzen, was zur Existenz nothwendig ist, so scheinen sie sich doch gern zu den beiden Nationen hinzuneigen. Zu den Chinesen ohne Zweifel deßhalb, weil die erste Kultur aus China über Korea zu ihnen gekommen ist, — zu den Niederländern, um von diesen Kenntniß der Fortschritte des europäischen Geistes zu erhalten, und so die andern Völker des Ostens, z. B. China, das im geistigen Stillstande verharrende, zu überflügeln. Für Künste und Wissenschaften zeigen die Japaner eine entschiedene Vorliebe, und sie sind überhaupt ein geistig regsames Volk.

---

*) Ausl. 1840, 275 ff.

Die Stadt Nangkasacki ist an eine Höhe gelehnt, die das Ende von zwei Bergreihen ausmacht, welche die Gestalt eines länglichen Hufeisens haben, in dessen innere Biegung das Meer hineintritt und so die vortreffliche Bay von Nangkasacki bildet. Die Lage der Stadt am Berge ist dadurch uneben, und ein Spaziergang durch dieselbe führt Treppe auf und ab, durch Straßen hin, die mit ungleichen Steinen gepflastert sind. Durch Fuhrwerke wird man in Nangkasacki nicht belästigt, und das ist eine große Annehmlichkeit für die Fußgänger, namentlich aber für die Träger der Norimons, einer Art Palankin, worin sich die Vornehmen der Stadt tragen lassen. Die Geschicklichkeit dieser Träger ist bewundernswerth; ihr Gang ist so schwebend und gleichförmig, daß ein volles Wasserglas ohne Verlust seines Inhalts sich in dem Norimon befinden kann.

Nangkasacki ist sonst ziemlich regelmäßig angelegt; die geraden Straßen kreuzen sich in rechten Winkeln und haben eine bestimmte Länge von etwa 73 holländischen Ellen. Abgeschlossen sind sie durch Gitterthore, so daß nach Belieben jede Straße von der andern abgesperrt werden kann, ein Mittel, zu welchem die japanische Polizei öfters ihre Zuflucht nimmt. Man zählt in Nangkasacki 79 solcher Straßen, dazu außer der Stadt noch 13; da jede Straße etwa 100 Häuser hat, so ist die Zahl aller Häuser ungefähr 10,000. Jedes Haus wird nur von sechs bis sieben Menschen bewohnt, so daß die gesammte Einwohnerzahl sich auf 60 bis 70,000 Menschen beläuft.

Der Ausgang jeder Straße ist durch eine sehr kleine Kapelle bezeichnet; das ganze Kapellchen besteht bloß aus einem steinernen Untersatz von ungefähr einem Fuß

im Durchmesser und drei bis vier Fuß Höhe. Oben ist ein kleines steinernes Tempelchen aufgesetzt in Form einer Laterne, drei Fuß im Umkreise und zwei Fuß hoch, im Innern zwei oder drei Heiligenbilder enthaltend, welche die Schirmvögte der Straße vorstellen und von den Vorübergehenden mit Blumenopfern und Gebeten begrüßt werden.

Die Häuser sind nur von leichtem Fachwerk erbaut, das mit einem Flechtwerk von Bambusrohr verkleidet, und mit Kalk überstrichen ist. Doch sind alle Gebäude mit gebrannten Ziegeln gedeckt. Nur bei den vornehmsten Häusern trifft man die Wände von behauenen Quadersteinen. Die einzelnen Zimmer werden durch hölzerne Rahmen geschieden, die mit buntem Papier überklebt sind; an den Eingängen befinden sich keine Thüren, wie bei uns, sondern bloße Schieber. Auch Fenster wie die europäischen haben die Japaner nicht; die Oeffnungen der Zimmer, welche nach der Straße zu liegen, sind mit Jalousien versehen. Der leichte Baustoff und die große Unachtsamkeit verursachen oft große Feuersbrünste, ähnlich wie in Konstantinopel. Diese Gefahr hat die Hausbesitzer veranlaßt, daß sie fast immer ein feuerfestes Gebäude in der Nähe ihrer Wohnung haben, das mit Kupfer bedeckt ist und die werthvollsten Sachen bewahrt.

Merkwürdig sind die zu jedem Hause gehörigen Lustgärten, und zwar wegen des verkleinerten Maßstabes, in dem sie angelegt sind. Jedes auch noch so kleine Wohnhaus besitzt einen solchen Garten, der manchmal nur so groß ist, wie eine Tischplatte, trotz dieser Kleinheit aber von dem Japaner mit Bergen, Felsen, Teichen, Blumen, kurz mit Allem besäet ist, was nur in

einen großen Park gehört. Man könnte sagen, daß wie unsere Gärten in Europa die Natur in Bildern nachahmen, ein japanesisches Gärtchen wieder ein Miniaturbild von solch einem Bilde ist. Dabei ist zu bemerken, daß die Bewohner von Nangkasacki nicht bloß die Kunst verstehen, Blumen, Bäume und andere Gewächse, sondern auch selbst Thiere in ihrem Wachsthum zu hemmen. So wurde vor mehreren Jahren dem Oberhaupte des niederländischen Handels in Japan eine kleine Dose von einem Zoll im Durchmesser und drei Zoll Höhe zum Verkauf angeboten, in welcher sich ein wirklicher Tannenbaum en miniature, ein Bambusrohr und ein blühendes Pflaumenbäumchen befanden! Es klingt unglaublich, wird aber durch Augenzeugen verbürgt.

Polizei.

Die japanesische Regierung hat es in der Polizei noch weiter gebracht, als die russische.

Der oberste Befehlshaber der Stadt ist der Gouverneur, der zwei Sekretäre zur Seite hat. Unter ihm stehen die Ober- und Unter-Banjozen (Hauptleute); dann der Rentmeister und der Geschützmeister oder Platzkommandant. Für die eigentliche Regierung der Stadt sind neun Bürgermeister auf Lebenszeit angestellt, doch haben sie nur die niedere Polizei, während die höhere vom Gouverneur selbst gehandhabt wird.

Unter den Bürgermeistern stehen für die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten die „Ottonas", Stadtviertelmeister, welche die Aufsicht über einzelne Stadttheile und Straßen haben. Man könnte sie den europäischen Friedensrichtern vergleichen. Ihr Geschäft ist

theils, die Befehle der Bürgermeister zu vollziehen, theils durch freundliche Ueberredung kleinere Streitigkeiten zu schlichten. Zu diesem Zweck ist verordnet, daß jede Klage zuerst vor die Ottonas gebracht werden muß.

In jeder Straße befinden sich einige Wachthäuser, die des Nachts oder bei Gelegenheiten, wo ein Volksandrang zu erwarten steht, mit Mannschaft besetzt werden. Wer sich gegen diese Leute vergeht, hat ein Hauptverbrechen begangen und wird zuweilen sogar mit dem Tode bestraft.

Den Hauptmittelpunkt, um welche sich die japanische Polizeiverwaltung mit leichter Mühe bewegt, bildet die regelmäßige Vertheilung der Eingesessenen in Familien. Nicht allein, daß jedes Familienhaupt für seine Kinder, Diener und die Fremden, die bei ihm wohnen, verantwortlich ist, sondern es sind auch noch immer fünf Familien untereinander wechselseitig verbunden, für Alles verantwortlich zu seyn, was unter ihnen geschieht. So müssen sich die fünf Familien fortwährend einander kontroliren, wenn sie gute Bürger seyn wollen. Zeigt ein Hausbesitzer es nicht sogleich an, wenn er bei seinem Nachbar eine Rechtswidrigkeit bemerkt, so wird er zur Strafe gezogen.

Der Hausarrest, eine in Japan oft vorkommende Strafe, ist nicht so leicht, wie in Europa. Gewöhnlich dauert er hundert Tage. Die Thüren und Fenster des Hauses werden dicht verschlossen, und jeder Umgang mit Fremden ist streng untersagt. Bekleiden die Arretirten ein Amt, so wird ihnen dieß für die Zeit genommen, ebenso dürfen sie ihr Gewerbe oder ihren Handel während der Strafzeit nicht betreiben. Auch dürfen sich die

Männer nicht rasiren, ein hartes Verbot, weil große Schande damit verbunden ist.

Die Vertheilung in Familien hat das Gute, daß in Zeiten der Noth und Gefahr leicht ein Aufgebot der Bürger zu Stande gebracht werden kann. Jede Familie liefert in solchen Fällen einen bewaffneten Mann, und die fünf zusammengehörigen Familien eine Rotte oder ein Glied, das seinen Versammlungsort schon kennt. Fünfundzwanzig solcher Rotten treten wieder zusammen und machen unter Anführung der Ottonas einen Theil der 6 bis 7000 Mann starken Macht aus, welche die Stadt Nangkasacki bei dem ersten Aufruf auf die Beine bringt.

Die Insel Dosima.

Es ist bekannt, daß die Portugiesen die ersten Europäer waren, die um die Mitte des 16ten Jahrhunderts in Japan festen Fuß faßten, wo sie durch Hilfe der Jesuiten versuchten, das Christenthum einzuführen, und hierdurch zugleich das ganze Land unter die Herrschaft ihres Königs zu bringen. Da sie sich aber zu diesem Zwecke höchst verkehrter und falscher Mittel bedienten, so stieg der Argwohn des japanischen Hofes, und das Ende des Liedes war, daß die japanische Regierung ihre unbescheidenen Gäste hinauswarf und ihnen das Wiederkommen verbot. Seitdem wurden die Ja-

paneſen gegen alle Europäer argwöhniſch, und vom Chriſtenthum wollten ſie ſchlechterdings nichts wiſſen. Die Holländer aber waren ſchlau, und als man ſie bei ihrer Ankunft fragte, ob ſie Chriſten ſeien, antworteten ſie: Wir ſind keine Chriſten, ſondern Holländer. Da räumte man ihnen die kleine Inſel Doſima am Ende der Stadt Nangkaſacki ein — zu ihrem einzigen Aufenthaltsort.

Die Inſel Doſima iſt kein Werk der Natur, ſondern ein Werk von Menſchenhänden, die auf kaiſerlichen Befehl dieſes Stückchen Erde in das Meer ſenkten, um es aus demſelben emporſteigen zu laſſen. Als der japaniſche Herrſcher gefragt wurde, welche Form das Eiland erhalten ſollte, zeigte er als Antwort ſeinen Fächer, welche Geſtalt auch wirklich die mit der Stadt durch eine Brücke verbundene Inſel erhalten hat.

Die Holländer, die im Jahr 1609 nach Japan kamen, bezogen dieß Gefängniß im Jahre 1641. Auf der Inſel befinden ſich die Wohnungen des Gouverneurs und der andern holländiſchen Beamten; dann eine Reihe von Parkhäuſern zur Niederlage für die Schiffsladungen, auch die Gebäude zum zeitweiligen Aufenthalt der japaniſchen Ober-Banjozen, Ottonas, Kaſſeroſſen (Stellvertreter der Ottonas), der Dolmetſcher und Beamten der Finanzkammer. Ein großer Maſtbaum mit der holländiſchen Flagge erhebt ſich hoch über die Häuſer. Auch iſt ſeit 1823 ein botaniſcher Garten unter der Leitung des Dr. v. Siebold auf der Inſel angelegt.

Das Augenmerk der japaniſchen Regierung gegen die Holländer geht darauf hinaus, alle Gemeinſchaft derſelben mit den Japaneſen abzuſchneiden, und ſo die Verbreitung der chriſtlichen Religion und des verbotenen

Handels zu hemmen. Die Niederländer dürfen mit Niemand verkehren, als mit den Dolmetschern, und selbst diesen ist der Zutritt zu dem Gouverneur und andern holländischen Beamten nur unter Begleitung eines Ottona oder Kasseros gestattet, die darauf sehen müssen, daß bei dergleichen Zusammenkünften nichts, als was streng zur Sache gehört, gesprochen wird. Von der Insel darf kein Holländer in die Stadt kommen, wenn er nicht die Erlaubniß des japanischen Gouverneurs erhalten hat. Nach Sonnenuntergang in der Stadt zu verweilen ist gänzlich untersagt, und der Aufenthalt während des Tages nur mit Begleitung eines Unter-Banjozen erlaubt. Auch darf der Fremde kein Haus betreten, das nicht in der Erlaubniß ausdrücklich bezeichnet ist; ausgenommen sind die öffentlichen „Theehäuser". Die Insel ist durch zwei Thore, eines auf der Land- das andere auf der Seeseite gelegen, abgesperrt, wovon das letztere nur während der Handelszeit, wenn die holländischen Schiffe auf der Rhede liegen, geöffnet wird. Nach Ablauf dieser Periode wird dieses Thor nicht allein verschlossen, sondern auch versiegelt. Das Landthor aber ist Tag und Nacht mit einer starken Wache besetzt, die Niemand ohne ausdrückliche schriftliche Erlaubniß des japanischen Gouverneurs aus- und einpassiren läßt; auch für die geringste Kleinigkeit von Waaren, Eßwaaren ausgenommen, ist ein Passirschein nöthig. Auch wird jeder das Thor passirende Holländer streng untersucht, ob er an seinem Leibe keine verborgenen Güter führt, nur der holländische Gouverneur ist von dieser schmachvollen Visitation befreit.

Obgleich auf der Insel Dosima kein Japanese wohnen darf und mag, so erlaubt doch die Regierung, daß

ſich japaniſche Mädchen an die Niederländer vermiethen und Tag und Nacht auf dem Eilande bleiben dürfen, mit der Verpflichtung, ſich einmal des Tages bei dem wachthabenden Banjoz am Landthore zu melden, daß ſie dort noch anweſend ſind.

Die Tempel und Theehäuſer.

Nehmen wir an, daß das holländiſche Faktorei-Oberhaupt auf geziemendes Erſuchen von dem Herrn Gouverneur von Nangkaſacki die Erlaubniß erhalten hat, mit ſeinen Beamten einen Spaziergang in- und außerhalb der Stadt zu machen, und daß er im Begriff ſteht, die Inſel Doſima zu verlaſſen. Es finden ſich zu der Begleitung des Herrn Oberhaupts drei bis vier Unter-Banjozen ein, eben ſo viel Dolmetſcher, ein Komprador, der die Stelle eines Kaſſiers verſieht und die entſtehenden Ausgaben berichtigt. Hierzu kommen die Diener des Oberhaupts, der Unter-Banjozen und Dolmetſcher, ſo daß daraus eine Geſellſchaft von 25 bis 30 Perſonen entſteht, die noch durch eine unzählige Menge von Kindern vermehrt wird, welche ſich in der Stadt dem Zuge anſchließen, und ihn mit dem betäubenden Geſchrei: Hollanda! Hollanda! verfolgen. Thüren und Fenſter ſind mit neugierigen Zuſchauern erfüllt, ungefähr ſo, als wenn in einer deutſchen Stadt ein chineſiſcher Mandarin ſich ſehen ließe oder Abdel-Kader durch Paris zöge.

Um dem Gedränge zu entkommen, beeilt sich das Oberhaupt, je eher je lieber die Stadt hinter sich zu lassen, wo er dann auf einen Augenblick Athem schöpfen kann, obgleich die aufgedrungene Gesellschaft seiner Wächter ihn nicht verläßt. Das Gemüth erfreuet sich nun an der herrlichen Aussicht über Land und Meer, Berg und Thal, Fluß und Bay — eine Aussicht, die auf wunderbare Weise den Charakter des Erhabenen und Lieblichen vereint.

Das Erste, was die Aufmerksamkeit des fremden Wanderers auf sich zieht, sind die Tempel, die von allen Seiten Nangkasacki umringen. Es scheint, als ob die Japaner die zarte Meinung gehabt, das Haus, in welchem man den Schöpfer verehrt, nicht in den beengenden Raum der Stadt zu bauen. Alle ihre Tempel ähneln Lustgärten, hoch auf Bergen gelegen, von denen sich dem Blicke eine anmuthige Aussicht darbietet. Jeder Tempel ist von einer großen Terrasse und einem in japanischem Geschmack angelegten Garten umgeben, der mit unbeschreiblichem Fleiße gepflegt wird. Man unterscheidet zwei Arten von Tempeln: die Sinto und die Bonsto. Die erstern, die zu dem ursprünglich japanischen Gottesdienste gehören, zeichnen sich durch ihre große Einfachheit aus; das Dach ist von Rohr oder Stroh, die Wände sind von glattem aber sehr sauber bearbeitetem Holz. In ihnen wird der unsichtbare Gott angebetet, und deßhalb findet man darin auch keine Bilder oder Verzierungen. Die letztgenannten Tempel dagegen sind der Verehrung der fremden Gottheiten geweihet, die aus China nach Japan gekommen oder in spätern Zeiten mit der Lehre des Konfutse (Konfuzius) von den Japanesen aufgenommen worden sind. Sie

prunken von außen mit gewählten Sinnbildern in Bildhauerarbeit, sind mit Dachziegeln gedeckt und haben im Innern eine Menge Altäre und Götzenbilder, reich vergoldet, so daß sie — wie der protestantische Holländer meint — ganz wie katholische Kirchen aussehen. Bei jedem Tempel findet man eine große metallene Glocke, die mit der Hand geschlagen wird, um die Stunden anzugeben, was zum Dienste der Priester gehört.

Im Ganzen befinden sich in der Umgegend von Nangkasacki 61 solcher Tempel, wovon nur sieben Sinto, die übrigen Bonsto sind, die verschiedenen Sekten zum Gottesdienst dienen.

Die Japaner sind sehr bereitwillig, Jedem ihre Tempel zu zeigen, sogar einen Blick in das Innerste ihres Heiligthums zu gestatten. Aber nicht allein dieß, sondern sie machen auch nicht die geringste Schwierigkeit, die zu dem Tempel gehörenden Säle und Zimmer zur Abhaltung von Gastmählern zu vermiethen, wobei die Priester noch behilflich sind, allerlei liederliche Weibspersonen den Gästen zuzuführen — ein Beweis, wie schändlich ihre religiösen und sittlichen Begriffe sind. Auch die Theehäuser, die öffentlichen Spiel- und Trinkorte, dienen zu Ausschweifungen aller Art. Die Priester selber bringen ihr Leben in Trägheit und Wollust zu, und stehen in geringer Achtung.

Von der Bildung des Japanesen überhaupt.

Unter allen östlichen Völkern haben die Japaner die höchste Stufe der Verfeinerung erreicht, so daß sie, was Betriebsamkeit, Kunst und Wissenschaft betrifft, gegenwärtig selbst die Chinesen übertreffen, obgleich sie eigentlich nur Schüler dieses Volkes waren.

Im Ackerbau sind die Japaner Meister; die dankbare Erde belohnt ihren Fleiß reichlich. Die Ländereien sind sorgsam mit Reis, Roggen, Waizen, Gerste besäet, und schimmern in allen Schattirungen des dem Auge wohlthuenden Grüns. Wo der Pflug die Erde verschont hat, erheben sich Gebüsche und kleine Wälder, aus denen man das nützliche Bambusrohr und das nöthige Zimmerholz gewinnt. Ueberall, von den Spitzen der Berge bis zu den Tiefen der Thäler wuchert die Erde von dem Fleiße der Menschenhände, und nur schmale Wege ziehen sich durch die Felder hin, um zu den Aeckern zu gelangen.

Auch in dem Gemüsebau sind die Japaner nicht unberühmt, obgleich sie es darin nicht zu einer großen Mannigfaltigkeit gebracht haben. Rettige, Zwiebeln und einige Wurzelgewächse sind die hauptsächlichsten Früchte dieser Art, aber an diesen ist auch kein Fleiß gespart. Besonders verstehen es die Japaner, die Rettiche bis zu einer ungewöhnlichen Höhe zu treiben, so daß man Stücke findet, die 50 Pfund wiegen.

Nach ihren religiösen Begriffen betrachten die Japaner das Schlachten und Essen des Nutzviehes als eine Abscheulichkeit. Dagegen unterhalten sie Federvieh, hauptsächlich Hühner und Enten in Menge, und die Vornehmen gehen auch auf die Jagd, da die Wälder und Gebüsche von Hasen, Fasanen und anderem Wild wimmeln. Ebenso wird auch die Fischerei stark betrieben, denn Fische bilden nach den Feldfrüchten die Hauptnahrung der Japaner. Ein vorzüglicher Leckerbissen ist der Wallfischspeck; man fängt eine große Anzahl der Wallfische in dem japanischen Meere.

In der Kunst, die Metalle zu bearbeiten, sind die Japaner weit vorgeschritten. Alles, was aus den Händen eines japanischen Gold- oder Silberarbeiters, eines Eisen- oder Kupferschmiedes kommt, ist so sauber und hübsch, daß es nichts zu wünschen übrig läßt. Ihre Waffen gehören zu den besten; auch ihre Gewehre und Kanonen, die sie von den Europäern kennen lernten, sind gut gearbeitet, aber werden noch mit Lunten abgefeuert, vielleicht deßwegen, weil man in Japan keine Feuersteine findet, und es dort Grundsatz ist, keine Waffen aus der Fremde zu beziehen, sondern sie im eigenen Lande anzufertigen.

Die Japaner verfertigen auch sehr schöne Bilder und Vasen von Bronze, und schmücken damit ihre Häuser und Tempel. Selbst das Glasblasen und Glasschleifen hat man mit Erfolg begonnen, und sogar optische und physikalische Instrumente angefertigt. Die Holländer haben in Nangkasacki Glasflaschen, Thermometer, Barometer, Fernröhren und Uhren gekauft, die sie nicht genug zu rühmen wissen. Der Gouverneur von Nangkasacki ließ, als er von seinem Posten nach der Haupt-

ſtadt Jeddo zurückkehrte, in jener Stadt ein Uhrwerk anfertigen, das er zum Geſchenk für den Kaiſer beſtimmte. Dieß Kunſtwerk ſtellte in einem drei Fuß hohen und fünf Fuß breiten Rahmen eine Landſchaft vor. Blühende Pflaumen-, Kirſchen- und andere Bäume zierten den Vordergrund; den Hintergrund bildete ein Berg, von dem ein Waſſerfall fortwährend ſeine Wogen niederrollte, dann als Bach die Landſchaft durchzog und ſich endlich in einem Wäldchen verlor. Das Waſſer war von Glas künſtlich gebildet. Am Firmament thronte die goldene Sonne, welche ſich drehend die Stunden angab. Eine Schildkröte, die auf einer Seite den Berg hinauf, auf der andern Seite wieder hinab kroch, deutete ebenfalls die Stunden an. Jedesmal, wenn eine Stunde vorüber war, ſang auf einem Baume ſitzend ein kleiner Vogel ein Liedchen, worauf eine Glocke die Stundenzahl angab, bei deren Klang eine Maus aus einer Grotte hervorſchlüpfte und über den Berg laufend im Gebüſche verſchwand. Alle einzelnen Theile des Kunſtwerks waren für ſich ſehr ſauber gearbeitet, nur das Größenverhältniß war ſonderbar, z. B. die Maus größer als die Schildkröte.

Einen Beweis für den Kunſtfleiß der Japaner liefern ihre ſeidenen und andere Stoffe, die ja auch bis Europa gelangen, ſowie das von europäiſchen Fabriken noch nicht übertroffene Porzellan und die lackirten Waaren, die ganz vorzüglich ſind. Alle die verſchiedenen Zweige des Kunſtfleißes befördern den inländiſchen Handel, der von einem Ende des Reiches bis zum andern in großer Ausdehnung getrieben wird. Nangkaſacki, Oſakko, Miako und Jeddo ſind nicht allein ſehr volkreiche, ſondern ſehr große Handelsſtädte, deren treffliche

Häfen zu diesem Ende von großem Nutzen sind. Unter den Kaufleuten ist der Gebrauch von Wechselbriefen allgemein und in verschiedenen Städten werden Einrichtungen gefunden, die den europäischen Banken nicht unähnlich sind. Bankiers und Mäkler trifft man überall; kurz, Alles beweist die hohe Stufe, auf welcher der Handel in Japan steht.

Fast jeder Bauer und Taglöhner kann schreiben. Die Frauen bedienen sich einer eigenen Schrift, die leichter erlernt werden kann. Ebenso liebt man in Japan die Lektüre, welche durch die Ausgabe vieler Bücher aus allen Wissenschaften, größtentheils mit Bildern verziert, befördert wird. Die meisten Werke werden in Miako und Jeddo gedruckt. Die rein wissenschaftlichen Werke erscheinen größtentheils in chinesischer Sprache oder werden aus China eingeführt. Die Buchdruckerkunst steht aber der europäischen weit nach, da man in Japan sich nicht der beweglichen Lettern, sondern der in Holz geschnittenen Platten bedient.

Auch große Liebhaber des Gesanges sind die Japaner, doch von Harmonie und den verschiedenen Stimmen: Diskant und Baß, Alt und Tenor wissen sie nichts, sie singen Alles mit Einem Tone und in Einer Leier.

Sechster Abschnitt.

Die Dajaks auf Borneo. *)

Borneo oder wie die Einwohner sie nennen, Borné, nördlich von Java und in der Mitte zwischen Sumatra und Celebes ist nach Neuholland die größte Insel der Erde, denn sie hat gegen 14,000 Quadratmeilen. Am bekanntesten ist die Westküste dieses großen Inselandes, wo die Holländer festen Fuß gefaßt haben; das Innere ist so gut wie gänzlich unbekannt, und man weiß nur, daß es von wilden Völkern bewohnt wird, die noch nicht die ersten Schritte zur Civilisation gemacht haben.

Im Jahre 1831 wurde ich von Pontianak, dem Hauptorte der holländischen Niederlassung auf der Westküste von Borneo, kommandirt, um den Kapitän der Chinesen, Hau-tu-wan, in das Innere des Landes zu den Dajaks zu begleiten, welche gleich hinter dem Gebiete des Sultans von Landak, der ebenfalls unter der holländischen Regierung steht, ihren Wohnplatz haben. Hau-tu-wan reiste im Auftrage der Regierung; worin aber derselbe bestand, konnte ich nicht erfahren. Wir fuhren mit einer Bandong, einem kleinen Fahrzeuge mit einem Maste, den Fluß aufwärts bis Landak.

*) Skizzen aus Niederländisch-Ostindien. Entworfen von Theodor Stolz; mitgetheilt von Tietz. (Ausl. 1849, 21.)

Von Pontianak bis nach der drei Meilen entfernten Mündung des Flusses gleichen Namens bildet das Land nur einen großen Sumpf, was aber auf den ersten Anblick nicht bemerkt wird, da dieser Sumpf nichts desto weniger mit großen und dichten Waldungen bedeckt ist, in denen sich nur Schlangen, Kröten, Eidechsen und andere Amphibien aufhalten. Dieser Sumpf soll sich mit kleinen Zwischenräumen beinahe um die ganze Westküste von Borneo ausdehnen und einige Stunden weit in's Land hinein gehen. Von Pontianak aber den Fluß aufwärts wird das Land höher, und ist an den Ufern desselben von arbeitsamen und stillen Chinesen bewohnt. Mehrere Stunden lang fährt man zwischen ihren zerstreut liegenden Wohnungen, und erfreut sich ihrer Thätigkeit. Je weiter man sich aber von Pontianak entfernt, desto menschenleerer wird die Gegend, und nur einzelne, stundenweit aus einander liegende ärmliche Hütten unterbrechen das ewige Einerlei der mit hohen Waldungen besetzten Ufer. Das Krächzen der Vögel, das Springen von größeren und kleineren Affen in den Riesenbäumen, hin und wieder das Plätschern eines großen Krokodils, von den Holländern Kaiman genannt, dieß sind beinahe die einzigen Lebenszeichen in dieser holzreichen Wüste. Je mehr man sich Landak nähert, desto reißender wird der Strom, der bei Landak ungefähr 200 Fuß breit ist. Bei Pontianak, wo er bedeutender ist als an der Mündung, hat er eine Breite von einer halben Stunde. Die Reise bis Landak dauerte 14 Tage, obgleich die geographische Entfernung kaum 20 Meilen beträgt.

Von Landak aus mußten wir das Fahrzeug verlassen und unsere Reise zu Fuß fortsetzen; ich betrat das Land

nicht ohne ein inneres geheimes Beben, denn ich hatte schon zu viel von den Dajaks, diesen wilden Menschenfressern, gehört, um ganz ruhig und gleichgültig bleiben zu können, obgleich unsere Truppe nicht so viel zu fürchten hatte, als mancher andere Reisende.

Wir nahmen einen Wegweiser und sechs Tagelöhner (Kulies) mit uns, welche die Lebensmittel und einen eisernen Topf tragen mußten; der Proviant bestand in einigen Säcken mit Reis, etwas Salz und spanischem Pfeffer, der zum Reis gegessen wird, und für diese Gegenden ein nothwendiges Gewürz ist. Wenn sich ein Botaniker hier mehrere Jahre aufhalten könnte, welche reiche Ausbeute würde er machen! Besonders auffallend war es mir, daß die meisten Holzarten von einer außerordentlichen Härte und Schwere sind, so daß sie auch in ganz trockenem Zustande im Wasser untersinken. Mit ihrer Härte vereinen diese Bäume eine riesige schlanke Höhe und einen außerordentlichen Umfang. Stämme, welche drei bis vier Mann nicht umfassen können, sind noch nicht die dicksten; die Härte und Dicke zusammengerechnet, kann man ohne Uebertreibung annehmen, daß sie über 1000 Jahre alt seyn müssen. Eine hundertjährige Eiche ist nur ein Scheit Holz im Vergleich mit solch einem Riesenbaume. Das sogenannte Eisenholz (kaju bissi der Einwohner, mesua ferrea) von dem es aber mehrere Sorten gibt, ist einer der schönsten und schlanksten Bäume der ganzen Erde. Ich habe behauene Stämme von mehr als 200 Fuß Länge gesehen, welche am oberen Ende noch zwischen drei bis vier Fuß im Durchmesser hatten. Und was waren sie im Anblick der Riesen, die vor mir da standen in ihrer ganzen Pracht? Die größeren Bäume sind bis zu einer Höhe von 200

Fuß gewöhnlich ohne Aeste und kerzengerade; weichere Holzarten werden aber viel dicker und weniger schlank. Da das Eisenholz so schwer und grobfaserig ist, wird es zu Möbeln fast nie verarbeitet, wohl aber zum Häuserbau und als Schiffsmast verwandt.

Die Flora mag auf Java und vorzüglich auf den Molukken schöner und zierlicher seyn, reicher aber und großartiger, als in diesen Urwäldern ist sie nicht; denn nicht bloß die Bäume, sondern auch die andern Gewächse, besonders von den Nymphäen tragen das Gepräge gewaltiger Triebkraft.

Eine Reise durch diese Wälder wird freilich sehr durch das Stuhlrohr und eine Menge anderer Schlingpflanzen, die oft eine undurchdringliche Mauer bilden, erschwert. An ein Umhauen dieser von Schmarotzerpflanzen umschlungenen Bäume und Sträucher ist nicht zu denken; wäre auch ein Stamm unten abgehauen, so würde er doch von dem dicht verschlungenen Rohre aufrecht erhalten. Man bedarf nothwendig eines kundigen Führers, um den Weg durch dieses Pflanzenlabyrinth zu finden. Obgleich der unsrige schon mehrere Mal den Weg zu den Dajaks gemacht hatte und allerdings die besten Wege kannte, so kamen wir doch mit unserer Reise nur sehr langsam vorwärts. Das größte Hinderniß für uns waren die Lebensmittel, die wir genöthigt waren mitzunehmen; wenn es die Dichtigkeit des Waldes erlaubte, wurden sie vermittelst zu Stricken gedrehten Rottings an kurze Stangen gehängt, die jedes Mal zwei Mann auf die Schultern nahmen; da dieses aber nicht immer möglich war, mußte jeder Träger seinen Sack auf die Schulter nehmen und zusehen, wie er mit seiner Last das Dickicht durchdrang.

Gegen Sonnenuntergang und gleich nach Sonnenaufgang wurde jedes Mal unsere einfache Reismahlzeit bereitet, denn Reis ist hier fast die ausschließliche Speise. Das eine oder andere große Baumblatt diente anstatt des Tellers. Der Hunger würzte unsere Kost, sie schmeckte uns vortrefflich. Wir drei Europäer hatten Löffel, die übrigen bedienten sich nach Landesgebrauch der Hände, welches bei der ziemlich trockenen Kost ganz gut geschehen konnte.

Das größte Ungemach für uns, besonders zur Nachtzeit, waren die Mücken (Moskitos) und Ameisen, von denen es wimmelte. Einige Arten werden wohl über einen Finger-breit lang; dieses sind aber nicht die unangenehmsten, denn die kleine weiße und die noch kleinere rothbraune Ameise sind die schrecklichste Plage für den Menschen. Wenn eines dieser Thiere auf die bloße Haut kommt, verursacht das ein Jucken, als hätte man Nesseln berührt, und der Schmerz hält einige Stunden an. Wird man von den Ameisen verschont, so hat man wieder von den Mücken zu leiden. Diese Thiere martern wieder auf eine andere Weise; ihr Stich ist zwar weniger schmerzhaft, als von den Ameisen, aber ihr unaufhörliches Summsen, bald feiner bald gröber, je nach der Größe des Thiers, verscheucht den leisesten Schlummer von den ermüdeten Augen. Das einzige Mittel, sich diese Moskitos etwas vom Leibe zu halten, besteht darin, daß man so viel Rauch macht als nur möglich ist. An feuchten halbvermoderten Baumblättern um uns her fehlte es nie, und die ganze Nacht wurde ein Feuer unterhalten; aber nicht immer gewannen wir den ersehnten Schlaf, und der Morgen wurde dann mit Sehnsucht erwartet.

Die Sonne geht auf und verscheucht die nächtlichen Peiniger, aber sie bringt, je höher sie steigt, eine dritte Plage mit, eine Fliege von der Größe einer Biene. Wenn eine solche Bremse sticht, dann läuft alsbald das Blut über Gesicht und Hände, als wäre man mit einer Nadel gestochen. Das eine Uebel ist kaum gelindert oder verschmerzt, so stellt sich wieder ein anderes ein, und am Ende weiß man selbst nicht mehr welches das größte ist und gewöhnt sich an alle.

Je weiter wir in das Innere des Landes vordrangen, desto lichter wurden die Wälder, in Folge des veränderten Bodens. In dem mehr gebirgigen Innern vermindern sich die Schlingpflanzen, und an den Flüssen hören die Waldungen in kurzen Entfernungen von den Ufern auf und wechseln mit steinigem Grasboden. Tiefer im Lande vermuthet man sogar Steinkohlen.

Ehe wir in das eigentliche Land der Succadana kamen, trafen wir nicht eine einzige Hütte der Dajaks. Erst in dem genannten Landstriche beginnen ihre Wohnungen, und nie in meinem Leben werde ich den Eindruck vergessen, den der erste Besuch einer solchen Hütte auf mich machte. Sie besteht aus rohen hölzernen in die Erde gegrabenen Pfosten, an welchen etwa einen Fuß weit aus einander Latten aus dem Stamme der Arekapalme mit gespaltenem Stuhlrohre befestigt sind. Die Wände sind bekleidet mit Allang-Allang (dickes Stroh von dem mannslangen Grase der Sumpfwaldungen), seltener mit den gleichfalls an einander genähten Blättern der Kokos- und Arekapalme, Alap genannt, womit die Dächer bedeckt sind. Ein roher selbstgefertigter Tisch, dessen ungehobeltes aus einem Stamme zugehauenes Blatt nur auf vier gleichfalls rohen Pfählen mit höl-

zernen Nägeln von Bambusrohr befestigt ist; eine oder zwei Binsenmatten und einige mit Moos gestopfte, walzenförmige Kissen, zuweilen ein eiserner Topf, endlich die an den Wänden hängenden Waffen sind die einzigen Geräthschaften, nicht zu vergessen die an den Querbalken hängenden weißen Hirnschädel erschlagener Feinde, die statt Teller und Trinkgeschirr dienen. Es erfordert keine geringe Selbstbeherrschung, nicht aus der Fassung zu kommen, wenn man aufgefordert wird, aus einem solchen Pokal zu trinken.

Die Hütten der Dajaks sind aber nicht immer auf die Erde gebaut, sondern ebenso oft, wenn nicht öfter in den Bäumen errichtet, deren Zweige sie alsdann dicht in einander flechten; nicht immer führen Leitern oder Treppen hinauf. Da die Dajaks alle wie Eichhörnchen klettern, gelangen sie auch ohne Leitern sehr leicht in ihre Wohnungen.

Nur Einzelne aus dem Volk leben in geselligem Verein, aber nur familienweise, in einem kleinen Dorfe von einigen Häusern bei einander. Das sind Stämme, die sich der Seeräuberei willen an den Ufern der größeren Flüsse vereinigt haben. Dennoch haben die Dajaks eine Art von Oberhaupt, das unumschränkte Gewalt über seine Unterthanen ausübt, obgleich ich nicht gehört habe, daß diese Oberherrschaft gemißbraucht wird. Die Oberhäupter sind an einer rothen Tuchweste, ihrer einzigen Kleidung, zu erkennen, doch tragen sie solchen Schmuck nur bei ihren Streifzügen. Die Obergewalt ist aber durchaus nicht erblich; das Oberhaupt macht sich nur für einen Streifzug oder Krieg geltend, woran es freilich bei diesem Volke nie fehlt.

Ihre Sprache ist ein schlechter Dialekt des Malayi-

schen, doch haben sie noch ein eigenthümliches Idiom, dessen sie sich nur selten bedienen, vielleicht weil sie es selber nicht mehr recht verstehen. Von Ausübung einer Religion habe ich nichts bemerkt, obschon sie an ein Paradies glauben, von welchem jedoch — sonderbar genug — alle reinen Jungfrauen ausgeschlossen sind. Ihr Gott heißt Dewatta, und wohnt in dem Paradiese. Außerdem haben sie noch eine Vorstellung, die sich auch bei den Malayen und Cochinchinesen findet. Sie glauben nämlich, daß die Sonne und der Mond bei Verfinsterungen in Gefahr stehe, von einem Ungeheuer verschlungen zu werden. Um dieß zu verhüten, suchen sie dasselbe durch ein entsetzliches Geschrei und rasenden Lärm zu verscheuchen. Die Irrwische, welche in diesen Gegenden nicht selten sind, sehen sie für Gespenster an. Es ist wahrscheinlich, daß ihnen dieser Aberglaube von den Malayen zugekommen ist, die zuweilen von der Küste in das Innere des Landes dringen.

Die Dajaks sind von mittlerer Größe, selten über $5^1/_2$ Fuß hoch, stark und von gesundem Gliederbau. Ihre Gesichtsfarbe ist hell- oder schmutzigbraun, der Kopf dick und breit, die Nase platt, der Mund groß und durch das Betelkauen verzerrt, die Lippen sind dick. Der Hals ist kurz und gedrungen, die Schultern sind breit; über ihren ganzen Körper, die Flächen der Hand und Fußsohlen ausgenommen, ist die Haut wie mit Kleie überschüttet und schieferig, als hätte am ganzen Körper eine spanische Fliege gezogen. Streicht man mit der Hand über ihre Haut, dann fühlt sie sich rauh an und kleine Stückchen des dünnen Häutchens lösen sich ab. Das Auffallendste aber sind ihre Ohren, denn von Jugend auf bohren sie Löcher in ihre Ohrläppchen und stecken immer

größere Pflöcke in dieselben, bis diese Löcher endlich durch das beständige Zerren und Ziehen so groß sind, daß die Lappen bis auf die Schultern herabhängen. Gewöhnlich stecken sie dann Ringe in diese Löcher, aber auf eine ganz verschiedene Art als die Europäer ihre Ohrringe tragen, nämlich dergestalt, daß der dünne Streifen des Ohrläppchens den Ring umgibt, wie der eiserne Reif das Rad eines Wagens. Diese Ringe sind von weißem und schwarzgrauem Marmor; silberne oder goldene habe ich nirgends gesehen. Die Zehen an den Füßen stehen wie bei allen indischen Völkern, die beständig barfuß gehen, weit auseinander, wodurch ihre Füße unförmlich breit werden. Die Dajaks gehen ganz nackt, und legen bloß einen Gürtel an aus dem goldbraunen Baste eines Baumes. Bei Regenwetter tragen sie eine Kopfbedeckung, die sie aus den Blättern einer Palme zusammennähen; ein solcher Hut hat die Gestalt eines großen runden Deckels, der den ganzen Körper überdeckt und beschützt.

Die Männer tragen ihre Haare bis etwas über die Schultern, die Frauen lassen sie so lang wachsen, als sie wachsen wollen. Das rabenschwarze lange Haar der Dajakerinnen würde ausgezeichnet schön seyn, wenn sie nur etwas mehr Fleiß darauf verwenden möchten. Sonst sind die Frauen viel hübscher als die Männer; sie sind kleiner und zierlicher und haben keine so dicken Köpfe, auch ist ihre Haut viel weißer.

Von den Mädchen findet man selten eins, das in ihrem neunten oder zehnten Jahre nicht schon verheirathet wäre; sie machen hierin von den Javanerinnen und Malayinnen keinen Unterschied. Man traut anfangs seinen Augen kaum, wenn man sieht, wie ein so junges Mädchen, selbst noch ein Kind, einem andern noch kleineren

Kinde, das sie auf dem Arme trägt, die Brust reicht, um es zu beruhigen, wenn es zu schreien anfängt.

Von den Jünglingen darf, oder vielmehr kann keiner heirathen, wenn er keine Siegeszeichen aufzuweisen hat. Keine dajakische Schöne, und wäre sie häßlich wie die Nacht, würde sich einem so unauslöschlichen Schimpf aussetzen, einen Mann zu nehmen, der noch keine Trophäen aufzuweisen hat. Welche Siegeszeichen müssen es aber seyn, die ein Jüngling seiner Zukünftigen zu Füßen legt? — Menschenschädel, Schädel von erlegten Feinden.

Die Eltern werden um ihre Einwilligung nie oder selten gefragt. Wenn ein junger Mann ein Mädchen zu seiner Frau haben will, so geht er zu ihr und bietet ihr drei Schädel zum Geschenke an. Das Mädchen weiß sehr gut, was ein solches Geschenk zu bedeuten hat; nimmt sie es an, so folgt sie dem Geber noch denselben oder höchstens den folgenden Tag, und die Hochzeit ist geschlossen bis auf einige Ceremonien.

Es ist übrigens ganz gleich, ob die Schädel von Männern, Weibern oder Kindern sind. Hat ein heirathslustiger Dajak noch keine drei solcher Siegeszeichen, dann legt er sich, um sie vollzählig zu machen, in den Hinterhalt an einen Weg, aber nie in der Nähe seines eigenen Stammes oder desjenigen seiner Braut. Er sucht einem Vorübergehenden von hinten den Speer durch den Leib zu jagen, haut ihm mit Einem Hieb den Kopf herunter und eilt davon. Ein auf diese Weise Ermordeter bleibt auf dem Platze liegen, auf dem er umgekommen ist. Bei der ungeheuren Hitze und der Menge von Insekten, Würmern, Schlangen und andern fleischfressenden Thieren ist der Körper in kurzer Zeit bis auf

die Knochen verzehrt und verwes't. Kommt der junge Mann mit seinem erbeuteten Kopfe zu Haus, so wird er festlich empfangen. Zuvörderst legt man Betel, Pinang und Tabak über den Kopf, steckt diese Sachen auch wohl in den Mund; am folgenden Tage wird das Haar abgeschnitten und aufbewahrt, um die Waffen damit zu zieren. Hierauf wird die obere Hirnschaale abgelöst, so viel als möglich von allem Fleisch gesäubert und dann in Kalk gelegt, um die noch übrigen Fleischfasern zu zerstören. Nach einigen Tagen wird der Schädel aus dem Kalke herausgenommen und mehrere Wochen der Witterung ausgesetzt, um ihn zu bleichen.

Sowie ein Mädchen das Brautgeschenk angenommen hat, geht der junge Mann in seine Wohnung zurück, wo ihn seine Eltern und Freunde erwarten, um ihn in das Haus der Braut zurückzuführen. An der Thüre bestreichen sie ihn mit dem Blute eines Hahns, und das Mädchen mit dem Blute eines Huhns; die Verlobten reichen sich die blutigen Hände und die Trauung ist geschlossen. Von nun an bleibt die Frau in dem Hause des Mannes. Aber ihre guten Tage, die sie trotz aller Armuth, im Hause ihrer Eltern verlebte, haben nun auch ein Ende. Sie ist nicht allein die Ehefrau, sie ist die Sklavin ihres Mannes geworden. Sie muß das kleine Reisfeld bauen, Nahrung im Walde suchen, selbst das größere Wild, das der Mann auf der Jagd erlegt hat, holen; sie muß Fleisch einsalzen, in der Sonne trocknen und aufbewahren, Fische fangen, kurz Alles thun, während der Mann auf der Matte liegt und Betel kauet oder höchstens mit seinen Waffen sich zu schaffen macht. Und dieß Alles thut sie willig, ohne den Mund zu einer Klage zu öffnen. Sie ist innig zufrieden,

daß sie für ihren Mann, den Vater ihres Kindes, sich abarbeiten darf, und schätzt sich überglücklich, wenn sie von ihm keine Mißhandlung erleidet, oder gar zuweilen ein zufriedenes Lächeln erhält.

Die Lebensart der Dajaks steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Sie leben von den freiwilligen Erzeugnissen des Waldes und dem Ertrage ihrer Fischerei, essen alle nur möglichen Thiere, deren sie habhaft werden können: Frösche, Kröten, Mäuse, Ratten, Eidechsen, Schlangen, Krokodile, Affen — sind ihnen eben so willkommene Fleischspeisen als wilde Schweine und Hirsche, die in nicht geringer Anzahl in ihren Wäldern hausen. Das Fleisch wird nie gekocht; gewöhnlich werden die Fleischstücke mit etwas Salz bestrichen (wenn dieser kostbare Artikel zu haben ist) und in der Sonne getrocknet. Die kleineren Thiere werden nicht einmal ausgenommen, man zieht ihnen bloß das Fell ab, wirft sie auf glühende Kohlen und röstet sie. Sehr oft ist diesen Leuten auch dieß Rösten noch eine zu große Mühe, und das Fleisch wird dann roh mit etwas Salz und spanischem Pfeffer gegessen. Bloß der Reis wird gekocht, und zuweilen dienen Kräuter als eine geringe Zukost, versteht sich ohne alle Kochkunst, da man das Gemüse bloß in's Wasser thut, Salz und Gewürz dazu schüttet, und höchstens noch einige saure Früchte dazu absiedet. Das Gemüse mit dem Reis wird in Menschenschädeln aufgetischt, für jede Person besonders; man trinkt das Flüssige und holt das Feste mit den Fingern heraus.

Wenn sie essen, sitzen sie nie an einem Tische, sondern kauern auf dem Boden um eine Binsenmatte, auf welcher das Körbchen mit Reis steht, aus dem sie, wenn der Gäste viele sind, sich auch wohl eine Portion her-

auslangen und auf ein Baumblatt thun. Obwohl ihre Wohnungen durchaus kein Muster von Reinlichkeit sind, so halten sie sich doch an ihrem Körper reinlich und gehen nie an's Essen, ohne sich vorher gewaschen zu haben. Ueberdieß baden sich Männer und Frauen täglich einmal, entweder des Morgens vor Sonnenaufgang oder des Abends nach Sonnenuntergang.

Die Frauen sind den Männern durchaus treu; eben so sind die Dajaks unter einander ganz treue, ehrliche und zuverläßige Menschen, und sie könnten in dieser Hinsicht allen Nationen zum Muster dienen. Ein Dajak leidet lieber Hunger, als daß er von seinem Nachbar oder Stammverwandten etwas entwenden sollte, und wäre es auch nur eine Handvoll ungekochter Reis; die Ehrlichkeit ist eine ihrer Haupttugenden.

Die Chinesen, welche an der Küste wohnen, wagen es des großen Gewinnes wegen, mit den Dajaks Handel zu treiben. Da aber Geld oder ein dasselbe ersetzender Artikel bei ihnen unbekannt ist, so ist auch der Handel nur ein gegenseitiger Austausch. An den Flüssen oder in der Nähe derselben sind gewisse Freiplätze bestimmt, dahin bringen die Chinesen ihre Waaren, die aus Salz, Tabak, Betel, Reis, einigen rohen Töpferwaaren, Parangs oder Hackmesser, einigen Glasperlen, Kämmen aus Bambus, kleinen Spiegeln und kleinen Stücken von scharlachrothem Tuche bestehen. Alle diese Artikel haben einen festen Preis; so bald die Chinesen ihre Waaren auf dem bewußten Platze ausgeladen und aufgestellt haben, gehen sie wieder weg, ohne sich weiter um das Zurückgelassene zu bekümmern. Nach 8 oder 14 Tagen kommen sie wieder und finden entweder den zu entrich-

tenden Preis an die Stelle der Waare gelegt, oder die Waare selbst unangetastet.

Die Waaren, welche die Dajaks an der Stelle der ihnen zugeführten Artikel austauschen, sind Ding-Ding (getrocknetes Wildfleisch), rohe Diamanten und Gold, das sie wahrscheinlich aus dem Innern der Insel beziehen, da auch die Flüsse Goldsand führen.

Zuweilen vereinigen sich viele der einzeln wohnenden Familien und Dörfer zu einem Kriegszuge gegen andere gewöhnlich an den Küsten wohnende Chinesen oder Malayen; seltener greifen sie die von Bugineſen bewohnten Plätze an, und nie Ortschaften, in denen Europäer wohnen. Denn sie wissen sehr gut, daß bei den Europäern so leicht keine Köpfe zu bekommen, wohl aber welche zu verlieren sind. Der Grund solcher Streifzüge ist die Lust zu plündern, Köpfe abzuschneiden und Schädel zu bekommen.

Ehe die Dajaks einen solchen Zug unternehmen, beobachten sie erst den Flug des Hühnerdiebes, eines Habichts, und lassen sich dadurch bestimmen, ihren Vorsatz auszuführen oder aufzuschieben. Unglücklich ist das Dorf, welches von ihnen überfallen wird! Feuer und Schwert wüthen gleich furchtbar, keine Hütte bleibt stehen. Die Bewohner werden ohne Unterschied von Alter und Geschlecht ermordet. Nur wer Zeit hat, sich in die Wälder zu flüchten, kommt mit seinem Leben davon. Banankat, ein schöner nicht unbedeutender von Chinesen bewohnter Ort, an der linken Mündung des großen Stromes von Sambas gelegen, hat während meiner Anwesenheit auf Borneo zwei Mal solch' ein trauriges Schicksal gehabt.

So abscheulich dieser Gebrauch des Niedermetzelns

auch erscheint, so dürfen wir doch den Grund nicht aus dem Auge verlieren, auf den sich die rohesten und abscheulichsten Sitten so manches heidnischen Volkes stützen: gewöhnlich sind sie aus einem schrecklichen Aberglauben entstanden, der bei ihnen die Stelle der Religion vertritt. Auch unsere heidnischen Vorfahren schlachteten auf den Altären ihre Gefangenen, weil sie glaubten, daß sie ihrem Wodan um so angenehmer wären, je mehr Feinde sie erlegt hätten. Ein ähnlicher Wahn herrscht unter den Dajaks; sie glauben nämlich, daß alle, die sie ermordet haben, in jenem Leben ihnen als Sklaven dienen müssen. Hierdurch erklärt sich auch, daß sie keine Gefangene machen.

Eingebrachte Köpfe erregen die Freude der ganzen Bevölkerung; diejenigen, welche die meisten Siegestrophäen haben, gehen dem Zuge voran, der von den Zurückgebliebenen im Triumph eingeholt wird. Frauen mit ihren kleinen Kindern auf dem Arm gehen ihm entgegen, wenn sich der Siegeszug in weiter Ferne durch sein wildes Geschrei hören läßt.

Die gräßlichen Mahle der Dajaks, in denen Menschenfleisch gegessen wird, sind die Siegesmahle nach vollbrachter Plünderung eines Dorfes oder nach einem glücklich bestandenen Gefechte. Siegestrunken werfen sie die von den todten Körpern ihrer Feinde abgeschnittenen Stücke Fleisch auf glühende Kohlen, und verschlingen sie kaum halbgeröstet; ja oft warten sie das Rösten gar nicht ab, sondern verschlingen in ihrem rasenden Taumel die Stücke, welche sie eben von dem Körper abgeschnitten haben. Daß bei diesen Mahlen in Kriegszeiten öfters Freund mit Feind verwechselt wird, kann man sich denken, da die einzelnen Stämme in ihrem

Aeußeren so schwer zu unterscheiden sind. Wann — so fragt der Menschenfreund billig — wird diesen Wilden die Sonne des Evangeliums scheinen? —

Ihre an Krankheiten gestorbenen Freunde oder Verwandten essen sie nie, sondern diese werden verbrannt, und daß dieß ordentlich geschehe, tragen sie große Sorge. Stirbt ein angesehener Mann in einem entlegenen Theil des Landes, dann wird der Körper nicht selten eingesalzen und zu seiner Familie daheim zurückgebracht. Die Asche aber von der verbrannten Leiche wird in der Nähe der Wohnung beigesetzt und ein kleines Häuschen darüber gebaut.

Große Ceremonien finden bei der Verbrennung nicht Statt; es wird ein etwa 4 bis 5 Fuß hoher Scheiterhaufen von ganz trockenem und hartem Holz errichtet, der Todte ganz mit Baumbast umwunden, dann hinaufgelegt, das Gesicht gegen Morgen gekehrt, und endlich der Holzstoß angezündet. Außer den nächsten Verwandten wohnt Niemand der Handlung bei, und selbst diese lassen weder Klagegeschrei noch Weinen hören, sondern starren gleichgültig den brennenden Holzstoß an.

Die Fehden im Kriege, in denen die Dajaks sich gegenseitig aufreiben, können nie enden wegen der Blutrache, die allgemein unter ihnen herrschend ist. Nicht bloß die nächsten Anverwandten des Todten, sondern sein ganzer Stamm rechnet es sich zur Pflicht, den Verlorenen durch den Tod des Siegers zu rächen. Da man aber diesen selten kennt, so genügt es schon, den ersten besten Schädel des feindlichen Stammes als Sühnopfer zu erobern.

Die Dajaks beschränken sich bei ihren Mordzügen nicht bloß auf die nächsten Umgebungen, sondern sie

gehen oft sehr weit auf ihren Booten; doch verlassen sie selten die Küsten von Borneo oder die nächsten Inseln, auf denen sie ihre Schlupfwinkel haben. Ihre Boote werden aus dünnen mit Rotting zusammengenähten Brettern verfertigt. Sie können dieselben leicht auseinander nehmen, und die Stücke zu Land auf den Schultern forttragen, wenn sie in einer Bay eingeschlossen sind. Mit diesen gebrechlichen Fahrzeugen, welche nicht einmal ein Deck haben, fallen sie nicht allein die an den Küsten fahrenden mit drei oder vier Mann besetzten Kähne der Chinesen und Malayen an, sondern auch größere Fahrzeuge, wenn kein Europäer auf denselben ist. Aus diesem Grunde hauptsächlich haben die Araber und Malayen auf ihren Schiffen gewöhnlich einen Europäer im Dienst, den sie sehr gut bezahlen. Ein solches Schiff wird äußerst selten angefallen, wenn sich nur der Europäer früh genug sehen läßt; seine Gegenwart flößt auch seinen Schiffsgefährten Muth ein zu einer beherzten Gegenwehr, und dieß ist kein geringer Vortheil. Die Mannschaft der von den Seeräubern angegriffenen Schiffe läßt sich gewöhnlich von ihnen ohne die geringste Gegenwehr morden. Sie denken, freilich verkehrt, Gegenwehr helfe doch nicht.

Die Waffen der Dajaks sind einfach, aber von vorzüglicher Güte. Feuerwaffen haben sie nicht, auch nicht den im ganzen Oriente verbreiteten Kris oder Dolch mit geschlängelter Klinge. Ihre Waffen bestehen aus einem Parang, einem Klewang, einem Schilde, Wurfspies und einem Blasrohre.

Der Klewang ist eine Waffe von der Länge eines Hirschfängers, am Griffe schmal, nach vorn aber an Breite zunehmend, und am Ende stumpf wie ein Ra-

siermesser — ein Rasiermesser im Großen, da die Schneide außerordentlich scharf, der Rücken sehr dick ist. Der Griff ist von Holz, zuweilen mit Schnitzwerk verziert, mit einem nach unten gekrümmten Schnabel versehen, um beim Hauen das Ausgleiten zu verhindern. Am obersten Ende des Griffes ist immer ein Büschel Menschenhaare befestigt, das man im Kampf um die Hand wickelt.

Aus dieser Beschreibung des Klewangs kann man sich schon seine außerordentliche Wirkung bei einem Hiebe vorstellen, eine Wirkung, die durch die Vortrefflichkeit des Stahles noch verdoppelt wird. Ein armdicker Strauch von dem härtesten Holze fällt auf Einen Hieb, und was ist ein Kopf, Arm oder Bein gegen eine eiserne einen kleinen Finger dicke Stange, die ich auf Pontianak einige Mal mit Einem Hiebe abhauen sah, ohne daß eine Verletzung der Schneide zu bemerken war! Solche ächte Klewang sind freilich sehr schwer zu bekommen, und sehr theuer.

Der Parang ist häufig, aber nicht immer von derselben Gestalt, doch um ein Dritttheil kürzer, und oft noch einmal so breit. Doch ist sein Stahl nicht so gut als beim Klewang, und er vertritt zu gleicher Zeit die Stelle eines Beiles und Hackmessers. Der Griff ist ebenfalls von Holz, aber mit keinem Haarbüschel versehen.

Der Schild besteht aus einer einzigen etwa 4½ Fuß langen und 1 bis 1½ Fuß breiten in der Mitte etwas gekrümmten Planke von leichtem Holze, das rund herum und in der Mitte mit gespaltenen Rottingsstäben verziert ist. Die mit Blasröhren bewaffneten Dajaks führen nie diese Schilde.

Die Spieße, deren sie sich zum Werfen bedienen und zum Stechen, und die sie eben so fertig zu gebrauchen wissen wie ihre Blasröhre, sind selten über 5 Fuß lang; die eiserne Spitze ist gewöhnlich mit einem Widerhaken versehen. Der Stiel ist von schwerem hartem Holze, nach der Spitze zu dicker, am Ende dünn und mit einem Büschel Haare verziert. Die Stiele sind mit unglaublicher Mühe schuppenartig ausgeschnitten.

Von allen Waffen sind aber unstreitig die Blasröhren mit ihren Pfeilen die fürchterlichsten; der von einem Pfeile Getroffene ist ohne Rettung verloren. Die Verletzung mag noch so gering seyn, das Gift des Pfeiles tödtet sicher. Das einzige Mittel, die Wunde unschädlich zu machen, wäre, sogleich das getroffene Glied abzuschneiden, aber wo wäre der Wundarzt zur Hand, und was nützte dieser, wenn die Brust oder der Kopf getroffen sind?

Das Blasrohr ist 5 bis 5½ Fuß lang, von glattem Holze; die Oeffnung der Röhre ist einen mittelmäßigen Finger dick. Die Pfeile sind einen Fuß lange Stäbe von leichtem Rohr, deren Spitzen aus scharfen Fischzähnen verfertigt, lange vor dem Gebrauche in das Gift getaucht und wieder getrocknet werden. Der hintere Theil des Pfeiles besteht aus einem runden, glatt abgestumpften Knopfe von korkartigem Holze, der genau in die Oeffnung des Blasrohrs paßt. Mit diesem Blasrohre treffen die Dajaks auf 25 bis 30 Schritte sicherer fast, als der Schütze mit seiner Büchse. Ein Ziel von der Größe eines Guldens verfehlen sie auf die angegebene Entfernung selten oder nie.

Die fürchterliche Materie, deren sie sich zur Vergiftung dieser Pfeile und Stäbe bedienen, kommt von

einem Baume, welcher Bohon Upas, d. h. Giftbaum heißt (Bohon Baum, Upas Gift.) Dieser Baum ist von mittlerer Größe, weißlich grauer Rinde; das Blatt ist länglich eiförmig, lederartig, von der Größe eines Lorbeerblattes, nur etwas breiter. Das Gift wird auf folgende Weise geholt:

Ungefähr fünf Fuß lange Stangen von Bambusrohr werden an dem einen Ende wie eine Schreibfeder zugespitzt, die inneren Wände des Rohrs werden aber eingestoßen. Die Höhlung ist Armes dick; zugleich werden hölzerne Stöpsel gemacht, um das offene Ende verschließen zu können. Mit diesen Röhren geht man nach der Gegend des Waldes, wo die Giftbäume stehen; ehe man aber in die Nähe derselben kommt, wird eine hölzerne Maske vor das Gesicht gethan und der ganze Körper sorgfältig mit Tüchern umwunden, damit ja keine Luft an die bloße Haut dringe. Stehen nämlich mehrere Giftbäume bei einander, so ist die Ausdünstung bereits so stark und giftig, daß sie ein Prickeln auf der Haut verursacht, ganz so, als ob ein Glied eingeschlafen wäre. Man ist dann nicht im Stande, sich zu bewegen, und verweilt man länger, so fällt man um und ist verloren. Vor allen Dingen muß man Sorge tragen, daß man den Wind im Rücken hat, wenn man sich dem Giftbaum nähert. Ist man zu dem Baume gekommen, so steckt man das zugespitzte Ende des Bambusrohres in schräger Richtung von unten nach oben in den Stamm, aber nicht höher als 2 bis $2^1/_2$ Fuß vom Grunde. Sogleich fließt ein weißer Milchsaft aus dem Baume in das Rohr, welcher Saft sich allmählig röthet, erst rosenroth, dann dunkelroth, zuletzt wenn er trocknet braun wird. Man entfernt sich aber sogleich

wenn man die Röhren in die Rinde des Baumes gesteckt hat, und kommt erst nach einigen Tagen wieder.

Merkwürdig ist, daß dieses Gift bloß dann seine zerstörende Wirkung zeigt, wenn es mit dem Blute in Berührung kommt. Uebrigens mischen die Dajaks noch allerlei dem Stoffe bei, um seine Wirkung zu verstärken, namentlich den Saft von Zwiebeln und Knoblauch und gestoßenen Pfeffer.

Die Tjutrinker in Niederländisch-Ostindien.

Vom Reis wird bekanntlich der Arak gebrannt, aber auch der Tju, der Branntwein der Chinesen, dessen schreckliche Wirkungen auf den menschlichen Körper mit denen des gewöhnlichen Kornbranntweins nicht zu vergleichen sind. Unglücklich der Europäer, welcher sich diesem unangenehm riechenden, in höchstem Grade fuselartigen Getränke hingibt; gewöhnlich bezahlt er seine Leidenschaft mit dem Leben. Pontianak und Sambas waren früher berüchtigt wegen des Tjusaufens der europäischen Soldaten, doch hat jetzt das Laster bedeutend nachgelassen.

So unangenehm der Geschmack und vorzüglich der Geruch des Tju auch ist, so überwindet der an starke Getränke sklavisch gewöhnte Gaumen sehr bald dieses Unangenehme, und da der Tju nicht so schnell berauscht als Arak oder Branntwein, außerdem wohlfeil ist (die Weinflasche voll kostet 5 bis 6 kr.), gewöhnen sich Men-

schen, welche keine Herrschaft über sich selbst besitzen, nicht selten so sehr an dieses den menschlichen Körper fürchterlich zerrüttende Gift, daß sie nicht mehr kurirt werden können.

Der Tju wird nicht aus Gläsern, sondern aus Näpfchen von Porzellan, welche ungefähr einen Tassenkopf voll enthalten, getrunken. Ist man nicht an den Tju gewöhnt, so berauscht er, wenn man vier oder fünf Tassen voll getrunken hat. Doch nicht auf der Stelle; er zeigt seine Kraft erst einige Zeit, etwa eine Stunde nach dem Genusse. Ein solcher Rausch hält allerdings nicht lange an; in einer oder zwei Stunden ist er ausgeschlafen, hinterläßt aber ein starkes Kopfweh und einen außerordentlich unangenehmen faulen Geschmack. Beides ist leicht zu vertreiben, wenn man — wieder eine Tasse Tju trinkt. Aber nur eine Tasse; doch aus einer werden zwei und noch mehr, und um sich ganz gesund herzustellen, betrinkt man sich auf's Neue, bis man schon nach einigen Monaten gar nicht mehr betrunken werden kann, ohne jedoch den Zustand, in welchem man sich eben befindet, einen nüchternen nennen zu können. Nun — so denken gewöhnlich die elenden unglücklichen Menschen —, nun haben wir gewonnen, wir können so viel trinken als wir wollen, es schadet uns nicht mehr! Noch einen Schritt weiter, und das Trauerspiel beginnt, dessen Ouvertüre schon gespielt ist.

Berauscht werden von nun an solche Säufer nicht mehr, es ergreift sie aber ein so heftiges Zittern, daß sie nicht mehr stille stehen, fast keinen Bissen nach dem Munde bringen, sich selbst nicht einmal mehr das Gesicht waschen oder einen Knopf an ihrer Kleidung zumachen können, wenn sie nicht erst eine Flasche dieses

Höllentrankes in ihren Eingeweiden haben. Eine gleiche Portion müssen sie auch des Abends haben, wenn sie die Augen schließen und nicht vom heftigsten Fieberfrost geschüttelt werden wollen. Des Morgens erwachen sie wieder, aber leider mit derselben Krankheit, mit welcher sie sich zur Ruhe begaben, und das nämliche Heilmittel wird angewandt. Noch wäre es Zeit, wenn solche Menschen Willenskraft hätten, einem schrecklichen Ende vorzubeugen. Aber nicht selten gesellt sich zu der sklavischen Unterwerfung unter die Herrschaft dieses Gesöffs noch falsche Schaam. Die Trunkenbolde fürchten von ihren Kameraden ausgelacht zu werden, wenn sie wegen einer Unpäßlichkeit, die mit einer Flasche Tju wieder gut gemacht werden kann, in's Hospital gingen, das sie doch in 3 bis 4 Wochen (für sie eine Ewigkeit!) wirklich geheilt wieder verlassen könnten. Aber das würde sie in den Augen ihrer Kameraden herabsetzen, und so gehen sie ruhig auf dem betretenen Wege fort, ihrem Untergange zu.

Jetzt beginnt der dritte und letzte Akt, welcher mit dem Tode endet. Bis jetzt konnten die Säufer noch etwas essen; dieses verliert sich aber mehr und mehr, und wenn sie endlich alle Tage 5 bis 6 Löffel Reis mit Gewalt hinunter würgen können, glauben sie eine gute Mahlzeit zu sich genommen zu haben. Tju und nichts als Tju stillt ihre Eßlust, löscht ihren Durst; ihre Augen werden stier und drücken ihre Angst aus, welche in ihrem Innern wühlt. Endlich können sie auch nicht mehr trinken und sehen überall häßliche Gestalten, Drachen und wilde Menschen, gewöhnlich Riesen, die sie verfolgen und vor denen sie sich zu verbergen suchen. Wenn es dunkel wird, erreicht ihre Angst

den höchsten Grad; der Angstschweiß bricht ihnen über den ganzen Körper in solcher Menge aus, als wenn sie aus dem Wasser gezogen wären. Alle Muskeln an ihrem Körper beben. Diese Todesangst vermindert sich nur mit Anbruch des Tages; drei Tage wiederholt sich die Noth, und am vierten haben sie ausgelitten.

Während dieser Zeit müssen beständig einige ihrer besten Freunde um sie seyn, welche die Unglücklichen nicht einen Augenblick verlassen oder aus dem Auge verlieren dürfen, wenn man nicht noch größeres Unglück, nämlich den Selbstmord erleben will. Man kann nicht genug ihre Bewegungen beobachten, um sie daran zu verhindern. Ein gewisser Janin, ein Franzose, erwischte, als der Barbier gerade mit Rasieren beschäftigt war, ein Rasiermesser, und schnitt sich mit demselben den Unterleib auf, so daß die Eingeweide auf die Erde rollten. Aber von allen, welche im Wahnsinn auf ähnliche Weise umkamen, ist mir kein einziger bekannt, der auf das Leben des Andern einen Angriff gemacht hätte. — Es ist merkwürdig, daß solche Menschen, welche beständig von ihren bedrückenden Phantasiebildern umgeben sind, dieselben sprechen hören und oft auf ihren Knieen die Arme, an denen alle Muskeln zucken, nach ihnen ausstrecken und in herzzerreißenden Tönen um Gnade flehen, — ich sage, daß solche Menschen trotz ihrer Phantasieen ihre Umgebung erkennen und von ihren Nächsten sich leiten lassen, auch sich nie widersetzen, wofern man nur keine Gewalt anwendet. Auch können sie auf Pontianak, wo alle Gebäude von Holz sind; gar nicht so fest angeschlossen werden, daß sie nicht ausbrächen.

Andere hingegen fallen in den letzten Tagen in eine

Erstarrung, welche meistentheils, aber nicht immer, am vierten Tage ihrem Leben ein Ende macht. Diese bleiben die letzten dreimalvierundzwanzig Stunden auf Einem Flecke stehen, und wäre der Platz auch noch so gefährlich. Gewöhnlich klettern sie auf das an dem Kopfende der Bettstelle sich befindende schmale Brettchen, und rühren kein Glied an ihrem Körper, das Zucken der Muskeln ausgenommen. Ob sie angesprochen oder angestoßen werden ist ganz gleich; sie geben auf das eine eben so wenig Antwort, als auf das andere. Selbst an ihren weit aufgesperrten glasigen Augen sieht man keine Bewegung; nur ihr kurzer Athem und das hörbare Pochen ihres Herzens sind Beweise von ihrem Leben. Den vierten Tag verlassen sie ihren jedesmaligen Standplatz und legen sich nieder, um zu schlafen, und gewöhnlich um nie wieder zu erwachen. Geschieht dieß aber, dann ist die Gefahr vorüber, und in 3 bis 4 Wochen sind sie durch stark spirituöse Arzneien so weit wieder hergestellt, daß sie von Neuem anfangen können, zu trinken: bis sie dann nach einem oder anderthalb Jahren auf derselben Stufe des Elends anlangen. Dann brauchen sie aber nicht zu denken, daß ihr viehisches Leben zum dritten Mal wieder anfangen könne. Das Sprüchwort: aller guten Dinge sind drei, gilt da nicht.

Ich habe dieß Charakterbild absichtlich auf dasjenige der Dajaks folgen lassen, um dich, lieber Leser, zu fragen, welche von beiden am tiefsten stehen: jene heidnischen Wilden, die sich gegenseitig erwürgen, oder diese christlich seyn sollenden zivilisirten Europäer, welche sich selbst morden und unter das Thier erniedrigen?

Von den Chinesen bemerkt man nicht das Mindeste

einer Krankheit oder nur Unpäßlichkeit nach dem Genusse des Tju, und doch trinken sie täglich Tju. Aber es ist das leicht zu erklären. An einer Tasse voll haben wohl fünf Chinesen genug, da hingegen ein Europäer oft fünf und noch mehr hinter einander trinkt, also etwa so viel als 25 Chinesen zusammen genommen. Der Chinese trinkt ihn außerdem stets lauwarm und nur während seiner Mahlzeit, welche im Allgemeinen fett, ja sehr fett ist. Das Wärmen des Tju einerseits und die Fettigkeit der Speisen andererseits brechen die Kraft des Tju, und die Chinesen rühmen einstimmig seine nährende, die Verdauung befördernde Kraft, und geben ihm in dieser Hinsicht vor dem Arak, wie dem Branntwein den Vorzug. Die Reicheren führen immer Arak in ihrem Hause, trinken aber sehr mäßig davon oder gar nicht, und nur wenn ein angesehener Europäer sie besucht, bringen sie zu der Arakflasche zwei Gläser, aber für sich ein ganz kleines, von welchem sie nur nippen.

Der Betel.

Der Betel oder Siri ist das Blatt eines Gewächses aus der Familie des Pfeffers (Piper Betel). Man pflanzt den Betel in den Gärten auf Beete, ungefähr einen Fuß weit aus einander, und bei jeder Pflanze steht eine lange Stange, woran sie gleich unserem Hopfen oder Epheu emporrankt. Die Blätter dieses strauch-

artigen Gewächses sind herzförmig, scharf gespitzt, glatt, und von der Größe eines großen Lindenblattes; sie haben einen rothen Saft und einen bitteren zusammenziehenden Geschmack. Man vermischt sie mit Tabakblättern, mit der Areka- oder Pinangnuß — auch wohl mit Cardemomen und Nelken und endlich mit einem gelöschten Muschelkalk. Männer und Frauen von allen Ständen führen diese Mischung in einer besonderen Büchse bei sich und bedienen sich unaufhörlich ihres Inhalts, um ihn zu kauen. Die Ostindier reichen einander die Betelbüchse, wie die Europäer sich die Schnupftabaksdose anbieten — zum Zeichen der Freundschaft. Der Geringere darf den Vornehmeren nicht anreden, bevor er nicht Betel gekauet hat; es wäre in vielen Fällen eine grobe Unhöflichkeit, das Betelkauen zu unterlassen. Der Betel färbt nicht bloß den Speichel, sondern alle Absonderungen backsteinroth, und zerfrißt bei häufigem Gebrauch die Zähne. Aber er mag doch stärkend auf die Speicheldrüsen und Verdauungsorgane wirken, und weil er die Hautausdünstung vermindert, jener Schwäche vorbeugen, welche aus den vielen Schweißen, die das heiße Klima hervorruft, entsteht.

Die Siri-Dose, die beinahe in keinem Hause fehlt, ist bei den Großen ein Luxusartikel geworden, welcher zuweilen mehrere hundert Gulden werth ist. An dieser Siri-Dose allein kann man den Wohlstand der Besitzer oft richtiger beurtheilen, als an etwas Anderem, wenn man nämlich überhaupt wissen will, ob sie zu dem reichsten, mittleren oder ärmsten Stande gehören; denn dieß läßt sich nicht immer an ihren Gebäuden, Möbeln oder ihrer Kleidung erkennen. Oft sieht man Menschen auf

der Straße gehen, denen man gutherzig ein Almosen geben würde, wenn sie darum bäten. Auch in ihren Wohnungen sieht es dürftig aus; schaut man aber die Siri-Dose, dann merkt man erst, daß sie nicht arm seyn können.

Die Dose ist länglich viereckig, 8 bis 10 Zoll lang, halb so breit, unten etwas breiter und länger als oben, und gewöhnlich mit einem Deckel versehen, gleich einer Schachtel. Die Höhe ist mit der Breite ungefähr gleich. Unter dem Deckel befindet sich eine Lade, die von oben hineingelegt wird; da sie ungefähr den dritten Theil so hoch ist als die Dose, so ist rund um die Lade ein kleiner Leisten angebracht, der sie auf dem Rande schwebend hält und ihr Herabfallen verhindert. Der untere Raum, welcher hiedurch gebildet wird, ist das Magazin für die Siriblätter, für den Tabak und die Pinangscheere, Katjib genannt. Diese Scheere dient dazu, die Schaale von der Arekanuß zu schneiden, und die harte Nuß in kleinere Stücke zu zertheilen. Im Allgemeinen werden nur alte Nüsse gebraucht, und nur Anfänger im Betelkauen, z. B. Kinder, gebrauchen unreife, von der Größe einer Haselnuß oder noch kleinere. Diese sind noch grün und werden gleich mit ihrem Baste gekaut. In der Lade steht noch ein rundes schüsselförmiges Döschen von Messing, worin alle zum Betelkauen gehörenden Sachen sich finden. Einige Betelblätter liegen aber immer außen, damit man nicht so oft die Dose herauszunehmen braucht.

Die große Dose ist häufig von dem schönsten Maserholze und polirt, seltener ist sie bloß schwarz lackirt. Inwendig ist sie immer mit einem glänzenden zinoberrothen Lacke oder Firniße bestrichen. Um sie vor Staub

und anderer Beschädigung zu schützen, thut man sie oft in einen Beutel von geblümtem Kattun, der mit einer Schnur zugezogen und nur bei Besuchen abgestreift wird. Auf Java und Malakka werden eine Menge solcher Dosen verfertigt, aber in Borneo nicht.

Die so eben beschriebene Dose ist die gewöhnliche, man könnte sagen die des Mittelstandes. Die, welche schon den Uebergang zu den Reichen bilden, haben statt des messingenen Döschens ein silbernes und ein Spatelchen gleichfalls von Silber. Die Dosen der Großen und Reichen sind dem Aeußern nach von denen des Mittelstandes nicht verschieden; das Innere aber ist von Gold und zuweilen mit Diamanten besetzt. Dagegen machen sich die Armen selber kleine Kistchen von Holz mit einer Schieblade, worin mehrere Fächer für die verschiedenen Bestandtheile des Betels sich befinden; auch flechten sie wohl Dosen von Binsen. Die Aermsten, welche gar keine Dosen haben und anschaffen können, machen sich auf Einmal viele Betelbissen im Vorrath, und wickeln sie in einen Lappen oder ein Taschentuch.

Es ist nicht bloß die größere oder kleinere Dosis, die von den verschiedenen Artikeln zum Betel-Pinang genommen wird, welche die größere Schärfe dieses Reizmittels bewirkt, sondern das Verhältniß, in welchem die Theile zu einander stehen. Deßwegen, weil der Geschmack verschieden und Niemand die Art der Zusammensetzung kennt, wie sie der Andere am liebsten hat, macht ein Jeder die Mischung für sich selbst.

Zuerst werden zwei (selten eins oder gar drei) Betelblätter genommen, sorgfältig abgewischt, die Stiele und Spitzen abgebrochen und weggeworfen, und auf die innere Seite des Blattes wird Kalk gestrichen. Die

übrigen Artikel, den Tabak ausgenommen, wickelt man um das Blatt herum und dieß Gemisch wird zerkaut. Der Tabak wird nicht in den Mund, sondern unter die Oberlippe gesteckt, also nicht mitgekaut. Während des Kauens wird der Bissen beständig im Munde hin- und hergeworfen und zuletzt, wenn er recht durchgearbeitet ist, ausgeworfen; den Tabak aber hält man noch so lange unter der Lippe, bis auch er keinen Saft mehr hat. Wird übrigens Jemand während dieser Arbeit zum Sprechen genöthigt, so wirft er seinen Leckerbissen keineswegs fort, doch wird natürlich die Aussprache sehr erschwert und für ein nicht daran gewöhntes Ohr unverständlich.

Schon jeder einzelne Bestandtheil des Betel-Pinangs hat eine zusammenziehende Schärfe, nun erst das Ganze! Ich habe in der ersten Zeit meines Aufenthalts in Ostindien zuweilen aus Neugierde einen Betel-Bissen in den Mund genommen und darauf gebissen; aber es wäre mir eben so leicht gewesen glühende Kohlen zu kauen als einen Betel-Pinang. Den brennendsten Geschmack hat das Betelblatt.

Durch die große Schärfe wird nicht bloß der Mund mehr oder weniger verzerrt — alte Personen können sehr oft die Lippen nicht mehr schließen —, sondern es werden auch die Zähne, die ohne dieses Betelkauen wegen ihrer Gleichheit und Weiße (wie man das an den Kindern sehen kann) zum Beneiden schön seyn würden, sehr angegriffen, und zuletzt fast schwarz gebeizt, und zwar nicht bloß von außen, sondern durch und durch. Aelteren Personen fallen die Zähne stückweis aus, ohne die geringsten Schmerzen. Die Speicheldrüsen werden so sehr in Thätigkeit gesetzt, daß die Vornehmen sich

beſtändig ein Spucknäpfchen nachtragen laſſen, ein Geräthe, das natürlich auch im Hauſe nirgends fehlt.

Bei denen, welche an dieſes Kaumittel noch nicht gewöhnt ſind, folgt erſt eine Art Berauſchung, vorzüglich wenn noch Ingwer, Moſchus oder Kardamom hinzugefügt wird. Alte Leute, welche die Nuß des Pinang nicht mehr mit den Zähnen zermalmen können, zerſtoßen vorher den Pinang-Betel mit einem Stampfer in einem Bambusrohr von der Dicke eines Daumens, das ſie beſtändig im Gürtel mit ſich führen.

Eine für den neuangekommenen Europäer merkwürdige Erſcheinung iſt eine Siri-Geſellſchaft, zu der das andere Geſchlecht ſich zuweilen einladet. Die Mädchen und Frauen kommen alsdann bei einer der Eingeladenen zuſammen, um hierauf gemeinſchaftlich zur Gaſtgeberin zu gehen. Da finden ſie dann auf einer Matte in der Mitte des Fußbodens die gefüllte Betel-Doſe, und nach der Stärke der Geſellſchaft ein, oder zwei Spucknäpfchen. Nachdem der Bewillkommnungsgruß (tabé gnae-i oder maa, ich grüße dich Mädchen, oder Mutter) geſprochen iſt, lagert ſich Alles um die Doſe und fängt an zu kauen, während das Spucknäpfchen von Hand zu Hand geht. Zuweilen unterhält man ſich während dieſer Arbeit mit Tagesneuigkeiten. Ein Europäer muß in ihrer Sprache ſchon gut bewandert ſeyn, wenn er etwas verſtehen will, während Alle mit geſtopftem Munde faſt zugleich ihrem Herzen Luft machen. Erſt nachdem ſie den einen Betel-Pinang ausgekaut und ihren Mund mit Waſſer ausgeſpült haben, kommt ein verſtändliches Wort über ihre Lippen, bis es einem Gliede der Geſellſchaft einfällt, einen zweiten Biſſen zu nehmen. Im Nu ſind alle Zähne wieder beſchäftigt,

und nach einer oder zwei Stunden geht die Gesellschaft wieder auseinander, ohne etwas Anderes gethan zu haben, als Betel kauen.

Die Höflichkeit gebietet, wenn ein Fremder in ein Haus tritt, ihm zuerst die Siri-Dose anzubieten, ehe man ihn um die Ursache seines Besuches fragt. Wer von diesem Anerbieten keinen Gebrauch machen wollte, würde den Hausherrn gröblich beleidigen. Nur Krankheit oder bei Mohamedanern ein Fasttag kann zur Entschuldigung dienen. Ob der Fürst in die Hütte eines Bettlers tritt, oder der Bettler in den Palast eines Fürsten, jedem wird zuerst die Siri-Dose vorgesetzt, und der Eine wie der Andere wird erst seinen Bissen auskauen, ehe er seine Anrede beginnt. Manche leidenschaftliche Betelkauer nehmen ihren Bissen nur aus dem Munde während der Mahlzeit, ja schlagen auch wohl eine Mahlzeit aus, um den so eben genommenen Betel nicht zu missen. Am Kopfende ihres Nachtlagers steht für beständig die Siri-Dose und neben derselben ein Spucknäpfchen, damit, wenn sie etwa in der Nacht erwachen sollten, der Lieblingsbissen gleich zur Hand ist.

Der Orangutang.

Dieser Affe kommt in seiner äußeren Gestalt dem Menschen am nächsten, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn man von ihm am meisten gefabelt hat,

daß er eigentlich ein verkappter Mensch sei. Selbst neuere Naturforscher haben noch von den Orangutangs berichtet, daß sie sich Hütten erbaueten, Feuer anzündeten, um daran ihre Speisen zu braten und dergleichen mehr. — Schaut man ein solches Thier genauer an, so entdeckt man bald wesentliche Verschiedenheiten zwischen ihm und dem Menschen. Der flache Scheitel, die mit Haaren bewachsene Stirne, der weit hervorstehende Vorderkopf, die längere unten platte Nase, der weite Abstand des Mauls von den Augen, die schmalen Hüften und platten Lenden; sodann die 13 Rippen (der Mensch hat nur 12), die kürzeren Halswirbelbeine, die tieferen Augenhöhlen, das ohne alle Erhöhung abfallende Kinn — begründen schon einen bedeutenden Unterschied. Wäre aber auch der Orangutang dem Menschen noch ähnlicher, als er es ist, so fehlt ihm doch die Hauptsache: der menschliche Geist und mit ihm die menschliche Sprache.

Die Farbe des Orangutang ist dunkelbraun; die Füße sind nackt, und Ohren und Hände ähneln den menschlichen Gliedmaßen sehr. Seine Nahrung sind Früchte, an den Seeküsten aber auch Krabben und Schaalthiere; sein Aufenthalt sind die Bäume, wo er außer den Schlangen vor allen Raubthieren geschützt ist; seine Wohnung besteht aus ineinander geflochtenen den Sonnenstrahl abwehrenden Baumzweigen; sein eigentliches Vaterland ist der tropische Urwald, namentlich auf den Sundainseln Borneo und Sumatra. Da er aber nur die ebenen, morastigen, hochstämmigen Urwälder liebt, wo allezeit ein dichter Schatten herrscht, so findet man ihn nur in den östlichen Gegenden von Sumatra, und nur selten in den wilden tiefen Gebirgs-

thälern der Westküste. So erzählen die Einwohner von Indraputra, daß sie vor langer Zeit einmal einen kleinen wilden Menschen im dichten Walde des Meeresstrandes angetroffen, welcher ganz mit Haaren bedeckt und der Sprache unfähig gewesen wäre; ein ähnliches Geschöpf, aber von mehr als gewöhnlicher Mannesgröße wurde im Jahre 1828 durch Einwohner von Padan, nördlich von Tabanuli erlegt. Die Malayen des westlichen Sumatra haben daher auch sehr verkehrte Begriffe vom Orangutang, erzählen arge Fabeln von seiner Größe und Stärke, und verwechseln ihn mit einem Geschöpfe ihrer Einbildungskraft, welches aus Thier und Mensch zusammengesetzt ist.

Mehr vertraut mit ihm sind die Einwohner von Borneo, denn mit Ausnahme der Berggegenden ist er dort über alle flachen und unbewohnten Wälder verbreitet, zumal an der West- und Südwestküste der Insel, die fast ganz aus angespültem Boden besteht, und mit kaum zugänglichen, häufig überschwemmten Forsten bedeckt ist. In diesen Gegenden der Insel wohnen die eben nicht zahlreichen Einwohner nur den Flüssen entlang, und überschreiten, unbekümmert um die Wildnisse des Innern, kaum jemals die Grenzen ihrer Pflanzungen. In jenen von Menschen nie besuchten Wildnissen mögen die Orangutangs noch so häufig seyn, daß ein glücklicher Jäger drei bis vier von ihnen im Lauf eines Tages treffen mag.

So zahm und vertraulich auch der jung eingefangene Orangutang wird durch den Umgang mit Menschen, so ist er im natürlichen Zustande doch ungemein wild. Allein ungeachtet seiner Kraft fehlt es ihm doch an Muth, sich gegen angreifende Menschen zu verthei-

digen, vielmehr sucht er sich durch Flucht über die höchsten Baumgipfel hinweg zu retten, und wenn auf ihn geschossen wird, so ist er vor Schreck außer sich. Dagegen erzählen die Dajaks, daß er durch Pfeilschüsse in Wuth versetzt werde, von dem Baume herabsteige und die Jäger anfalle, welche dann gewöhnlich die Flucht ergreifen, eingedenk der Geschichten von Menschen, welche unter gleichen Umständen von solchen Affen sollen getödtet worden seyn.

Die alten Männchen leben einsam, die Weibchen aber mit ihrer Nachkommenschaft, welche mit vieler Mühe und Sorgfalt gepflegt wird. Die Liebe der Alten gegen ihre Kinder ist bei allen Affenarten sehr groß. Beide Geschlechter des Orangutang sind aber gleich träg, und zeigen nicht die geringste Spur von jener rastlosen Thätigkeit, die sonst den Affen eigen ist. Nur der Hunger vermag sie aufzustören; ist dieser gestillt, so strecken sie sich wieder in fauler Bequemlichkeit zur Ruhe aus. Mit stark gekrümmtem Rücken, mit vorgebeugtem Kopfe und den Blick starr auf den Boden geheftet, sitzt ein solcher Waldbewohner stundenlang auf demselben Aste, und läßt die Arme entweder schlaff herabhängen oder in ausgestreckter Lage auf einem andern Aste ruhen. Ortsveränderung ist ihm gemeiniglich sehr zuwider, und daher wechselt er nur in der Mittagsstunde, zwischen dem Aufenthalt auf höheren Bäumen und zwischen dem dichten morastigen Buschwalde oder Rohrdickicht, welches in dem Innern von Borneo häufig vorkommt, und gegen jede Verfolgung der Jäger sichert. Die Nacht bringen die Orangutangs auf den Gipfeln dichtbelaubter, aber niedriger Bäume zu, am liebsten auf Nibongpalmen, Pandanus und ähnlichen, oder auch zwischen dem

Gewirr der netzartig verschlungenen Stämme, welche schmarotzend oder kletternd alle größeren Bäume von Borneo umgeben und der Landschaft einen unbeschreiblichen Reiz verleihen. Wo aber auch das Nachtlager gewählt werde, so bereitet sich der Affe immer erst mit großer Sorgfalt eine Art von Nest, indem er nahe Aeste zusammenbiegt, kleinere Zweige kreuzweis über diese legt, und um das Ganze recht weich zu machen, Blätter von Nipa, von Pandanus oder großen Farrenkräutern aufschichtet. Ist das Wetter irgend kühl oder gar regnicht, so deckt er sich sorgfältig mit dergleichen Blättern zu, verwahrt aber besonders seinen Kopf.*) In diesem Neste nun verbringt er nicht bloß die Nacht, sondern auch einen großen Theil des Morgens, und verläßt es, nach Versicherung der Eingeborenen, kaum früher als 9 Uhr, wenn die Sonne höher gestiegen ist und die Morgennebel vertrieben hat. Diese Empfindlichkeit gegen jede etwas niedere Temperatur mag auch wohl die Ursache seyn, daß dergleichen Nachtlager nie auf den Gipfeln höherer Bäume, sondern kaum 25 Fuß über

*) Im vorigen Jahrhundert war zu Paris ein gezähmter Orangutang, der wie ein Mensch aß und trank, sich nach dem Mahl die Lippen abwischte, eines Zahnstochers bediente u. s. f. Besonders sorgfältig war er aber in Bereitung seines Nachtlagers, indem er zuerst das Heu, welches sich in seinem Käfig befand, aufschüttelte, die größte Menge oben zum Kopfkissen legte, ja ein wirkliches Kopfkissen anfertigte, indem er auf ein Stück Leinwand Heu warf, und dann die vier Zipfel übereinander schlug. Wahrscheinlich hatte er dieß von einem Matrosen gesehen. Hatte er sich niedergelegt, so zog er eine Decke über seinen Körper und wickelte sich ein, denn er war sehr frostig. Auch band er zuweilen ein Tuch um den Kopf, als ob er Kopfweh hätte.

dem Boden, oft sogar um die Hälfte niedriger angebracht sind. Die Jäger des Stammes der Dajak ziehen daher die Morgenstunden zur Jagd des Orangutang vor, weil sie dann sicher sind, ihn ruhend anzutreffen und ohne große Mühe zu tödten. Indessen ist es oft sehr schwer, das ganz in sich zusammengekrochene Thier zu entdecken, dem Niemand in solcher Lage die Körpergröße zutrauen würde, welche es in der That besitzt.

Dem geschickten Jäger entgeht der Orangutang nicht leicht, wenn er aus seinem Neste aufgeschreckt und genöthigt wird, eine Wanderung durch die Baumwipfel anzutreten. Ihm fehlt nämlich ganz die Fertigkeit des Kletterns und der Muth zu gewagten Sprüngen, wodurch andere Affenarten zu eigentlichen Baumthieren werden und eine seltene Fertigkeit gewinnen, behende über schwankende Wipfel zu flüchten. Zum Theil läßt sich diese Unbeholfenheit des Orangutang aus dem Bau seiner Gliedmaßen und aus seiner Größe und Schwere, zum Theil aus dem Mangel eines Wickelschwanzes erklären. Mit den Gefahren, welche die Schwere seines Körpers über ihn bringt, ist der Orangutang so bekannt, daß die Bedachtsamkeit seiner Bewegungen auch durch die hitzigste Verfolgung nicht vermindert wird. Ist er genöthigt, von einem Baume zum andern sich zu begeben, so sucht er sicherlich allemal einen Platz, wo ein paar Aeste sich möglichst einander nähern, kriecht dann langsam, plattgedrückt und möglichst ausgestreckt auf dem einen hinaus, untersucht vorsichtig seine Stärke, indem er ihn zum Schwanken bringt, und bestrebt sich wohl gar durch eben dieses Schaukeln den Ast mit demjenigen des nächsten Baumes so zu verwirren, daß eine Art von Brücke entsteht. Auf dem Erdboden wird ihm

die Flucht noch weit beschwerlicher, denn er bewegt sich da nicht schneller als der Mensch im gewöhnlichen Gange. Er wird im Laufen gehindert durch die gewaltig langen Arme, die freilich wieder von größtem Nutzen sind, um schwankende, mit Früchten beladene Aeste herabzuziehen, die das Thier seiner Schwere willen nicht betreten kann. Daß der Orangutang nur aus Noth thierische Nahrung zu sich nimmt und so lange als möglich von saftigen Baumfrüchten allein sich nährt, wird schon durch seine kleinen Wanderungen, die nach dem Reifwerden der Früchte sich richten, bewiesen. Er erscheint z. B. im Süden von Borneo und zwar auf dem rechten Ufer des Duson, wo er sonst nicht vorkommt, im April und Mai, also zu Anfang des Ost-Mussons (Passatwindes), der mit der Reife einer gewissen Feigenart zusammen fällt, eine Frucht, die allen Affen jener Gegend ein willkommenes Futter ist.

Einige Stämme der Dajaks sind große Liebhaber des Affenfleisches, und machen daher Jagd auf die Orangutangs. Solche Verfolgungen haben nicht verfehlt, diese Thiere aus allen einigermaßen bevölkerten Distrikten zu vertreiben; die Jäger sind gezwungen, sie in der Wildniß aufzusuchen, wo sie jedoch an den Flußufern noch am ersten angetroffen werden. Die Eingeborenen bedienen sich zu dieser Jagd hölzerner Blasröhre von 5 bis 6 Fuß Länge, aus welchen sie mit großer Kraft kleine Pfeile und zwar auf 30 Schritte, bisweilen noch weiter, zu blasen verstehen. Solcher Pfeile, Damek genannt, führt jeder Jäger eine ansehnliche Zahl in einem Köcher aus Bambus, der mittelst eines Hakens hinten und zur Seite am Gürtel befestigt wird. Das Blasrohr dient nebenbei noch als Pike, indem es am

vordern Ende mit einem fußlangen Lanzeneisen versehen ist. Zur Bestreichung der Pfeilspitzen wird zweierlei Gift angewandt, nämlich „Siren" und „Ipu". Das erstere gilt für das minder starke und wird aus dem Safte eines hohen Baumes bereitet, der entweder mit dem berüchtigten Bohon Upas gleich oder ihm doch sehr nahe verwandt ist, und nur im Innern von Borneo angetroffen wird. Das Ipu hingegen gewinnt man aus der Rinde und den Blättern einer großen Schlingpflanze, die häufig an den Seeküsten der Insel wächst. In den südlichen Gegenden von Borneo gebraucht man vorzugsweise das Ipu, sowohl zur Jagd als zum Kriege. Die Schnelligkeit, mit welcher der Orangutang dem Gifte erliegt, hängt natürlich von vielen Nebenumständen ab, z. B. von der Zahl und dem tiefen Eindringen der Pfeile, vom Alter, der Körpergröße und dem Geschlecht. Haben die Pfeile noch hinlängliche Kraft besessen, um das Muskelfleisch zu erreichen, war das Gift gut bereitet und noch frisch, so folgen schon nach einer halben Stunde die heftigsten Konvulsionen auf die Verwundung, und der Affe stürzt zu Boden, vorausgesetzt, daß er sich nicht an einen Gabelast lehnte, was er auch wohl thut, sobald ihm unwohl wird. Es bleibt oft ein mit vielen Pfeilen verwundeter Affe einen ganzen Tag an einem Baume hängen, ohne daß die Krämpfe so stark werden, um das langsame Sterben abzukürzen.

Sobald ein Orangutang durch Pfeil, Schrot oder Flintenkugel zwar tödtlich, aber doch nicht so verletzt ist, daß das Leben augenblicklich entflieht: so verwendet er seine letzten Kräfte dazu, den Gipfel eines hohen Baumes zu erklimmen, und ist er bereits auf einem Baume, so sucht er die Krone des benachbarten höheren Baumes

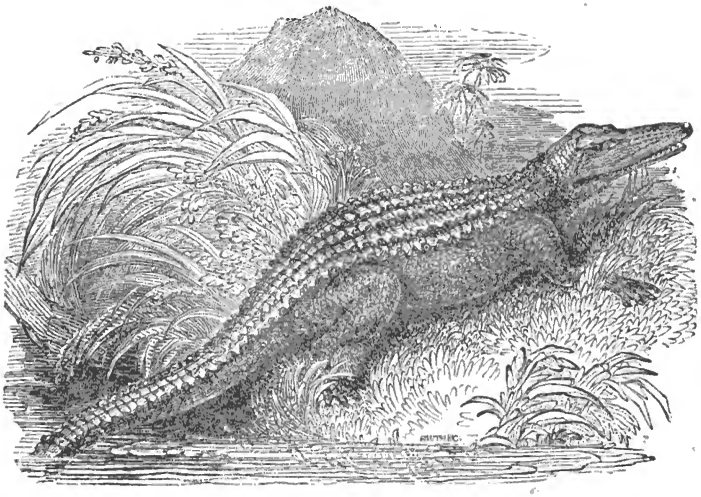
zu erreichen. Während des Kletterns läßt er dann ein eigenthümliches Geschrei hören, welches anfangs in einigen scharfen und hohen Tönen besteht, und am Ende in ein tiefes lautes Gebrüll übergehend an den Panther erinnert. Die verfolgenden Jäger grinst er an, und zeigt ihnen das kräftige Gebiß, wahrscheinlich in der Absicht, Furcht einzujagen. Oder er greift auch wohl zu einem andern Hilfsmittel — er bricht Aeste ab, die oft armesdick sind; anstatt sie aber auf die Köpfe der Jäger zu schleudern, wie alte und neuere Schriftsteller oft erzählt haben, läßt er sie einfältiger Weise senkrecht herabfallen. Nicht bloß die Dajaks von Borneo, sondern auch die Eingeborenen der Sunda-Inseln kennen diese Sitte der Orangutangs, sagen aber, daß sie durchaus nichts Gefährliches habe, wenn man nur vermeide, sich senkrecht unter das wüthende Thier zu stellen.

Ist nun der Orangutang endlich seinen Wunden erlegen und zu Boden gefallen, so ist es das erste Geschäft des Jägers, das Fleisch auszuschneiden, welches vom Gifte infizirt seyn könnte; indessen verfährt man dabei eben nicht ängstlich, und genießt das Uebrigbleibende ohne Besorgniß. Das Fett, welches besonders an ausgewachsenen Männchen in ziemlicher Menge gefunden wird, schneiden die Eingeborenen aus, um es zum Küchengebrauch aufzubewahren, das Fleisch verzehren sie frisch oder getrocknet, und aus dem Felle verfertigen sie kurze Jacken ohne Aermel, oder auch Mützen, die sie sowohl in Kriegszügen tragen, um sich ein fürchterliches Ansehen zu geben, als auch bei Festlichkeiten zur Vermummung gebrauchen. Das Fleisch ist zwar weiß und zart, allein es hat, wie jedes Affenfleisch, einen süßlichen Geruch und Geschmack, welcher dem

Europäer und selbst manchem an diese Kost nicht gewöhnten Eingeborenen Ekel erregt.

Wenn die Dajaks ein Weibchen des Orangutang mit ihren Jungen antreffen, so suchen sie vor Allem die Mutter durch Pfeile zu tödten, und das Junge mit gekochtem Reis, Bananen und ähnlichen Früchten aufzuziehen. Es gelingt dieß aber nur dann, wenn große Aufmerksamkeit auf die Diät des Gefangenen verwendet wird, der zu allen Süßigkeiten große Neigung hat, sich leicht im Essen übernimmt und bald an alle Gerichte, gebratenes Fleisch, gewürzte Schüsseln und Wein sich gewöhnt. Wegen dieses übermäßigen Hanges zum Naschen wird der Orangutang in der Gefangenschaft selten einige Jahr alt, zumal da er sich auch leicht erkältet und außerordentlich gegen den Wechsel der Temperatur empfindlich ist.

Das Krokodil.



Zu den gefräßigsten und gefährlichsten Raubthieren des indischen Archipels gehören unbedingt die Krokodile. Es leidet keinen Zweifel, daß sie in gleichen Zeiträumen weit mehr Menschen tödten oder doch verstümmeln, als die Tiger, welche außerdem einen engern Kreis ihrer Ausbreitung haben, als jene fürchterlichen Amphibien. Nirgends gibt es so viele dieser Ungethüme, als auf Borneo. Der holländische Naturforscher Müller, welcher die Südküste jener großen Insel bereist hat, begegnete oft in Entfernung einer Wegstunde 10 bis 12 Krokodilen,

und erhielt obendrein noch von den Eingeborenen die Versicherung, daß sie in einem noch viel kleineren Raume innerhalb weniger Wochen schon eine gleiche Anzahl getödtet hätten. Man sollte glauben, daß eine so ansehnliche Menge schwer zu sättigender Raubthiere nach und nach die übrigen Wasserbewohner vertilgen müßte, allein die Eingeborenen haben keine Verminderung derselben bemerkt. Borneo ist ungemein reich an Fischen; die zahlreichen das Innere durchschneidenden Flüsse und die tief in's Land tretenden Meeresarme und Bayen wimmeln davon. Uebrigens bilden Fische keineswegs die einzige Nahrung des indischen Krokodils, das vielmehr alles Thierische, sei es frisch oder verfault, gierig verschlingt. Sogar ziemlich große Steine finden in seinen Magen den Weg, eine sonderbare auch an den amerikanischen Kaimanen beobachtete Erscheinung, die man auf verschiedene Art gedeutet hat. Der Magen der im Innern von Borneo gefangenen Krokodile enthielt stets ein paar abgerundete Quarzstücke und Brocken von Steinkohlen, welche zum Theil von Faustgröße waren. Die Malayen Borneo's legen diesen Appetit des Krokodils auf eine wunderliche Weise aus. Sie behaupten, daß aus der Zahl der Steine sich erkennen lasse, wie weit her ein Krokodil gekommen, indem es die Gewohnheit habe, bei jedem passirten Dorfe einen Stein, gleichsam zum Andenken, zu verschlingen.

Um Vögel und Säugethiere zu fangen, legen sich die Krokodile dicht am Ufer, jedoch vom Wasser verborgen, auf die Lauer, und verharren da bewegungslos ausgestreckt, bis irgend eine Beute nahet. Der genannte Reisende hatte am Flusse Duson in Borneo Gelegenheit, eine solche Scene zu beobachten. Ein junges Krokodil,

von drei bis vier Fuß Länge, lag steif auf einer schlammigen aber sonnigen Uferstelle, und gab nicht das geringste Lebenszeichen, während es ein grauer Strandläufer ohne alle Furcht und auch wohl ohne Ahnung der Gefahr, bald näher, bald ferner umkreiste. Sobald jedoch der Vogel sich dem Rachen gegenüber befand, wurde er von dem pfeilschnellen Raubthiere erhascht und verschlungen. Im Allgemeinen bedienen sich also diese Amphibien desselben Verfahrens wie die Katzen, und überfallen ihre arglose Beute mit unerwarteter Schnelligkeit; indessen sind sie wegen der Unbiegsamkeit ihres Körpers gezwungen, weit mehr Geduld und List aufzubieten als die reißenden Thiere des Festlandes. Es gelingt ihnen dennoch, Hirsche, Wildschweine, Hunde, Ziegen, Affen und andere Thiere zu fangen, wenn diese, vom Durst getrieben, sich dem Ufer nähern. Hunde, die einmal ein solches Ungeheuer in der Nähe gesehen, behalten einen solchen Grad von Furcht, daß sie sich nur mit größter Vorsicht an's Wasser begeben. Die holländischen Naturforscher beobachteten an der Küste von Timor mehrmals Hunde, die vor ihrem eigenen Schatten zurückfuhren, wohl eine halbe Stunde lang in Entfernung von 6 bis 8 Schritten vom Ufer zitternd stehen blieben, und unverwandten Auges nach dem Orte starrend, wo ihnen das Schreckbild erschienen war, erst heftig bellten, und dann in lautes ängstliches Geheul ausbrachen.

So kühn und gefährlich die Krokodile in ihrem Elemente sind, so scheu und vorsichtig zeigen sie sich auf dem festen Lande. Bei dem mindesten Geräusche stürzen sie sich in's Wasser, und verschwinden schnell in seiner Tiefe; dabei ist ihr Gehör so scharf, daß sie die auf Kähnen oder zu Land herbei kommenden Menschen auf 50,

ja auf 100 Schritt Entfernung entdecken. Sie schwimmen gleich vortrefflich, sowohl mit als gegen den Strom, und lassen im ersten Fall ohne sichtbare Bewegung sich forttreiben. Spuren von gegenseitigem Verständniß oder von Geselligkeit lassen sie nirgends erkennen; jedes Thier lebt von Jugend auf abgesondert, und wenn man stellenweise ganze Heerden antrifft, so ist dieses aus Zufälligkeiten und örtlichen Verhältnissen abzuleiten. Während sie unter dem Wasser auf Beute lauern, lassen sie gewöhnlich nur die Nasenlöcher hervorragen, und bleiben in solcher Stellung wohl stundenlang liegen. Allein sie tauchen unter, sowie irgend etwas Verdächtiges sich regt, und kommen erst in größerer Entfernung wieder an die Oberfläche. Bei Weitem geräuschvoller ist die Flucht in's Wasser, wenn man ein solches Thier schlafend überrascht und durch einen Gewehrschuß oder lautes Geschrei erweckt; es wirft sich ungestüm in die Fluthen, und schlägt wild mit dem Schwanze um sich her. Selbst in diesem Falle gelingt es selten, mit dem ersten Schusse ein Krokodil zu erlegen und an Erreichung des Wassers zu verhindern. Auch bei der tödtlichsten Verwundung bleibt ihm immer noch genug Lebenskraft, um sich einige Mal umzuwenden, so daß, wenn nicht Gestrüpp vorhanden ist, es immer noch für den Jäger verloren geht. Schießt man das Thier im Wasser, so ist noch weniger Hoffnung zu seinem Fange vorhanden, denn es sinkt gleich unter, und ist natürlich in Flüssen oder Bayen von meist ansehnlicher Tiefe und schlammigem Boden nicht aufzufischen. Der Körper kommt gewöhnlich erst nach drei bis vier Tagen wieder an die Oberfläche, indessen in einem für Naturforscher wenig brauchbaren Zustande.

Auf dem festen Lande ist die Bewegung der Krokodile meist träge, indessen vermögen sie kurze Entfernungen mit großer Schnelligkeit zu durchlaufen, indem sie sich mehr durch schlängelnde und schleudernde Bewegung des ganzen schweren Körpers forthelfen, als durch gewöhnlichen Gebrauch der im Verhältniß sehr schwachen und kurzen Füße. Man weiß, daß sie kleine Strecken zu Land zurücklegen, und daß einzelne bisweilen in ganz entlegenen Moräſten angetroffen werden, die man von solchen Bewohnern ganz frei glaubte. Solche kleine Wanderungen geschehen meistens zur Nachtzeit, jedoch ist nicht zu entscheiden, ob sie durch Suchen nach Nahrung hervorgebracht werden, oder um der Fortpflanzung willen geschehen. Die holländischen Naturforscher begegneten auf einer Jagdpartie einem Krokodil von 11 Fuß Länge in mehreren Stunden Entfernung vom Strande, und zwar auf einer weiten sumpfigen Wiese, die hin und wieder Büsche trug und dem Raubthiere keinen Zufluchtsort bot. Sie näherten sich auf 12 Schritte, zielten und schoßen mit aller Gemächlichkeit, hatten sogar Zeit zum erneuten Laden, bis endlich die siebente Kugel das Krokodil tödtete, das sich gar nicht vertheidigte und nach kurzem Versuche die Flucht aufgab. Bei andern Gelegenheiten fanden sie, daß schon eine Kugel zur Tödtung hinreichte, denn in ihrer Gegenwart erlegte ein Häuptling von Borneo am Ufer des Flusses Martapura ein sieben Fuß langes Krokodil mittelst einer wohlgezielten Büchsenkugel, die freilich die Halswirbel zerschmettert hatte.

Der bevorzugte Sinn der Krokodile ist jedenfalls das Gehör, denn sie vernehmen unter dem Wasser, und selbst in großer Entfernung, Alles, was an den Ufern

vorgeht. Bei jedem Geräusch kommen sie an die Oberfläche, jedoch ohne selbst den geringsten Lärm zu machen, und nähern sich, ohne völlig aufzutauchen, vorsichtig der Uferstelle, wo sich Menschen oder Thiere befinden. Geduldig warten sie auf den günstigen Augenblick, und schießen erst dann — immer mit sicherem Erfolge — auf ihre Beute los, wenn diese sich ihnen gerade gegenüber befindet. Bei dem Anfall, dem Ergreifen und Fortschleppen ihres Raubes sind ihre Bewegungen so blitzschnell, daß man nur selten einen Nothschrei von solchen Menschen hört, welche das schreckliche Schicksal haben, in ihren Rachen zu fallen. Ihre Beute ziehen sie stets unter das Wasser, allein sie erscheinen wenige Augenblicke nachher wieder auf der Oberfläche. Ist jene nur klein, so wird sie im Schwimmen verzehrt, und dabei bleibt der Kopf des Krokodils oberhalb der Wasserfläche; allein die Körper von Menschen und großen Thieren bringen sie gewöhnlich erst gegen Abend oder in der Nacht an einen einsamen Ort des Ufers, wo man später nicht selten die Reste der Mahlzeit antrifft. Sie scheinen ihre Beute durch heftiges Hin- und Herschleudern, zum Theil auch mittelst der Zähne zu zerstücken, und bedienen sich auch vielleicht der Vorderpfoten zu diesem Zwecke. Ueberhaupt sind sie mehr Nacht- als Tagthiere, und gerade wie die großen Katzenarten spät Abends und um Mitternacht am gefährlichsten.

Die Eingeborenen des indischen Archipels besuchen daher die von Krokodilen bewohnten Ufergegenden nur im Nothfalle nach Sonnenuntergang, und wenden dann die äußerste Vorsicht an. Werden sie bei ihren Reisen in kleinen Kähnen von der Nacht überfallen, so suchen sie die Mitte des Flusses und daher die stärkere Strömung zu halten, welche vom

jenen Amphibien weniger unsicher gemacht wird als die ruhigeren Gewässer entlang der Ufer. Auf Borneo ereignet es sich nicht selten, daß Menschen von den Ufern und aus den Fahrzeugen auf so schnelle, geräuschlose Art geraubt werden, daß kaum die nahestehenden Personen es bemerken. Sehr alte Krokodile schlagen bisweilen mittelst ihres Schwanzes die kleinen Kähne der Eingebornen zu Trümmern, und bemächtigen sich der unglücklichen Schiffer. Ein solcher höchst trauriger Unfall ereignete sich 1838 auf Borneo. Ein Malaye, dessen Weib und einziges Kind in der kurzen Zeit von vierzehn Tagen einem gewaltig großen Krokodil des Dusonflusses zur Beute geworden waren, versuchte einige Wochen später an derselben Stelle Angeln zu legen, um — wie der Unglückliche sich selbst gegen die Holländer äußerte — seine Wuth zu kühlen an dem Ungethüm, welches ihm so unaussprechliches Leid zugefügt hatte. In Gesellschaft dreier anderer Eingeborenen begab er sich des Abends an den bestimmten Ort, um seine Angel an einen Strauch des Ufers zu befestigen; allein noch war er damit nicht zu Stande, als plötzlich der Kahn von unten einen so furchtbaren Schlag empfing, daß er zertrümmert wurde und die Insulaner in das Wasser stürzten. Vom größten Schreck ergriffen, hatte Jeder gerade mit sich selbst genug zu thun, um sich zu retten. Drei Männer entkamen an das Ufer, allein der vierte fehlte! Der verzweifelte Rächer seines Weibes und Kindes war demselben Unthier zur Beute geworden, welches jene verschlungen hatte.

Eine andere nicht minder traurige Begebenheit ereignete sich wenige Monate vor Ankunft der holländischen Naturforscher am Flusse Sungej Karau, an dessen

Ufern zwar ein lebhafter Handel getrieben wird, dessen Wasser aber wegen seiner Krokodile weit und breit berüchtigt ist. Ein unlängst verheiratheter Malaye aus dem Dorfe Ketap hatte sich mit seiner jungen Frau auf einem kleinen Kahne aus Eisenholz (Kaju-Min) eingeschifft, um Verwandte am Dusonflusse zu besuchen. Des Abends heimkehrend und bereits in der Mündung des genannten Flusses, wurde er während des Ruderns von einem ungeheuer großen Krokodil von hinten aus dem Kahn gerissen, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß die wie gewöhnlich im Vordertheil sitzende Frau, aufmerksam gemacht durch die Erschütterung des Fahrzeuges, sich umsehend, von ihrem sinkenden Gatten nur noch einen Arm gewahrte. Bakal Bodien, Häuptling dieser Gegend und Onkel des Verunglückten, bot Alles auf, um des Raubthiers habhaft zu werden, und bediente sich dazu einiger Pangerans, einer Klasse von Eingeborenen, die allerlei Zauberei zu verstehen vorgeben, besonders im Fange der Krokodile geübt sind, und auf Java durch die sogenannten Malim vertreten werden. Sie erfüllten den Befehl, alle Krokodile ohne Unterschied zu verfolgen, mit solchem Fleiß, daß die holländischen Naturforscher bei ihrer Ankunft in jener Gegend Gelegenheit fanden, ihre Sammlungen aus den aufgehäuften Schädeln sehr zu bereichern und einige vorher noch unbeschriebene Arten festzustellen. Auch das Thier, welches durch seine Raubsucht diesen Kreuzzug hervorgerufen, wurde gefangen und erlegt, und sein ungewöhnlich großer Schädel ziert jetzt die Sammlung Leydens.

Von allen andern Inseln jenes Archipels ließen sich ähnliche traurige Geschichten erzählen, die alle die Gefräßigkeit, List und Gefährlichkeit jener furchtbaren Am-

phibien in helles Licht stellen. Hier ist ein Mann oder eine Frau während des Badens in den Abendstunden oder um Mitternacht von einem Krokodil geraubt worden, dort wurde ein Kind aus den Händen der Mutter gerissen, die es sorglos am Ufer stehend wusch, und was dergleichen schreckliche Vorfälle mehr sind. Bisweilen sind aber Angegriffene glücklicher entkommen und haben nur Quetschungen davongetragen. Man hat besonders von Fischern auf Java und Amboina gehört, die, während sie über eine stille Bay ruderten, plötzlich von einem Krokodil am Arme gepackt wurden, aber nach einigem Ringen sich wieder frei machten, indem sie aus den größeren und fester auf dem Wasser liegenden Booten nicht so leicht herauszureißen waren, wie aus den schwankenden Flußkähnen. Auf Borneo trug sich der höchst seltene Fall zu, daß ein schon unter das Wasser gezogener Mann sich befreite und entkam. Vier Dajaks begaben sich, um zu fischen, Nachmittags nach dem Küstensee Lampur, welcher am linken Ufer des Dusonflusses, ungefähr unter 1° 40′ südl. Breite liegt. Der auf der Spitze des Fahrzeugs stehende und mit Auswerfen des Netzes beschäftigte Mann wurde plötzlich von einem riesengroßen Krokodil an den Füßen gepackt und unter das Wasser gezogen. Schon gab man den Unglücklichen verloren, als auf einmal das Raubthier, noch immer den laut um Hülfe Schreienden im Rachen haltend, hart neben dem Kahne wieder auftauchte. Von Entsetzen und Mitleid gleich sehr ergriffen, entschloß sich der im Fahrzeug stehende Bruder, Alles zur Rettung des fast Verlorenen aufzubieten, ergriff diesen bei dem Arme, sprang selbst in das Wasser, und brachte mit einem Jagdmesser dem Krokodil einen solchen Hieb im

Nacken bei, daß dieses seine Beute losließ, und beide Indier schwimmend das Fahrzeug wieder erreichen konnten. Die Wunden des Geretteten waren indeß so furchtbarer Natur, daß er nach zweitägigem schwerem Leiden starb. Das besiegte Krokodil ist von den Eingeborenen nie wieder erblickt worden.

In Borneo, welches durch seine natürliche Beschaffenheit die Verbreitung dieser raubsüchtigen Amphibien so sehr begünstigt, daß alle Gewässer der Ebenen von ihnen wimmeln, äußern die Eingeborenen eine merkwürdige Gleichgültigkeit gegen die Gefahr, und setzen sich derselben bisweilen mit vielem Leichtsinne aus; solche Vermessenheit darf aber nicht mit Muth verwechselt werden, und entspringt nicht aus dem Gefühle der Kraft, sondern aus einer Unbedachtsamkeit, die sich allerdings aus der Gewöhnung an den Anblick dieser Ungeheuer erklären läßt. Indessen haben die halbwilden Bewohner dieser Insel wenigstens die Vorsicht, sichere Badeplätze in der Nähe ihrer Wohnungen anzulegen, indem sie starke Pfähle in den Boden des Flusses schlagen, die, gegen 4 Fuß über die Oberfläche ragend und einander genähert, eine feste, halbkreisförmige Umzäunung bilden. Bisweilen errichten sie auf schwimmenden Flößen kleine Häuser aus Bambus oder ähnlichem leichtem Holz, die nach unten gesicherte Badekasten enthalten.

Die aufgeklärten Reisenden unserer Zeit bemühen sich umsonst, wenn sie in Indien Beweise der von Manchen den Krokodilen zugeschriebenen Zauberkraft aufsuchen. Nicht einmal die Eingeborenen haben von der Macht gehört, welche jene Amphibien auf kleine Landthiere ausüben sollen, indem sie dieselben anblicken, in Erstarrung versetzen und alles freien Willens berauben.

Dieß erinnert an ähnliche Fabeln, die über die amerikaniſchen Klapperſchlangen ſich lange im Schwange erhielten und ebenſo wenig in der Natur begründet ſind. Gleich unwahr iſt Alles, was über die religiöſe Achtung erzählt worden, mit welcher die Krokodile von den Eingebornen betrachtet werden ſollen. Sie gelten für nichts weniger als heilige Geſchöpfe; höchſtens entdeckt man bei genauer Forſchung einige alte Sagen und Ueberlieferungen, die freilich ungereimt genug ſind. Auf Java und Sumatra glauben die Eingebornen, daß es Krokodile gäbe, in welchen menſchliche Seelen wie verbannt hauſen, und ſonach dieſe Thiere verwandelte Menſchen wären, die ſich irgend eines großen Verbrechens ſchuldig gemacht hätten. Beſonders wird, wie ſie ſagen, der Meineid mit ſolcher Seelenwanderung auf hundert und mehr Jahre beſtraft, wenn der Schwörende erklärte, daß er das Schickſal ſolcher Verbannung erleiden wolle, falls er mit Wiſſen eine Unwahrheit ausſpreche. Dergleichen Krokodile ſollen auch ſich unſichtbar machen können, um mit größter Sicherheit in der Nähe der Dörfer zu hauſen, zum Schreck und Schaden der Eingebornen. Aehnliche Fabeln erzählt und glaubt man auch von großen Tigern.

Bei Gelegenheit einer Thronbeſteigung ſoll es namentlich Sitte geweſen ſeyn, einen Menſchen den Krokodilen vorzuwerfen, die, an einem beſtimmten Orte der Küſte regelmäßig gefüttert, gewohnt waren, auf einen Ruf herbeizukommen. Umgeben von den Vornehmſten des Reichs und Tauſenden von Zuſchauern, begab ſich der neue Herrſcher an den Strand, und war Zeuge, wie ein junges Mädchen, an Händen und Füßen gebunden, aber mit Blumen verziert und wohlriechenden Kräutern

eingerieben, in eine Vertiefung des felsigen Ufers gelegt und ein Krokodil durch einen der vornehmsten Krieger herbeigerufen wurde, welches sogleich auf sein Opfer losstürzte und mit ihm unter den Wellen verschwand.

Die Gewohnheit dieser Thiere, am Tage sich schlafend an der Küste auszustrecken, entweder zwischen hohem Schilf und ähnlichen Pflanzen, oder unter einem weit überhängenden Baumstamme, gibt Veranlassung zu einem ganz eigenthümlichen Verfahren der Dajaks am Sampietflusse, welche das Krokodil seines Fleisches wegen verfolgen. Dasselbe gilt wenigstens jenen Eingeborenen als angenehme Speise, und gleicht im Allgemeinen wirklich demjenigen großer See-Schildkröten. An den gewöhnlichen Ruheplätzen jener Thiere legt man Bretter hin, welche, mit Harz dick bestrichen, an das Krokodil, sobald dieses eine Zeit lang ruhig gelegen, so festkleben, daß ziemliche Kraft erfordert wird, sie wieder abzureißen. Sehen die Insulaner, daß ein Thier in solchem Zustande sich befindet, so stürzen sie auf dasselbe mit Piken und Jagdmessern los, sowohl zu Lande als auf Kähnen. Das erschreckte Thier gibt sich alle Mühe, unterzutauchen, wird aber durch das anklebende Brett verhindert, und erliegt, auf der Oberfläche herumgetrieben, nur erst nach langem Ringen und gefährlichem Widerstande. Dieses Verfahren ist gebräuchlich an solchen Orten, wo die Krokodile Ueberfluß an Nahrung haben, und daher keinen Köder anrühren. Wo aber der Hunger sie den Köder verschlingen läßt, da zieht man diese Art des Fanges der genannten weit gefährlicheren vor. Die zu diesem Zwecke von den Bewohnern des östlichen Archipels gebrauchten Angeln bestehen häufiger aus Holz als aus Eisen. Gewöhnlich wählt man ein starkes rundes

Stück Holz von vier Zoll Länge und anderthalb Zoll Durchmesser, welches an beiden Enden zugespitzt, in der Mitte etwas eingeschnitten und eben da an einer starken Leine befestigt ist, die aus gespaltenem spanischem Rohr sehr sorgfältig bereitet ist, aber an der Stelle, wo das scharfe Gebiß des Thieres auffällt, durch ein dickes Stück Baumbast ersetzt wird, und je nach Umständen 15 Klafter Länge hat. Das untere Ende dieser Leine und die Angel selbst umwickelt man vorsichtig mit frischem Fleisch, und macht aus dem Ganzen einen Bissen von anderthalb Fuß Länge, den man nach außen mit gespaltenem Rotang verwahrt, um gradweises Abnagen durch Leguane (Eidechsen) und selbst durch Krokodile zu verhindern. Der völlig zubereitete Apparat wird an einem ruhigen Orte, welcher überhaupt zum Fange sich eignet, an einem Baumstamme dergestalt aufgehangen, daß der Köder etwa zwei Fuß unter dem Wasserspiegel liegt; indessen geschieht dieß vorzugsweise am Abend, weil Krokodile ebenso wie Tiger niemals am Tage eine Lockspeise anrühren. Geheimnißvolle Gebräuche fehlen hierbei nicht, denn der Fang wird meistentheils durch die schon erwähnten Pangerans oder Malims betrieben. Diese fühlen sich übrigens gar nicht geneigt, so gefährliche Raubthiere ohne Noth zu verfolgen, und legen daher ihre Angel erst dann, wenn ein Mensch, ein Hausthier, ein junger Büffel, Hund oder auch nur eine Ente oder Huhn vom Raubthier weggeschnappt wurde, und dieses durch solche Unthat (Dosa, d. i. Sünde, wie die Malayen sich ausdrücken) strafbar geworden ist. So einfältig sind jene Leute, daß sie sich einbilden, es sei das Krokodil von der Bosheit seiner Handlungen überzeugt, mit Reue ihretwegen erfüllt und bereit, seine

Schuld zu büßen. Wenn dergleichen in ganz Indien herrschender Aberglaube auch auf Borneo nicht fehlt, so sind doch die Eingebornen dieser Insel weit weniger gewissenhaft, und tödten die Krokodile, auch wenn sie noch keinen großen Schaden angerichtet haben. Ist aber ein Familienglied oder ein geliebtes Hausthier geraubt worden, dann wird bisweilen eine allgemeine Verfolgung angeordnet, an welcher alle Bewohner eines Distrikts theilnehmen. Den gefangenen schneidet man die Köpfe ab, und stellt diese mit weit klaffendem Rachen auf besonderen Gerüsten am Flußufer auf, gleichsam zur Warnung ihrer in der Nachbarschaft hausenden Stammverwandten. Im Innern von Borneo begegnet man vielen dieser Gestelle, welche drei oder vier, bisweilen wohl acht Krokodilschädel tragen. Die größte Sammlung besitzt gegenwärtig wohl der Häuptling Bakal Bodien, der nach dem Tode seines Neffen das ganze Volk aufbot, und einen Schwur that, nicht eher ruhen zu wollen, bis die Krokodile des Flusses Karau bis auf das letzte vertilgt wären.

Die Pangerans wenden geheimnißvolle Mittel an, und unterwerfen sich persönlich einer Vorbereitung, um recht guten Erfolg im Krokodilfange zu haben. Sieben Tage vor Legung der Angel müssen sie sich hüten, irgend eine Speise zu kauen, weil sonst das Krokodil dasselbe thun und die verborgene Gefahr sehr leicht entdecken würde. Benzoë und Reiskörner müssen unter gewissen Beschwörungsformeln in das Wasser gestreuet werden, nämlich da, wo die Angel liegen soll, und zum Beschlusse wird alsdann das Thier mit lauter Stimme gerufen und ihm befohlen, sich einzufinden und den Köder zu verschlingen. So viel scheint jedoch sicher,

daß, wer das Auswerfen der Angel unternimmt, ohne mit gewissen Vorsichten und geheimen Kunstgriffen vertraut zu seyn, große Gefahr läuft, angefallen und verschlungen zu werden. Man erinnere sich an die oben erzählte Geschichte des Mannes, der es unternahm, Weib und Kind zu rächen, und darüber selber das Leben verlor.

Wenn aber das Krokodil den großen Bissen wirklich hinabgewürgt hat, so ist darum sein Fang noch nicht ohne große Schwierigkeit, denn es verbirgt sich am Boden des Flusses oder sonst in einem Versteck, sobald es sich festgehalten fühlt. Die Leine ist wegen der weißen Farbe des Rotang leicht zu erkennen. Die Indier ergreifen ihr freies, stets oben auf schwimmendes Ende, und suchen vermittelst einiger tüchtiger Rucke die Angel noch tiefer in die weichen Theile des Schlundes eindringen zu machen. Ist das gefangene Thier sehr groß, dann geschieht es wohl auch, daß es den kleinen Kahn der Jäger pfeilschnell durch das Wasser mit sich fortreißt und erst nach eingetretener Ermüdung sich an das Ufer ziehen läßt, wo man ihm ein Seil aus Rotang, Fasern von Kokos- und andern Palmen, über die Schnauze wirft und dann die Füße festbindet. Hat der Fang in der Nähe eines Dorfes stattgefunden, dann vereinigen sich alle Bewohner, um das wehrlos gemachte Unthier auf alle Art zu reizen und zu quälen, und erstechen es erst, nachdem sie ihre Lust vollkommen gebüßt, mit langen Lanzen. Indessen auch im gebundenen Zustande bleibt das Krokodil noch gefährlich, und man thut wohl, sich in angemessener Entfernung von ihm zu halten, da es mit seinem langen Schwanze nach beiden Seiten furchtbare Schläge austheilt. In Gegenden,

wo man das Fleisch dieser Thiere nicht genießt, also namentlich da, wo die Einwohner Muhamedaner sind, wirft man den todten Körper in einen rasch strömenden Fluß; jedoch werden immer die männlichen Geschlechtstheile abgeschnitten und getrocknet aufbewahrt, indem sowohl die Eingebornen als die Chinesen ihnen eine stärkende Heilkraft zuschreiben.

Obgleich die Krokodile in einigen Flußmündungen und Bayen der Küste Java's häufig vorkommen, so bringen sie dort den Einwohnern doch weniger Nachtheil als auf den östlicher gelegenen Inseln. Sie finden in jenen Gegenden so reichliche Nahrung, daß sie den Menschen nicht anzugreifen brauchen, denn wo die Bevölkerung so zahlreich ist, führen die Flüsse stets todte Pferde, Büffel, Hunde und andere Hausthiere herab, während die Matrosen der vor Anker liegenden Schiffe täglich eine Menge Abfälle, Eingeweide u. dgl. über Bord werfen. Auch mag es wahr seyn, daß die muhamedanischen Priester ihnen insgeheim Nahrung zukommen lassen, um dann vor dem Volk sich mit den Beschwörungen breit zu machen, die ihrem Vorgeben nach den Krokodilen es unmöglich machen, Menschen anzufallen.

Von Celebes nach Buton.

Fiſchreichthum des tropiſchen Meeres, ſeine Durchſichtigkeit, — die Korallen.

Die Hauptſtadt von Celebes, Makaſſar, iſt an der weſtlichen Küſte, dicht am Meere, erbaut. Weit und breit ſtellt das Land eine völlig flache Ebene dar, und nur am fernſten Horizont dämmert jene Bergkette, welche den Südweſten von Celebes der Länge nach durchſchneidet und dicht bewaldet iſt. Das niedrige Vorland zeigt allein einen Wechſel von Dörfern und Reisfeldern; die Häuſer der Dorfſchaften liegen ſo zwiſchen Fruchtbäumen verſteckt, daß der mit dem Lande Unbekannte ſie für kleine Gehölze zwiſchen ausgedehnten Fruchtfeldern hält. Die Stadt Makaſſar bietet zum größten Theile noch immer ein Bild der von den erſten Europäern befolgten Bauart. Die ſchwerfälligen Umfangsmauern mit ihren kleinen gewölbten Thoren, und die hinter denſelben liegenden finſteren, ganz aus Stein erbauten Wohnhäuſer verſetzen den Beſchauer in ernſte Stimmung, denn ſie erinnern an die Gefahren, welchen die weißen Fremdlinge einſt in jenen Ländern ausgeſetzt waren. Noch lebendiger wird der Eindruck, wenn man dieſe merkwürdigen, aber unheimlichen Denkmale einer längſt vergangenen Zeit mit den geſchmackvollen und heiteren Wohnungen vergleicht, welche die ſpäteren Geſchlechter ſich erbauten und die dem Klima viel angemeſſener ſind. Außer der Hauptſtraße beſitzt Makaſſar

noch kleinere Gassen, welche, dem Strande parallel laufend, theils von einheimischen Christen, theils von eingeborenen Muhamedanern, Chinesen und Buginesen bewohnt werden. Der interessanteste Platz der Stadt, und zwar nicht für den Naturforscher allein, ist der Fischmarkt, denn hier mag auch der Laie ohne Mühe einen Eindruck von der Mannigfaltigkeit und Pracht der indischen Thierwelt erlangen. Mehr als hundert Arten von Seefischen kennt man an jener Küste, Fische, die den Fremden theils durch das Abenteuerliche ihrer Gestalt, theils durch die unbeschreibliche Schönheit ihrer Farben in Verwunderung setzen. Jeden Morgen geht von Makassar eine bedeutende Anzahl von Fahrzeugen in See, um Abends mit dem Seewinde wiederzukehren; und nicht selten ist der Fang so reichlich, daß die Fischer es unmöglich finden, ihn auf den geräumigen Gestellen unterzubringen, welche sie zur Erleichterung des Verkaufs reihenweise vor ihren Hütten errichten. Die Bevölkerung der Küsten lebt zum größten Theile nur von Fischen, und ihre kleinen, an dem sandigen, sanft abfallenden Strande gelegenen Dörfer bilden zwischen den dichten Gruppen schattiger Bäume einen recht malerischen Anblick.

An der Südküste von Celebes und zur See von Makassar in drei Tagen erreichbar, liegt der Distrikt Bonthain. Dort liegt jetzt eine holländische Garnison, in einem kleinen Fort, welches nur Erdwälle und einige Kanonen besitzt und am Ufer einer tiefen Bucht angelegt ist. Längs des Strandes gewahrt man die Hütten der Eingebornen, vielfach verdeckt durch dichte Gruppen von Palmen und anderen Fruchtbäumen. Weiter nach dem Innern steigt das Land langsam empor, und erhebt

sich zuletzt in einem ansehnlichen Berge, welcher den Seeleuten ein willkommenes Mittel ist, sich zu orientiren. Merkwürdig ist, daß hier die beiden Mussons ganz entgegengesetzt wehen, bald von der einen, bald von der andern Seite her, in sehr geringer Entfernung.

Um von Celebes nach Buton zu gelangen, segelt man durch die gleichnamige Straße; das ist wohl eine der schönsten Fahrten, die man auf der Erde machen kann, denn fast zu allen Jahreszeiten lacht dort ein freundlicher Himmel, während zu beiden Seiten die Küsten einen ununterbrochenen Wechsel der schönsten Ansichten darbieten. Ein solches Schauspiel wird selbst im asiatischen Archipelag nur selten dem Schiffenden zu Theil, der in diesem Kanal kaum glauben kann, auf dem Meere zu seyn, denn spiegelglatt breiten sich die Gewässer vor ihm aus, und das Meerwasser ist so durchsichtig wie die Luft selber. Die Ruhe des schönen Spiegels wird nur auf Augenblicke gestört, wenn eine Heerde lustig spielender Delphine oder ein kleiner Fischerkahn die Fläche durchfurcht. Weiterhin jedoch nimmt die Straße von Buton ein ernsteres, einsameres Ansehen an. Zwar bleibt die Insel immer noch zur Seite, allein ihre Ufer sind schroffer, dichter mit Wald bedeckt, und selten verräth eine aufsteigende Rauchwolke, daß Menschen diese große und schöne Einöde bewohnen. Immer seltener werden die Fischerkähne, und im Süden der Straße verschwinden jene sonderbaren Fahrzeuge ganz, die mit handelslustigen Insulanern, Bananen und andern Früchten erfüllt, sich sonst in Menge jedem fremden Schiffe nähern. Jene Kähne sind außerordentlich lang, oft 20 Fuß, allein sie gestatten in der Quere kaum einem Manne einen bequemen Sitz, während ihre

geringe Tiefe von 2½ Fuß noch hinzukommt, dem Europäer jede Fahrt auf ihnen höchst bedenklich zu machen. Ausleger aus Bambusrohr oder anderem leichtem Holz schützen sie vor dem Umstürzen. Unter dem Ruderschlage von fünf oder sechs Insulanern schießen sie mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit über den Wasserspiegel hin. Nur an wenigen Orten bemerkt man noch ein größeres Seefahrzeug der Eingeborenen vor Anker, und vielleicht am hohen Ufer, zwischen Bäumen versteckt eine armselige Hütte, deren völlig abgeschnittene Lage mit der tiefen Ruhe der ganzen Umgebung harmonirt.

Inmitten dieser schweigenden Natur bringt die leichte Brandung der hohen Ufer oder der Korallenriffe noch das einzige Geräusch hervor. Wer aber niemals eines der letzteren mit seinen Millionen Bewohnern in voller Lebenskraft und Thätigkeit gesehen, macht sich keinen Begriff von der Herrlichkeit ihres Anblicks. Je nach ihrem Alter verändern die Korallenstämme ihre Farbe. Da nun jeder Art besondere Farben eigenthümlich sind, so läßt sich wohl ermessen, welche endlosen Abstufungen derselben ein großes Riff von vielerlei bald ästigen bald glatten Korallen bedeckt, dem Auge darbieten müsse. Man kann alle Uebergänge aus dem brennenden Roth in violet und blasse Rosenfarbe, sogar in braun und bläuliches Hellgrün verfolgen, wird durch silberglänzendes Weiß überrascht, und meint Zaubergärten voll nie gesehener Blumen in der ruhigen durchsichtigen Tiefe zu schauen. Vermehrt wird dieses köstliche Farbenspiel noch durch die unaufhörlich zitternde Bewegung der oberen Wasserschichten und die bei größerer Tiefe zunehmende Bläue der See. So durchsichtig ist dieselbe in dieser

Straße, daß man bis 50 Fuß senkrechter Tiefe jeden Gegenstand genau unterscheiden kann.

Zwischen jenen zierlichen Bauen der kleinen Koralenthiere leben noch mancherlei andere nicht minder glanzvolle Seegeschöpfe, Papageyfische, die schön grün und roth gestreift sind, feuerrothe Seesterne, welche durch schwarze Warzen sich auszeichnen, Haarsterne, die mit lang ausgestreckten Armen auf ihre Beute lauern, aber bei der leisesten Berührung oder unvorsichtiger Erschütterung des Wassers zusammenrollen. Endlich ein Heer von wunderlich geformten und bunten Krebsthieren, mit Einem Wort, eine kleine Welt, die für einen thätigen Naturforscher Jahre lang Beschäftigung darbieten würde.

Die Boajagd auf Timor. *)

Wenn die Sonne, nachdem sie nur kurze Zeit ihre Strahlen über die Urwälder von Timor geworfen, wieder senkrecht steht, wird sie wahrhaft erdrückend: die Luft ist mit einem Duft von Schwefel und Erdpech erfüllt, als stünde man auf einem Vulkane, der eben im Begriffe ist, sich zu öffnen, und man fühlt eine solche schmerzhafte Ermattung in allen Gliedern, als wäre man gefoltert worden. Nur mit dem Einbruche der Nacht, wenn die Erddämpfe höher steigen, fühlt man sich wohler, man athmet freier, und wagt sich endlich auf das

*) J. Arago im Courrier français 1840.

ausgedörrte Land hinaus, als wollte man den glühenden Dämpfen des Tages, die den Menschen in seiner Hütte zurück hielten, Trotz bieten. Während die Vögel vor den glühenden Strahlen der Sonne Schutz unter dem dichten Grün der Bäume suchen, hört man zugleich ein eigenthümlich langsames Dahinstreifen zwischen dem halbgedörrten Laube, und wenn man es wagt, mit den Blicken den wellenförmigen Bewegungen zu folgen, die sich zwischen den Bäumen hinziehen, so sieht man die Boa, wie sie sich an einem starken Baumstamm hinaufschlängelt, ihn umwindet, wie sie sich zuerst langsam, dann rascher und rascher dreht, und nun schnell wie der Wurfspieß, den eine kräftige Hand geworfen, in eine das Auge ermüdende Ferne dahinschießt.

So wie sie erwacht, und ihre Bewegungen beginnt, suchen alle kleine Reptilien und Insekten zu entfliehen, aber durch eine unbezwingliche Furcht festgebannt, vermögen sie nichts als einige krampfhafte Bewegungen zu machen, und stürzen sich fast selbst in den geöffneten Rachen dieses furchtbaren Verheerers der Urwälder.

Der finstere Wald, in welchem ich sah, was ich hier erzähle, erhebt sich in kleiner Entfernung von der Stadt Dielhy, welche aus ungefähr fünfzig umzäunten Hütten besteht, die, wunderlich gruppirt, auf kleinem Raum beisammen stehen, und in welchen einige Europäer mit von Betel und Arekanüssen geschwärzten Zähnen leben und sterben. Dicht bei ihnen, so nahe, daß sie dieselben mit einem einzigen Sprunge erreichen kann, lebt auch die Boa, der furchtbare Constriktor*), der

*) Erwürger, Zusammenbinder von dem lateinischen constringere.

nur dann ſich mit Millionen Inſekten füllt, wenn es ihm nicht gelang, einen Büffel in ſeinem ſchnellen Laufe zu umſtricken.

Der Büffel iſt die gewöhnliche Nahrung der Boa: ſo wie ſie ihn von der Seite gepackt hat, ſchleift ſie ihn nach einer der dichteſten Stellen des Waldes, und erſtickt ihn durch ihre Umwindungen trotz ſeiner ſcharfen Hörner, trotz der Kraft ſeiner Schultern und ſeines furchtbaren Gebrülles. Sie umzieht ihn dann mit ihrem Geifer, während ſie ihn mit ihrer rauhen Zunge zugleich beleckt und beſpritzt; dann knetet ſie ihn, dehnt ihn, zermalmt ſeine Knochen, bis ſie merkt, daß nun der gräßlichen Zubereitung genug ſei. Nun läßt ſie ihr Opfer los, legt ſich ausgeſtreckt dem Kopfe des todten Büffels gegenüber, öffnet ihren Rachen, deſſen Dehnbarkeit jeden Begriff überſteigt, preßt alle ihre Ringe feſt aneinander und ſaugt ſo gewiſſermaßen das Thier in ſich hinein. Iſt es ungefähr zur Hälfte verſchlungen, ſo beruhigt ſich die gefräßige Boa, ſie wird träge und ſchläft endlich ein, wie von der Ermattung eines Kampfes betäubt, der ihre Kräfte erſchöpft hat. Wenn die Boa bei ihrem Kampfe allein war, wenn das Weibchen fern von ihr ſchläft, ſo kann man ſich jetzt ohne Scheu nähern, man hat nichts von ihrer Stärke, ihrem Geifer und furchtbaren Rachen zu fürchten, der jetzt wie ein großer Schmelzofen geöffnet ſteht. Sie ſchläft, man könnte eben ſo gut ſagen ſie iſt todt, denn ſie iſt unbeweglich wie ein Baumſtamm. Es iſt begreiflich, daß eben nicht großer Ruhm dabei zu verdienen iſt, eine Boa in dieſem Zuſtande der Erſtarrung, worin ſie durch ihre allzureichliche Mahlzeit verſetzt wurde, zu tödten. Doch da es nicht der Ruhm iſt, den man in den

alltäglichen Kämpfen mit diesem Thiere sucht, so ist es am klügsten, sie so mitten in ihrem Schmause anzugreifen. Die Boajäger knieen in einer Reihe von dem Kopfe an den Seiten des Thieres entlang, legen ihren spitzigen, vergifteten Pfeil auf die von Fischdärmen gemachte Bogensehne und schießen auf ein gegebenes Zeichen zu gleicher Zeit auf das Ungeheuer.

Auf diese Weise verfahren die Malayen auf Timor und Kupang, namentlich diejenigen in dem Gebiete von Dielhy, sobald ihnen das ängstliche Gebrüll der Büffelheerde, von einer kurzen Stille unterbrochen, verkündet, daß ein Mitglied von dem furchtbaren Constriktor umschlungen mit dem Tode ringt. Dieß nennen sie jedoch keine Jagd, sondern ein Zusammentreffen, und wenn das Ungeheuer getödtet ist, bleibt es auf dem Platze liegen, damit es sammt seiner Beute den andern Reptilien zur Nahrung diene, denen früher oder später gleiches Loos zu Theil wird.

Die Boajagd aber ist viel gefährlicher, und ich wollte hundertmal lieber den hungrigen Tiger oder Löwen in der Wüste, als die Boa in ihren Wäldern bekämpfen. Die Kugel ist machtlos, denn es ist nicht möglich, in diese unaufhörlichen Windungen, die wie Flammen hin und her ringeln, gut zu zielen. Und wo ist nun eigentlich der Feind? Ihr glaubt ihn zu euren Füßen zu hören, während er in bedeutender Höhe mit den letzten Ringen seines Schweifes um einen Baumast sich festgeschlungen hat, seinen Körper wie eine Schleuder hin und her wirft und sich vorstürzt, euch zu fassen und zu begeifern, wie er es dem Büffel macht. Vielleicht hofft ihr, da hier kein Gift zu fürchten ist, euch mit eurem Schwerte zu helfen, ich aber gestehe, daß wenigstens

jeder Europäer besiegt wäre, sobald er von den Ringen des Ungethüms erfaßt würde; nur Malayen aus Timor haben dann allenfalls noch Hoffnung auf Rettung.

Der Krieg wurde indessen von Seite der Boa aus den Wäldern heraus, welche die traurige Kolonie von Dielhy fast berühren, so mörderisch gegen die Büffel geführt, daß der Gouverneur sich entschloß, eine Jagd anzustellen, um die furchtbaren Feinde zu tödten oder wenigstens zu verjagen. Er warb gegen einige Stücke Zeug, die in dem Lande verfertigt werden, besorgte kräftige Männer, die sich nicht scheuten, Tag und Nacht die finsteren Wälder zu durchstreifen und den furchtbaren Verderber zu bekämpfen. Ihre Waffen bestanden aus dem gefährlichen Kris, dessen wellenförmige Klinge fast immer in den Saft des Bohon-Upas getaucht ist, und aus spitzen kurzen gezähnten Pfeilen, die sie fächerförmig vor ihre Brust stecken und dann nach dem Ungeheuer abschießen, sobald sie es schlafend treffen. Es fielen aber dennoch so viele Menschen als Opfer dieses gefährlichen Unternehmens, daß man sich genöthigt sah, es aufzugeben. Denn diese Versuche in Verbindung mit dem verderblichen Fieber und der rothen Ruhr würden die Kolonie ganz entvölkert haben.

So entschloß sich denn der Gouverneur, die gefährdeten Waldungen anzuzünden, und die ganze Insel einem allgemeinen Brande auszusetzen. Er ging jedoch mit großer Vorsicht zu Werke, und so wie die Büffel welche er als Brandopfer in die Waldungen schickte, ihm zeigten, daß mehrere Schlangen in diesem Theile des Waldes seien, so ließ er einen breiten Kranz um diese Stelle her niederhauen, und da die Schlange nach ihrem Mahl wochenlang in träger Ruhe verharrt, so

wurden die Holzfäller nur von den hungrigen Boa's beunruhigt, indeſſen nicht gefährdet, da ſie zu ihrem Empfang gerüſtet und immer in großer Anzahl beiſammen waren. Sobald die hundertjährigen Stämme mit ihren reichen Aeſten gefällt waren, wurden dürre Blätter in die Mitte geworfen, und ſo wie die Flamme mehr und mehr um ſich griff, ſah man das geängſtete Thier pfeilſchnell an die höchſten Bäume emporklimmen und umherſpähen, von wo aus es ihm gelingen möchte, dem gefürchteten Elemente zu entgehen. Vergeblicher Verſuch! Sie ſtürzte entſetzt in die Flammen zurück und ihre gräßlichen Windungen zeigten das Schreckliche ihrer Qualen. Doch nicht immer feierten die Menſchen einen ſolchen Triumph; mehrere Mal ſtürzte ſich das wüthende Thier weit entfernt bloß an ſeine Flucht zu denken, unerſchrocken auf die Malayen und tödtete Mehrere bevor es gelang, ihm den Garaus zu machen. *)

Die größte Gefahr für den Menſchen, ſelbſt in den beſtverſchloſſenen Wohnungen, tritt jedoch dann ein, wenn die Boa, des Tages und der Sonne müde, ſich aus ihren ſtillen Wäldern in die Ebene hervorwagt. Wie der Schakal und der Tiger hat auch der Conſtriktor ſeine Liſt und Verſtellung. Er kriecht hinterliſtig durch die Haide, folgt genau mit ſeinen Windungen, den Unebenheiten des Bodens, um ja kein Geräuſch

*) Manche Malayen wiſſen mit ihrem Kris ſo geſchickt zu hauen, daß ſie dem Conſtriktor einen ſeiner Ringe zerbrechen, ſogar ihn wohl in zwei Hälften theilen. Mit gewiſſen Pfeilen, die ſtatt mit Knochenſpitzen mit mondförmigen Eiſen verſehen ſind, gelingt es ihnen ſogar, das Ungeheuer in ſeinem raſchen Laufe aufzuhalten.

durch ein zufälliges Anstoßen zu machen, verbirgt seinen Kopf unter die Zweige und Gesträuche, und erhebt sich nur mit der größten Vorsicht, um zu spähen, ob nicht in der Nähe eine leicht erreichbare Beute sei. Dann kriecht sie langsam und vorsichtig dem Orte zu, von dem aus sie ihren Angriff zu machen gedenkt; und im Augenblicke dieses Angriffs ist es, wo sie unter raschem Sprunge sich hin und her wendend von der Rechten zur Linken, vorwärts, rückwärts, wie von einem Schwindel gefaßt — nur eine flackernde Flamme vermag ein Bild davon zu geben — ihr Opfer ergreift.

Um sich bei solchen Ueberraschungen des gefährlichen Gastes sicher zu stellen, haben die Bewohner von Timor kein anderes Mittel erfunden, als wiederum einen Büffel als Schlachtopfer Preis zu geben. Sie binden das arme Thier mit festen Stricken, die durch die Nase gezogen werden, an einen Baum oder Felsen. Kommt nun die Boa in die Nähe, so erspäht ihr gieriges Auge alsbald die willkommene Beute; sie ringelt sich über den Vierfüßer hinauf, und bald verkündet dessen Gebrüll den Sieg und die Mahlzeit der Schlange.

Ist die Boa von heftigem Hunger gequält, so geht sie schneller zu Werke und läßt alle Vorsicht bei Seite; ihr Lauf ist dann rasch und entschieden, sie schwingt sich stolz über das hohe Haidekraut, stößt Laute aus, die dem Pfeifen des Sturmwindes ähnlich sind, und folgt in gerader Linie wie ein Pfeil ihrer Richtung. Wehe dem unglücklichen Menschen, der in ihren Wurf kommt! Nichts wird ihn vor ihrer furchtbaren Umarmung schützen. Man hat schon gesehen, wie das Ungethüm mehrere Menschen in ihrem Laufe verschlang, in diesem Riesenlaufe, gegen welchen der schnellste Lauf eines Tigers

gar nicht in Betracht kommt. Die Dehnbarkeit des Rachens ist unglaublich, denn der Kopf der Schlange ist nicht größer als zwei starke Männerfäuste, und dennoch verschlingt sie so ungeheure Massen.

Siebenter Abschnitt.

Tigerkämpfe zu Golo (Java).

Die Fürsten von Java fangen Tiger in Menge mit der Absicht, sie mit Büffeln kämpfen zu lassen oder durch Lanzenträger zu erlegen. Da jedoch die Menagerie des Kaisers jüngst durch eine Anzahl von acht Königstigern überbürdet war, so schien es rathsam, fünf davon zu liefern, um so mehr als ihre Bewachung nachgerade anfieng, gefährlich zu werden. Diese acht Tiger waren mit einander in einem großen Einfang aus starken Palmstämmen eingehegt; vor der Pforte dieses Zwingers blieb Jeder mit einem unwillkürlichen Schauder stehen. Ein wetteiferndes Gebrüll und wildes Knurren, wie es nur aus dem Rachen eines Tigers entspringen kann, zeugte von der tiefen, noch vorläufig niedergehaltenen Wuth der Ungeheuer.

Es war am 9. September 1839, Vormittags um 10 Uhr, als sich die militärischen und bürgerlichen Würdenträger bei der Residenz versammelten; auch war der

unabhängige Häuptling Pangeran Manghu Nagoro mit seinen Offizieren erschienen, alle in voller Soldaten-Uniform. Der Pangeran führte eine schwache Escorte seiner eigenen Kavallerie mit sich, denn dieser Tag, das Fest der großen Tigerschlacht, war kein gemeiner Festtag. Während der Zug durch die verschiedenen Vorhöfe schritt, spielten die einzelnen Banden der Trommler, Hornisten und anderer Musik auf; auch stand in jedem Hofe eine Abtheilung der Leibwache des Kaisers, welche beim Vorgehen des Gesandten präsentirte und die Fahnen schwenkte. Im innersten Hofe, wo der Thronhimmel des Kaisers stand, trafen wir das große Musikkorps, welches auf europäischen Instrumenten ganz vortrefflich spielte; die Leute waren in weiße Pantalons und scharlachrothe Jacken gekleidet.

Der Kaiser saß unter dem Thronhimmel seinem Palaste gegenüber und stand bei der Annäherung des Gesandten mit langsamer Würde auf, ihn zu empfangen, was durch einfachen gegenseitigen Händedruck und den Wechsel einiger höflicher Worte abgemacht war. Nach der Reihe thaten auch die übrigen Gäste so und kehrten dann zu ihren Stühlen zurück. Der Kaiser saß an der Spitze der Sesselreihe im Centrum, neben ihm der Gesandte in einem ähnlichen Lehnstuhl. Um den Arm trug der Kaiser ein schwarzes Trauerband als Zeichen der Trauer für den Generalgouverneur Merkur, der eben gestorben war. Vier Finger seiner rechten Hand und drei seiner Linken blitzten von reichen Diamantringen.

Nach einer kurzen Pause standen der Kaiser und der Gesandte zu gleicher Zeit auf und gingen mit einander Arm in Arm. Als sie den Thronhimmel verließen, trug einer der Hofzwerge die Schleppe des Kaisers, dem eine

Gruppe von Weibern folgte, welche theils die Kroninsignien, theils Gegenstände seiner persönlichen Bequemlichkeit trugen, z. B. ein karmoisinrothes Tuch für ihn und den Gesandten; die Siribüchse, einen Bogen nebst Köcher und Pfeilen, eine alte Muskete, deren Schaft mit weißem Tuch drapirt war und mehrere andere Schmuckſachen, worunter ein mit Diamanten besetzter Schild. Die Trägerinnen dieser Gegenstände waren ältliche Damen, die aber den Ehrentitel Tuan-Tumunggung führten, der sonst nur an Männer verliehen wird. Dreißig mittelalterliche, sehr fette Weiber in Alltagsgewändern und mit nackten Schultern bildeten den Schweif des Tuan-Tumunggungs, so daß diese Ehrengarde etwa aus 50 Frauen bestehen mochte. Zur Seite und rund um diese drängten sich die europäischen Zuschauer, Militär und Civil, ohne Rangordnung. Nach dem Defiliren durch alle Höfe, wo wir überall angetrommelt, angepfiffen und begrüßt wurden, kam man zu der Halle Pangaran, wo ein zweiter Thronhimmel und eine ähnliche Flucht von Stühlen stand, um die sich die einheimischen Häuptlinge gruppirt hatten. Hier empfieng den Kaiser und den Gesandten eine kleine Schaar wunderschöner Bajaderen mit ebenholzschwarzen Haaren und lüsternen leuchtenden Augen. Endlich standen hier die Prinzen von Geblüt, nicht auffallend gekleidet, und der Sohn des im Jahr 1830 verbannten Kaisers, ein schöner junger Mann in prachtvollen Gewändern mit einer goldenen Kette um den Hals.

In größerer ehrfurchtsvoller Entfernung saß der Premierminister Radon Adhipati Sosrodhi Ning Rat, ein ehrwürdiger Greis von 73 Jahren, der dem Kaiser anzeigte, daß der Tigerkampf in jedem Augenblick be-

ginnen könne. Halb europäisch gekleidete Lakaien servirten Wein für den Kaiser und den Gesandten, zwei Gläser auf einer besondern Platte, deren eines der Kaiser seinen Nachbarn mit den Worten: Glück auf zum Tigerkampf! zutrank. Hier schloß sich die Frau des Gesandten mit einigen Freundinnen dem Zuge an, allein die Etikette erlaubte dem Kaiser nicht, die mindeste Notiz von ihr zu nehmen.

Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich die Gesellschaft; Arm in Arm, von dem Weiberschwarme gefolgt, begaben sich Kaiser und Gesandter auf ihre Plätze, 50 Fuß von dem Zwinger entfernt, an welchem der Kampf vor sich gehen sollte. Der Zwinger war fest genug, um den Gedanken an eine Gefahr nicht aufkommen zu lassen; im Innern desselben stand ein mittelgroßer schwarzer Büffelstier mit versilberten Hörnern, eine Guirlande von Malatiblüthen um den Hals. Unter dem Geklimper der Instrumente stürzte der Tiger hinein. Beide Thiere zeigten sich scheu und überrascht, als sie sich so unerwartet einander gegenüber sahen, doch schien der Büffel weniger verwirrt als sein Gegner, denn jener behauptete das Centrum des Ringes, während der letztere schlangenartig um die Peripherie kreiste. Sie vermieden beide sorgfältig jede Annäherung; der Büffel folgte allen Bewegungen des Tigers, das Horn leicht gesenkt und auf den Angriff gefaßt. Um diese Delikatesse durch Reizmittel zu überwinden, wurden Blöcke von Bambusrohr, die an der Decke hiengen, so geschwungen, daß sie den Büffel schlugen; auch goß man heißes Wasser, worin spanischer Pfeffer abgekocht war, den Kämpfern auf Kopf und Augen; der Tiger wurde überdieß mit Pfeilen und durch brennende Heubüschel

aufgestachelt. Es kostete aber nicht geringe Mühe, beide Thiere zum Kampfe zu bringen. Endlich, durch die Blöcke getrieben, von Feuer und Wasser gehetzt, stießen sie zusammen in Wuth und Dampf. Einmal in den Kampf gebracht zeigte der kriegerische Büffel einen wahren Feuereifer, worin ihm der Tiger bedeutend nachstand; denn dieser war immer geneigt davon zu schleichen, namentlich wenn er, tüchtig gegen die Wand gestoßen, zu Boden kam. Der Tiger wechselte seine Kampfart: am Zwinger empor klimmend flog er wüthend auf Haupt und Nacken des Büffels, von welcher Umarmung sich dieser dadurch befreite, daß er ihn rückwärts in die Lüfte warf. Dieses Ringen, vier bis fünf Mal in rascher Aufeinanderfolge wiederholt, war die interessanteste Partie des Ganzen; der Tiger war so gut wie überwältigt, und da er Symptome eines gänzlichen Abfalls merken ließ, ward er entfernt und ein zweiter zu demselben Büffel gelassen.

Derselbe Gang von Reizmitteln wiederholte sich; da aber der Büffel sein eigenes Blut am Nacken fühlte, geschah der Angriff seinerseits schneller als das erste Mal. Der zweite Tiger wurde gleichfalls bezwungen, was beweist, daß diese Katze im engen Raum kein Feld zur Thatkraft hat. Mit jedem Tiger hatte der Büffel nur zwei bis drei regelmäßige und ernste Gänge, wenn der Tiger ihn am Nacken faßte und er denselben aufwarf, um ihn mit den Hörnern zu fangen. Der zweite Tiger ward noch schneller hinausgeschafft als der erste; beide Kämpfe mochten etwa drei Viertelstunden gedauert haben. Der Büffel war nicht lebensgefährlich verwundet; aber man erklärte ihn für eingeweidekrank, und so ward er geschlachtet unmittelbar nach dem Strauß.

Beim Schluß des ersten Aktes dieses Schauspiels kehrte der Kaiser mit seiner Gesellschaft unter den Thronhimmel zurück, in Erwartung des Anfangs des zweiten Aktes. Dann begab man sich auf eine hölzerne Plattform, Panggong genannt, etwa acht Fuß über den Boden erhaben, und in der Nachbarschaft des Kampfplatzes gelegen. Hier wechselte der Kaiser zum ersten Mal einige Worte mit der Gemahlin des Gesandten. Der Theil des Ringes, welcher dem Kaiser zunächst lag, hatte eine Fronte von 100 Fuß, und der Zwischenraum war besetzt von seinen Bewaffneten, welche Keule, Schwerter, Speere, Dolche und andere Angriffswaffen trugen. Sie waren in Reihen aufgestellt und in buntfarbige Jacken gekleidet. Eine Partie der kaiserlichen Dragoner stellte sich zur Seite auf, so daß ein improvisirter Besuch des Tigers nicht zu besorgen war. Alles starrte von menschlichen Köpfen. Im Mittelpunkte des Ringes standen fünf enge, länglich viereckige Käfige in einer Reihe, deren jeder einen Tiger enthielt. Sie waren ganz mit Decken von Alangalang-Gras verhängt, so daß man von den Einwohnern nichts erblicken konnte. Daneben waren zwei Behälter von Bambusrohr, unter welchen mehrere bewaffnete Leute hielten, deren Geschäft folgendes war: an den Käfigen standen einige Männer, und nach Abschluß der Vorbereitungen begab sich eine Deputation zu den Füßen des Kaisers, um seine Befehle entgegen zu nehmen. Dort angelangt krochen sie ganz heran, legten dann das Gesicht zu Boden und erhoben die Hände flehend über dem Haupte. Der Befehl zum Anfang ward ertheilt, und den drei Männern überbracht, welche die Tiger nacheinander loszulassen hatten. Diese Trias befand sich nun allein

im Kreis und hatte alle Manöver nach den Bewegungen des kaiserlichen Arms einzurichten. Der Kaiser winkte und Nr. 3 verstand sogleich, wiederholte alle Unterwürfigkeitsbezeugungen, sprang dann auf den Käfig, salutirte graziös mit seinem Handschar und durchschnitt die Stränge, welche die Käfigthür sperrten. Der Handschar kehrte in seine Scheide zurück: der Mann ergriff die Thüre des Käfigs, hob und senkte sie in ihrer Fuge vier bis fünf Mal ruhig auf und nieder, und legte sie endlich ebenso ruhig auf den Boden. Unter denselben Reverenzen steigt er herab, und setzt sich neben die nunmehr offene Käfigthür, vom Tiger nur durch den dünnen Vorhang der Alangmatte getrennt. Hier sitzt er ziemlich eine Minute, bis die beiden anderen ihre Lunten angebrannt haben, um nach einiger Zeit das Alanggras in Brand zu stecken. Diese furchtbare Zögerung endet zuletzt ein Zeichen von der Hand des Kaisers; graziös, ehrfurchtsvoll, langsam beugt sich der Mann am offenen Rachen des Käfigs in den Staub, springt empor und erreicht die beiden andern, worauf sie nach dem Tone des Gamelan einen prachtvollen Tanz ausführen. Immer langsam tanzen sie so in den Kreis der Speermänner; hinter ihnen flattert ihr langes Gewand. —

Das Feuer theilte sich dem Käfige nicht sogleich mit, sobald aber die drei Männer aus dem tödtlichen Ringe waren, sah man einen der ovalen Bambuskäfige auf einmal in Bewegung. Aber erst als die brennenden Zunder in den Käfig selbst fielen, konnte man irgend ein Lebenszeichen des Tigers gewahren. Zuerst kam er halb hervor, allein mit der Art seiner Umgebung bekannt, sprang er rasch zurück. Rauch und Flammen

drängen ihn zum zweiten Mal, und das königliche Thier kreist springend im offenen Raum. Der Lärm der Instrumente verdoppelt sich; der Tiger, schäumend, knirschend, erwägt einen Angriffsplan auf seine zahlreichen Feinde, dem Kaiser gerade im Angesicht. Er stürzt gegen den Lanzenwald; doch, als ob ihm das Herz fehlte, bebt er zurück vor den gleißenden Eisenspitzen, und flüchtet nach seinem brennenden Verließ; den Unterkiefer weit gesperrt, starrt er vor dem feurigen Pfuhl. Aber der Muth siegt; einer Dogge gleich stürzt er sich abermals auf den Kreis. Beim ersten Gefühl der Lanzenspitzen schnellt er sich hoch empor, rasch wie ein Gedanke prallt er zurück und springt zum zweiten Mal auf seinen Feind. Aber der Feinde sind ihm zu viel, kopfüber fliegt er an der Reihe der Bewaffneten hinab. So umkreist er ein Drittel des Einfangs — die Männer stehen fest und verwunden ihn, so oft er sich wendet; zuletzt überschlägt er sich und springt nochmals an. Schon weichen seine Kräfte, er erreicht sein Ziel nicht mehr — eine Menge von Speeren taucht sich in seinen Leib und das Schweigen der Instrumente verkündet seinen Tod.

Nachdem die allgemeine Aufregung sich ein wenig gelegt hatte, und der Kreis der Speermänner geordnet da stand — denn manche Lanzenspitze war im Körper des Tigers stecken geblieben — kehrten die drei obenerwähnten Leute wieder in den Ring zurück, und begannen mit ganz gleichen Ceremonieen den zweiten Tiger zu entfesseln. Dieß wiederholten sie, bis alle fünf getödtet waren, ohne je dabei die Geistesgegenwart zu verlieren, oder ein Zeichen besorglicher Eile zu verrathen, obwohl zweimal der Tiger schon aus den Matten entsprungen war, bevor sie den Kreis der Lanzenmänner erreicht hat-

ten. Sie tanzten ruhig fort nach der Melodie des Gamelan, die sich nur einmal zu ihren Gunsten etwas im Tempo beschleunigte, um ihre Ehre zu retten. Indessen bekümmerten sich die Tiger gar nicht um diese Drei; die kaltblütige Resignation der letzteren hatte noch einen Grund, der sich beim Auslassen des zweiten Tigers offenbarte. Da nämlich alle Matten vom Feuer verzehrt waren und bereits der Käfig brannte, der Einwohner aber noch kein Zeichen der Empfindung gab: so nahm man allgemein seinen Erstickungstod an. Es näherten sich demnach Männer mit Schilden, und räumten die Asche hinweg, wobei man drei einzelne, etwa fingerdicke Seile erblickte, die quer vor die Käfigthür gespannt waren, durch einen Zufall aber verschont wurden. Man durchschnitt diese und der Tiger, welcher etwas weiter hinten lag, wurde mit Bambusstöcken geschlagen und gestoßen, gab jedoch kein Zeichen von sich. Die Schildträger packten ihn endlich am Schweife, und schleppten ihn bis zur Hälfte heraus. Da aber begann das edle Thier die Beleidigung zu fühlen; seine Peiniger entflohen und es kam hervor. Es war an mehreren Stellen verbrannt und an einem Fuße gelähmt, zeigte sich aber trotzdem als kräftiger Kämpfer, ehe es fiel. Dieß waren die zwei Tiger, welche mit dem Büffel gefochten hatten.

Von den drei andern kam einer hervor, noch ehe das Feuer seinen Käfig ergriffen hatte — ein Beweis, daß die Stricke für den Tiger nicht immer ein Hinderniß sind, wenn er durchbrechen will. Dieses Thier stürzte sich auch, seinen Gefährten ganz ungleich, unmittelbar mit großem Geheul auf den Lanzenwald und fiel, als die drei Tänzer kaum den Kreis verlassen hatten. Dagegen zeigte der letzte von den fünfen am meisten

Bösartigkeit und große Luſt, ſich mit dem Kaiſer und ſeiner Umgebung zu meſſen. Durch ungemeine Finten und die raſcheſten oft ganz entgegengeſetzte Bewegungen täuſchte er zuletzt ſeine Gegner wirklich und durchbrach ganz nahe beim Kaiſer die Linie. Er verkroch ſich unter einen Wagen, in welchem mehrere Damen ſaßen, aber die Piken waren ſogleich wieder an ihm, und er ſank bald leblos hin. Der Tiger hatte Niemanden gebiſſen, aber in der Verwirrung gaben einige Eingeborene Ferſengeld, und ein europäiſcher Soldat und ein Kind wurden leicht am Arme verwundet. Bemerkenswerth war die eherne Ruhe des alten Premierminiſters, der gerade an dem Platze ſtand, wo der Tiger durchbrach, aber der grimmigen Beſtie gegenüber keine Miene verzog.

Keiner der Tiger, der einmal eine Wunde empfangen hatte, ſuchte übrigens in's Centrum zurückzukehren; ſie ſtürmten an, bis ſie von zahlreichen Wunden zerfleiſcht ausgehaucht hatten. Keiner machte einen höhern Sprung. Bei den Leoparden iſt dieß ganz anders, indem ſie nicht ſelten über die Reihen der Speermänner hinwegſetzen oder mitten in ſie hineinſpringen und auf dieſe Weiſe entkommen.

Ausland 1850. Nr. 208 u. 209.

Die Sultane von Java.

Ich bin feſt überzeugt, daß nichts in allen indiſchen Reichen einen ſo großen Einfluß auf den Hauptcharakter der Nation ſelbſt ausübt, als die beſondern Einrichtun-

gen der Hofetikette, und daß die Staatsverfassung hauptsächlich durch diese festgehalten wird. Die indischen Sultane, wenn sie öffentlich erscheinen, zeigen sich dem Volke beständig mit allem nur möglichen Prunke, der es blenden und ihm zeigen muß, wie winzig es selbst im Vergleich mit seinem Herrscher sei. Dieses Gefühl der eigenen Kleinheit muß ein fast abgöttisches Verehren dessen hervorrufen, der mit der höchsten Macht bekleidet ist, und folglich eine Verehrung gegen alles das, was er entweder selbst thut oder von Andern thun läßt. Diese hohe Ehrfurcht von Seiten der Unterthanen gibt dem Stolz des Despoten immer neue Nahrung, und macht ihn glauben, daß das Volk nur seinetwegen da sei.

Durch nichts aber zeigt ein Sultan seinen Unterthanen, namentlich den niederen Ständen seine Größe und Erhabenheit augenfälliger, als durch sein öffentliches Erscheinen, das nicht zu häufig stattfindet, damit der Eindruck desto eindringlicher sei und durch öftere Wiederholung nicht verringert werde.

In ihren Aufzügen scheinen alle kleineren Sultane den Susuhunan von Java zum Vorbilde genommen zu haben, deßgleichen in allen Einrichtungen der Hofetikette. Sie sehen indessen weniger auf die Bekleidung als auf die Menge des Volkshaufens, der sich als Begleitung anschließt; der Sultan von Java aber entfaltet auch eine gewisse Pracht in der äußeren Erscheinung seiner Trabanten. Wo er sich auch zeigen mag, ist er beständig von einem großen Gefolge begleitet. Unmittelbar vor ihm gehen vier Pikenträger, mit Lanzen, deren Spitzen in einer hölzernen Scheide stecken, und die allein das Recht haben, ihre Piken aufrecht zu tragen. Nur der Sultan hat vier Pikenträger; Prinzen

von Geblüt haben drei oder zwei, und diese werden „Gewehr unter dem Arm" getragen; bei Edelleuten schaut die Lanzenspitze nach unten.

Ein anderes vornehmes Unterscheidungszeichen ist der Sonnenschirm. Nur der des Sultans ist vergoldet, und so groß, daß vier Männer ihn nicht ohne Anstrengung über sein Haupt halten können; dieser „Payong" ist außerdem mit gelbseidenen Franzen besetzt, und der 10 bis 12 Fuß lange ungefähr armsdicke Stock mit rother und gelber Farbe, die spiralförmig wechselt, angestrichen. Die Königin, sowie die von ihr geborenen Prinzen oder Prinzessinnen führen einen gelben, dahingegen die Kinder der Kebsweiber des Fürsten, sowie die Statthalter und Hochadeligen unter einem grünen Schirme mit vergoldetem Rande gehen. Die Statthalter kleiner Distrikte sowie die geringeren Edelleute führen einen Schirm von brauner oder sonst dunkler Farbe.

Auch wenn der Sultan eine Lustfahrt auf dem Flusse macht, wird seine Gegenwart nicht allein durch die vier Pikenträger, welche auf dem Vordertheile des Fahrzeuges sich befinden, angezeigt, sondern auch durch den gewöhnlich daselbst aufgepflanzten Payong, durch die halbweißen und halbschwarzen Ruder und die gelbe sehr selten rothe Flagge, welche vom Hintertheile weht. Geringere Prinzen führen zwar auch eine rothe Flagge, aber auch rothe Ruder mit farbigen Streifen.

Jedesmal, wenn der Kaiser oder Susuhunan sich auf diese Weise dem Volke zu zeigen geruht, gehen auch die „vorväterlichen Stücke" mit, nämlich verschiedene sinnbildliche Figuren aus massivem Golde, die so groß sind, daß sie bequem in der Hand getragen werden können. Diese Figuren bestehen in einem Elephanten, einer

Schlange, einem Stiere, einem Hirsche oder Rehe, und einem Hahne, welche alle als eben so viele Heiligthümer betrachtet werden und auf die Nachkommen forterben.

Mit den Trägern der Piken und der „vorväterlichen Stücke" ist es aber noch nicht genug; es wird dem Sultan ferner noch von verschiedenen Personen — so, daß jede ein Stück trägt — eine goldene Betel-Dose, ein goldenes Spucknäpfchen, eine Menge anderer Schälchen und Teller, aber Alles von Gold, nachgetragen, während sein Reisegepäck, seine kostbarsten Kleider, Matratzen, Kisten ꝛc., gleichfalls mit möglichstem Prunk vorangetragen werden, und zwar so, daß der ganze Zug durch eine zahlreiche Truppe von Pikenträgern geleitet und bewacht wird. Vergrößert und verschönert wird der Zug durch eine Menge von Prinzen und Großen, welche nach ihrem Range, ein Jeder wieder von seinem Gefolge begleitet, sich ihm anschließen.

Die Waffen des Fürsten, welche gewöhnlich nur in einem kostbaren Klewang oder Lamang (türkischer krummer Säbel) bestehen, glänzen von Gold und Edelsteinen, ein kostbarer Bandol (Degen mit etwas gekrümmter Spitze) oder Tjondrik (zweischneidiges breites Schlachtschwert) wird in einer Scheide vorweg getragen.

Wenn sich der Fürst auf der Reise befindet, werden nicht nur stets einige kostbar aufgezäumte Pferde nachgeführt, von denen jedes Mal zwei zum beständigen Gebrauch des Fürsten gesattelt sind, sondern auch der Thron wird nachgetragen, der übrigens blos aus einer mit sammtnem Kissen belegten, mit Gold und Silber reich verzierten Bank besteht.

Dieser Prunk muß den Javaner mit hoher Ehrfurcht erfüllen; aber es besteht noch ein Grund, warum er sich

ſo geduldig dem Despotismus ſeines Fürſten unterwirft. Der Sultan iſt nämlich zugleich unbeſchränkter Herr in geiſtlichen Dingen; er iſt der Hoheprieſter, und der Panghulu (Oberprieſter) führt blos den Namen dieſer Würde. Darum ſind alle Prieſter und durch dieſe alle Unterthanen in des Sultans Hand, deſſen Wille für Jedermann ein Gottesurtheil iſt. Der Mohammedaner iſt ohnedieß gewöhnt, in ruhiger Ergebung ſich in die Macht des Herrn zu fügen. Der Adel iſt blos des Fürſten wegen da, um deſſen Glanz zu vermehren, erbt aber nicht fort, ſondern wird als freies Gnadengeſchenk vom Sultan verliehen; der Prieſterſtand iſt ein Werkzeug der weltlichen Macht: ſo iſt der Thron wohlgegründet.

Folgender „Adelsbrief" mag als Beiſpiel dienen: „Kund ſei einem Jeden, daß Wir, der Erhabene und Gnädige, Suſuhunan Pakubuana, die Säule der Erde, der Beherrſcher der Tapfern, der Diener des Allerhöchſten Weſens, der heilige und fromme Beſchützer des Glaubens, der Gehör verlangt auf dem erhabenen Thron des Kaiſerreichs von Java zu Surakarta, dem Wohnorte des Friedens — dieſen Unſern fürſtlichen Brief Unſerm niedrigen Sklaven Tjoruno Djojo übergeben haben. Euch Allen, Unſern Sklaven, den Befehlshabern der Diſtrikte, kleineren Landſchaften oder Dörfer, ſei bekannt gemacht, daß Wir dieſen Unſern fürſtlichen Brief dem gemeldeten Tjoruno Djojo, Unſerm Sklaven, anvertraut haben, damit er aus ſeinem niederen Stande erhoben werde, und Unſer kaiſerliches Vertrauen genieße. Wir ſchenken ihm mit demſelben den Rang eines Mantri (Edelmanns), und verleihen ihm das Recht, alle Zeichen und Würden, welche einer Perſon von hohem Adel zukommen, zu tragen und zu gebrauchen. Wir ſchenken

ihm noch überdieß von Unsern königlichen Besitzungen zu seinem Unterhalte den Distrikt Bulingan mit allen darin liegenden Dörfern, an Betrag 900 Tjatjas (Haushaltungen), deren Produkte nnd Einkünfte ihm als Eigenthum zugehören sollen."

Den größten Beweis, wie weit der Despotismus der Javanischen Fürsten sich über die Gemüther der Unterthanen ausgedehnt habe, und wie tief die Ehrfurcht der letzteren gegen alle „Großen" des Reichs geht, liefert die Theilung der Javanischen Sprache in Hoch- und Nieder-Javanisch. Dieß ist aber keine Theilung etwa wie unser Hoch- und Niederdeutsch, sondern das Ober-Javanisch ist eine ganz verschiedene Sprache, deren sich jeder Unterthan gegen seinen Oberen bedienen muß, und jeder Adelige gegen seinen Fürsten, während der Fürst den Unterthan, der Hohe den Untergebenen mit der Nieder-Javanischen Sprache anredet.

Selbst die Vornehmsten nennen sich, wenn sie mit dem Fürsten reden, nicht anders als „Sklave," oft sogar „verächtlicher Sklave;" sie sprechen selbst im Umgange unter einander nie „ich," sondern „Euer unterthänigster Diener." Die Fürsten werden von allen Unterthanen in den übertriebensten Ausdrücken angesprochen, und selbst für fürstliche Bedürfnisse hat man gewählte „vornehme" Redensarten. So wird das Haupt des Fürsten der Gipfel eines Tempels genannt; das Wort für die Augen ist gleichbedeutend mit Edelsteinen; das Gesicht ist die Sonne. Ebenso darf man, wenn von Fürsten die Rede ist, niemals die gewöhnlichen Ausdrücke: „essen, schlafen, sprechen, sterben" gebrauchen, sondern muß dafür sagen: „sich erquicken, ruhen, befehlen, die Erde verlassen." Selbst

die „vorväterlichen" Thierfiguren haben aristokratische Namen. Der Fürst aber, um seine Macht zu zeigen, bedient sich gegen Alle, selbst gegen die Prinzen und Prinzessinnen, nur der gemeinen Marktsprache.

Das Leben der Kolonisten auf Java.*)

Es ist unter den Europäern in Indien eine ziemlich allgemeine Sitte, die Nacht in Tag und den Tag in Nacht zu verwandeln, denn der Nachmittag wird in der Regel schlafend, und die erste Hälfte der Nacht wachend zugebracht, eine Gewohnheit, welche in der That dem Klima ganz entspricht. Selten bleibt man des Morgens lange im Bett, obgleich man sich meistens erst nach Mitternacht zur Ruhe begibt. Die Langschläfer würden den schönsten Theil ihres Daseins, die kühlen Morgenstunden, verlieren, und daher ist es allgemeiner Brauch, bereits vor Tagesanbrnch aufzustehen, wenn man auch nicht durch Geschäfte dazu angetrieben wird. Nirgendwo strebt der Europäer mehr nach Genüssen, vorzüglich nach solchen, die kein Geld kosten, als in Indien, und es ist wirklich ein hoher und zugleich sehr gesunder Genuß, die frische Morgenluft einzuathmen. Der Altgast — (der gewöhnliche Name für den Europäer, welcher sich schon längere Zeit in der Kolonie befindet und die lan-

*) Aus Oliviers: Land- und Seefahrten in Niederl. Ostindien.

desüblichen Sitten ſich angeeignet hat) — der Altgaſt tritt alſo gegen 5 Uhr Morgens aus ſeinem Schlafgemach hervor, nur mit einem Kabaai und Sarong bekleidet. Der Kabaai iſt eine Art Schlafrock von Kattun oder Zitz; der Sarong iſt ein in Europa unbekanntes Kleidungsſtück, ebenfalls von geſtreiftem oder karrirtem Kattun, welches in der Form viel Aehnlichkeit hat mit einem ſehr weiten, oben und unten offenen Sack. Man ſteigt mit den Füßen hinein, ſchlägt dieſes Stück Kattun ein oder zweimal um die Hüften, und ſteckt den Zipfel in den Gürtel, ſo daß es ausſieht wie ein Weiberrock. Einige tragen ſehr weite Beinkleider (Nachthoſen genannt, weil man darin ſchläft), über den Hüften mit einem Band zugebunden.

In dieſem Morgenkoſtüm, wozu noch Pantoffeln aber keine Strümpfe gehören, ſpaziert der Hausherr in der Galerie oder der Veranda vor dem Hauſe einige Zeit auf und nieder. Wer iſt hier? Iſt Keiner da? iſt ſein gewöhnlicher Morgengruß, und wenn er dieſes mit erſtaunlicher Geduld einige Mal in einem ſchläfrigen ſchleppenden Tone wiederholt hat, erſcheint endlich ein fauler Sklave oder eine Sklavin, den Schlaf ſich aus den Augen reibend. Nun beſtellt der Herr Etwas für den nüchternen Magen, eine Taſſe Kaffee, Chokolade oder Thee, welche die Sklavin ihm ſchweigend reicht und ihm dabei eine brennende Cigarre in den Mund ſteckt. Sie kauert ſich dann nieder, während der Herr das Ueberbrachte ſchweigend genießt, und wartet auf weitere Befehle, die indeß tagtäglich faſt unverändert wiederkehren. Sobald das Kommandowort erſchallt, bringt ſie einen reinen Sarong und Kabaai; denn der Herr geht nun ſich zu baden.

Nachdem er sich eine halbe oder ganze Viertelstunde in einem aus Bambus oder Stein am Flusse errichteten Badehäuschen „gewaschen" hat, wie man in Indien sagt, wartet er unter dem Schlürfen einer Tasse Kaffee geduldig, bis er Eßluß verspürt; denn wenn der Appetit nicht unmittelbar nach dem Bade erfolgt, so fühlt der Kolonist sich nicht recht munter oder „lecker" wie der Kunstausdruck heißt, und dann kriecht er gewöhnlich schnell wieder in's Bett. Wenn er sich aber nach dem Bade recht „lecker" fühlt, so watschelt er in's Haus hinein, und setzt sich in dem beschriebenen leichten Morgenanzug ohne Umstände an den Tisch, wo schon das reichliche Frühstück auf ihn wartet.

In vielen Häusern ist das Frühstücken in Familie nicht mehr Sitte, sondern man zieht das bequemere Frühstücken auf dem Zimmer vor. In vielen noch etwas altmodischen Familien bleibt das Frühstück in dem Speisesaal stehen, während die verschiedenen Hausgenossen, Mann, Frau, Kinder und Gäste ein jedes aus seinem Zimmer zum Vorschein kommen; denn der Herr und die Dame bewohnen jedes ein eigenes Appartement, manchmal wohl einen eigenen Flügel des Hauses. Das Frühstück besteht theils aus europäischen, theils aus inländischen Gerichten. Die Hauptartikel sind Nassi (trocken gekochter Reis, welcher in Indien die Stelle des Brodes vertritt,) Kerry, Sambal, Blatjang und andere Beiessen von kaltem Fleisch, gebratenem Fisch, Eiern u. dgl. Von dem Kerry gibt es verschiedene Arten; der gewöhnliche besteht aus dem Mark von Kokosnüssen, mit Kurkuma, Fischen oder Krebsen. Der gebräuchlichste Sambal besteht aus zerlassenen Sardellen, gebratenen Zwiebeln, Zucker, Zitronenschaalen und langem

Pfeffer. Die Eingeborenen bereiten auch einen Sambal von fliegenden Ameisen, essen auch gebratene Tausendfüße und anderes Gewürm. Das Blatjang ist gleichfalls ein Gemisch von vielen Bestandtheilen aus dem Thierreiche.

Ein anderer wichtiger Artikel ist der eingemachte Fischlaich (Kaviar) und das Dingding, welches aus gesalzenem Büffel- oder Rehfleisch besteht, das man fein zu Fäden gerupft hat, in der Form von Nudeln.

Das gewöhnliche Frühstücksgetränk ist Kaffee oder Thee, seltener wird Wein oder Bier getrunken. Die Engländer trinken häufig Rum mit Wasser gemischt, und haben ihren Magen so verwöhnt, daß sie ordinären Rothwein gar nicht mehr vertragen und Bauchgrimmen bekommen würden, wenn sie etwas Milderes trinken würden als Rum oder Cognac.

Nach dem löblichen Grundsatz chi va piano, va sano (eile mit Weile!) verwendet man geraume Zeit auf das Frühstück. Wenn endlich dieses wichtige Geschäft abgemacht ist, macht man sich fertig, um sich transportiren zu lassen, die Kaufleute in ihre Tokos (Läden oder Komptors) die Beamten in ihre Schreibstuben. Die Kaufleute sind viel arbeitsamer als die Beamten, weil das Einkommen jener von ihrem Fleiß abhängt, das Gehalt der letzteren aber immer sich gleich bleibt.

Das Ankleiden nach dem Frühmahl ist eine ziemlich schwere Arbeit, namentlich, wenn man reichlich gegessen und getrunken hat. Es gibt kein Land, wo man sich der Hände und Füße so wenig bedient als in Indien. Man läßt sich von Sklaven die Strümpfe anziehen, von jedem Einen, streckt sodann die Beine aus, um sie dem Pantalon einverleiben zu lassen, und nach-

dem man sich die Stiefeln, Hosenträger, Halstuch und Weste hat ebenso anlegen lassen, erhebt man sich endlich und zieht über dieß Alles eine Jacke von weißem Battist. Dieses ist die gewöhnliche Büreaukleidung; wenn man aber Besuche abstattet, kleidet man sich in einen Frack.

Nun erscheint ein Sklave mit einem Payong oder Sonnenschirm, und hält denselben sorgfältig über den Kopf seines Herrn, damit dessen kostbares Gehirn auf dem weiten Wege von der Thüre bis an das Fuhrwerk nicht von einem Sonnenstich getroffen werde. In dem Wagen angelangt, setzt man sich nicht, sondern dehnt sich fast liegend aus, unterläßt jedoch nicht, von Zeit zu Zeit dem Kutscher laut zuzurufen: Mache fort! Jage durch! Klatsche mit der Peitsche! denn man will den Schein haben, mit sehr wichtigen Geschäften überladen zu seyn. Manche Beamte müssen sich vor der Hitze sehr in Acht nehmen, denn es ist eine sonderbare Erscheinung, daß Viele, je länger sie in Indien sich aufhalten, desto weniger sich der Hitze aussetzen mögen. Sehr weislich begeben sich daher diese gegen 1 Uhr Nachmittags wieder nach Hause, um von den ausgestandenen Strapatzen durch ein Mittagsschläfchen von etlichen Stunden sich wieder zu erholen. Freilich, junge Beamte, die ihr Glück noch nicht gemacht, können es nicht so bequem haben. Diese begeben sich frühzeitig auf ihr Büreau, und arbeiten mit Lust bis 4 Uhr Nachmittags. So lange ihre Besoldung noch gering ist, leiden sie durchaus nicht von dem indischen Klima, aber in dem Maaße, als sie zu höheren Stellen gelangen, wird ihr Körper gegen die Hitze empfindlicher.

Das Mittagsschläfchen oder besser gesagt, der Mit-

tagsschlaf — denn er währt mindestens 2 Stunden — ist ein anderes wichtiges Tagesgeschäft. Einige begeben sich vor dem Mittagsessen, andere nach demselben zur Ruhe; erstere Sitte ist jedoch allgemeiner. Der Altgast begibt sich um 12 oder 1 Uhr in sein Schlafzimmer, um sich zuvörderst reiben und durchkneten zu lassen. Die Sklaven und Sklavinnen sind auf diese Manipulationen besonders dressirt, und ihre Geschicklichkeit in dieser Kunst bestimmt mit ihren Kaufpreis. Die Handgriffe sind sehr verschieden, und haben alle bestimmte Namen. Erst werden alle Glieder des Körpers gerieben, mit flacher Hand, dann mit warmen Tüchern; sodann beginnt das Drücken, Kneipen, ein leises Klopfen mit der Faust, ein Zwicken der Haut mit dem Nagel des Daumens und Zeigefingers, das Reiben der Sehnen, das Knitternlassen der Gelenke u. s. w. Wenn alle diese Operationen von kunstgeübten Händen verrichtet werden, so bewirken sie eine wollüstige Ermüdung, welche den Schlaf angenehm und stärkend und die Glieder geschmeidig und elastisch macht. Namentlich träge Plantagebewohner, die nicht wissen, wie sie ihre Zeit ausfüllen sollen, halten viel auf solche Reibungen.

Die Bettstellen sind in Indien ungemein geräumig, niedrig am Boden und ohne Seitenplanken; das Bett besteht meistentheils aus einer einzelnen Matratze von Pferdehaar oder Baumwolle; die Kissen sind steif mit Baumwolle gefüllt und nicht weich, um die Hitze zu vermindern. Ein langes und rundes Kissen, das man zwischen die Kniee nimmt, darf in keinem Bette fehlen. Die Matratze ist mit weißem Baumwollenzeug bekleidet, und darüber legt man eine Decke, welche aus einem

einfachen Stück Kattun besteht; gewöhnlich legt man sich auch auf diese Decke, anstatt unter derselben nieder. Das Bett ist umhängt mit sehr dünnen Gardinen von grüner Gaze, um die Muskiten und andere Insekten abzuwehren, ohne den freien Durchzug der Luft zu hemmen.

Gegen 4, 5, manchmal sogar erst gegen 6 Uhr kommt man wieder zum Vorschein, badet und kleidet sich ebenso wie am Morgen, so daß man aus Einem Tage zwei Tage macht und dadurch einige Abwechslung erzeugt in dem sehr eintönigen Leben des Kolonisten.

Die Verrichtungen, welche nun folgen, haben alle nur das Vergnügen zum Zweck. Das Mittagsmahl bildet einen Hauptgenuß. Der Ueberfluß von Lebensmitteln, Fisch, Fleisch, Geflügel und Obst, welche einheimisch und sehr billig zu haben sind, wird ergänzt von Allem, was die europäische Kochkunst hat erdenken können, um den Gaumen zu kitzeln. Allerlei getrocknete und eingemachte europäische Gemüse, Früchte und andere Eßwaaren schmücken die Tafel, auf welcher man zugleich einen Ueberfluß herrlicher Weine findet. Um diese kühl zu erhalten, werden die Flaschen mit nassen Servietten umwickelt und so auf den Tisch gesetzt. Vor und nach Tisch wäscht man sich die Hände, mehr zur Erfrischung, aber auch weil die Sitte des Landes es mit sich bringt, daß man den Nassi, welcher auf einer kleinen Schaale neben dem Teller steht, mit den Fingern zum Munde führe.

Nach dem wichtigen Geschäft des Diner, das einige Stunden Zeit erfordert, gehen die Damen in ein eigenes Zimmer, um sich mit vertraulichen Gesprächen und auch wohl mit dem Durchhecheln der Nachbarn die Zeit

zu vertreiben. Die Herren bleiben bei Tisch und rauchen Cigarren, lange, sogenannte Kobal-Pfeifen, oder die Hoka, eine 6 bis 7 Ellen lange Pfeife, aus der ein Gemisch von Tabak, Zucker und etwas Opium geraucht wird. Der Rauch geht durch kaltes Wasser, das in einem Krystallgefäß ist, woran man das Rohr der Pfeife befestigt hat. Wer eine Hoka raucht, hat es schon weit gebracht, denn Ankömmlinge rauchen ihre bescheidene Cigarre und anständige Kolonisten ihre Kobalpfeife. Einige ahmen die englisch-indische Sitte nach, und legen sich, nachdem die Damen weggegangen sind, zu größerer Bequemlichkeit mit dem Rücken in den Lehnstuhl (Fauteil — andere Stühle kennt man hier nicht), die Beine auf den Tisch. So verdaut man in großer Bequemlichkeit, um nachher zu Wagen oder zu Pferde eine kleine Promenade zu machen; zu Fuß geht Niemand. Der Abend wird gewöhnlich mit Kartenspiel hingebracht, bis man sich in später Nacht wieder zur Ruhe begibt. Ein wahres Schlaraffenleben! Ob auch ein glückliches Leben?

Belustigung und Spielwuth der Javaner.

Thierkämpfe gehören auf Java zu den beliebtesten Unterhaltungsmitteln. Bei dem Anschauen derselben vertauscht der Javane den gehaltenen ruhigen Ernst und das Stillschweigen, welches ihn sonst charakterisirt, mit der lauten leidenschaftlichen Aufmerksamkeit eines wilden

Knaben. Besonders ist der Hahn wegen seiner Streitsucht und Tapferkeit sein Liebling. Eigenthümer und Zuschauer erhöhen das Interesse, welches ihnen die Hahnenkämpfe gewähren, durch bedeutende Wetten, die sie auf den möglichen Ausgang setzen. Die Hähne von Celebes sind besonders berühmt ihres Muthes wegen, und reichere Javaner lassen sie sich deßwegen auch von dorther kommen. Oft bindet man diesen Thieren einen eisernen Sporn an in Form einer Sichel oder einer Federmesserklinge, um hierdurch den Kampf blutiger zu machen. Doch ist dieß mehr auf den Molukken als auf Java Sitte, wo man die Hähne nur mit ihren eigenthümlichen Waffen kämpfen läßt. Der Sieger wird häufig durch Gesänge gefeiert. Ein nicht sehr kleiner Theil alter javanischer Gedichte besingt in lächerlicher Weitschweifigkeit solche Hahnenkämpfe. Oefters sah ich ihnen zu, und bewunderte immer die grenzenlose Aufmerksamkeit und Theilnahme der Javaner, welche sich in zwei Parteien theilten, deren eine bald dem Sieger ihr lautes Bravo (baai) zurief, während die andere den unterliegenden Hahn von neuem zum Kampf zu ermuntern suchte — ganz in der Weise der hochgebildeten Engländer.

Auch lassen sie oft zwei Wachteln miteinander kämpfen. Sie gebrauchen hierzu gewöhnlich die Weibchen, welche größer und tapferer sind als die Männchen. Auf der Insel Lombok werden jene besonders zum Kampfe abgerichtet und auf Java vielfach zum Verkauf ausgeboten. Sie sollen tapferer seyn als die javanischen Wachteln. Die ärmeren Volksklassen begnügen sich damit, Heuschrecken, welche sie Djankrik nennen, miteinander kämpfen zu lassen, wobei sie ebenfalls Wetten

eingehen. Diese kleinen Thierchen werden zum Kampf angefeuert, indem man sie mit Grashalmen am Kopfe kitzelt.

Dieselbe kindische Spielsucht veranlaßt die Javaner auch gleich unsern Knaben papierne Drachen steigen zu lassen. Man sieht oft über einem javanischen Dorfe zehn und mehr Drachen stehen. Die Faden, an welchen sie gehalten werden, sind mit Leim überzogen, unter welchen gestoßenes Glas gemischt ist. Der Sieg wird dadurch entschieden, daß mit einem solchen Faden der eines andern Drachen durchrissen wird und dieser nun zur Erde niederfällt.

Auch fängt man auf Java wilde Schweine, um sie mit Ziegenböcken kämpfen zu lassen: ein lächerlicher und unschuldiger Kampf. Das javanische wilde Schwein wird höchstens zwei Fuß hoch, und hat weder die Stärke noch den Muth mit seinem nordischen Stammgenossen gemein. Man fängt es in Schlingen.

Diese kindische Spielsucht ist noch ziemlich unschuldig, aber sie artet zur heftigsten Leidenschaft aus in den Hazard- (Glücks-) Spielen des Javanen. Von dieser Spielwuth ergriffen vergißt er alle Pflichten, verschwendet er oft sein und der Seinigen ganzes Eigenthum in wenig Stunden und verspielt zuletzt seine Freiheit. Vom javanischen Fürsten bis zum Bauern herab, der nur mit Mühe seinen Lebensunterhalt findet, herrscht die gleiche Spielleidenschaft, und sie äußert sich noch mit gleicher Gewalt in dem Lipplapp (Mischling) welcher nur zu oft mit den Leidenschaften seines europäischen Vaters die Laster seiner javanischen Mutter geerbt hat. Wenn man die großen Wege auf Java bereist, so findet man in der Nähe der Dörfer fast immer

Hazardspieler sowohl bei Tage als auch des Nachts, welche, mit großem Eifer spielend, am Wege liegen. Keineswegs ist das nur die Hefe des Volks, welche dort anzutreffen ist.

Einige Beispiele der Spielwuth, die ich selbst auf Java erlebte, will ich hier mittheilen. Bei einem Javaner, den mir mein Diener zu diesem Zwecke empfohlen hatte, bestellte ich Cigarren von inländischem Tabak, welcher von vorzüglicher Güte ist. Der Javane versprach mir, jeden Tag hundert zu bringen und dafür einen Gulden zu bekommen. Doch schlecht hielt er Wort. Bald brachte er mir ein paar Tage hindurch regelmäßig die bedungene Anzahl, bald ließ er sich wieder in mehreren Tagen nicht blicken. Da ich, hierüber unzufrieden, meinen Diener fragte, woher das komme, ob sein Landsmann vielleicht andere Geschäfte habe? löste mir dieser sogleich das Räthsel. Den Ertrag der Cigarren gebrauchte der Javane, welcher sehr arm war und eine große Familie hatte, zum Spiel; gewann er, so machte er keine Cigarren und verstand sich nur dann erst wieder zu der leichten Arbeit, wenn er Alles im Spiel verloren hatte. — Einer meiner Gastfreunde auf Java hatte, der Landessitte gemäß, ein inländisches Mädchen als Haushälterin. Er hatte mir vielfach ihre Tugenden, ihre Ehrlichkeit gepriesen, und einen großen Theil seines Einkommens verwendete er, ihr Schmucksachen von edlen Metallen, seidene Sarongs und Kabajen zu kaufen. Eines Tages entdeckte er durch die übrige Dienerschaft, daß ihm das „treue" Mädchen täglich Geld entwendet hatte, um ihrer Spielsucht zu genügen. Erzürnt jagte er sie in meinem Beiseyn fort. Nach wenigen Tagen fand ich

das Mädchen als Haushälterin eines andern Europäers wieder, aber der breite massiv silberne Gürtel mit dem großen Schilde von getriebener Goldarbeit, welchen sie immer getragen hatte, war verschwunden, und statt der seidenen Kleider trug sie baumwollene. Auf meine Frage: „Wo hast du deine schönen Sachen?“ antwortete sie mir: ein Chinese habe ihr das Alles betrügerischer Weise im Spiel abgenommen, und zwar noch an demselben Tage, an welchem sie sich von ihrem Gebieter getrennt hätte. — Bei meiner Abreise von Java ging ich in Surabaya zu Schiffe. Ein holländischer Lootse brachte uns bis nach Passaruang. Da dieser fortwährend trübe und traurig auf dem Verdeck umherschlich, fragte ihn der Obersteuermann um den Grund seiner Verstimmung. Er antwortete, daß ihm seine Frau bei seiner letzten Abwesenheit sein ganzes schwer erworbenes Vermögen verspielt habe. Er habe unvorsichtigerweise den Schlüssel zum Koffer zurückgelassen, seine Frau habe diese Vergessenheit benützt und alles gefundene Geld verspielt. Ich fragte ihn, ob er seine Ehegenossin nicht bessern könne, worauf er lakonisch antwortete: „Sie ist ein Lipplapp, mein Herr!“ Die Kaufleute, welche auf Schiffen, die mit Inländern besetzt sind, kostbare Stoffe, z. B. Gold, Silber u. drgl. versenden, müssen der Mannschaft Geld zum Spielen geben, um sie hiedurch wachsam zu erhalten und ihre gewöhnliche Gleichgiltigkeit aufzurütteln.

Das feſteſte Holz und die ſtärkſten Holzfreſſer. *)

Das Jattiholz iſt ein ebenſo merkwürdiges als für Java wohlthätiges Erzeugniß. Es kommt von dem Pohon Jatti (tectonia grandis), und iſt wegen ſeiner Härte und Dauerhaftigkeit der koſtbarſte Baum Java's, trefflich geeignet für den Haus- wie für den Schiffbau. In Europa gibt es kein Holz, das ſich in dieſer Hinſicht mit dem Jatti meſſen könnte. In ſeiner Faſer und Farbe hat es Aehnlichkeit mit dem Mahagony, und wächst beſonders im Oſten der Inſel in mächtigen Waldungen. Der Baum erlangt die Größe unſerer Eichen, wächst aber viel ſchneller. Seine Blätter ſind dick und groß. Die Seeleute verſichern, daß die Dauerhaftigkeit dieſes Holzes die des Eichenholzes um das Zwei- und Dreifache übertreffe. Zu dem Häuſerbau iſt es um ſo wichtiger, weil es den weißen Ameiſen durchaus widerſteht. Die Larven dieſer „Verwüſter", wie ſie mit Recht genannt werden, kriechen in zahlloſen Schaaren unter der Erde umher, graben ſich unter die Stützen der Gebäude, durchbohren dieſe nach und nach von unten auf, und ſetzen dieſes Zerſtörungswerk ſo lange fort, bis ſie ſogar die Balken der Dächer ausgehöhlt haben. In kurzer Zeit ruiniren ſie auf dieſe Weiſe große Gebäude. Da ſie aber die Oberflächen der Bal-

*) Nach Dr. Salberg.

ken durchaus unversehrt lassen, so verräth kein Zeichen dem Auge die innere Zerstörung, bis ein Stoß oder ein Druck die ausgehöhlten Balken zusammenstürzt. Gerathen diese weißen Fresser in eine Kiste mit Leinenzeug oder Büchern, so ist ihr Inhalt in einer einzigen Nacht zerstört. Um die Verwüster abzuhalten, gibt man jetzt den Gebäuden fast immer eine steinerne Grundmauer, die mehrere Fuß hoch ist. Diese Ameisen, von den Eingeborenen Najab genannt, haben in vollkommen entwickeltem Zustande einen platten Leib und Kopf, mit scheerenförmigen Fühlhörnern. Sie besitzen Kinnladen, deren jede eine Freßspitze trägt, und eine in vier schmale Lappen geschlitzte Unterlippe, welche zwei zweigliedrige Freßspitzen hat. Ihre Flügel sind zweimal größer als der Körper. Die Larven aber sind klein und weißlich, haben sechs Beine, einen Kopf ohne Augen, kurze Kinnladen und schnurförmige Fühler. Sie allein verfertigen die künstlichen Wohnungen, die mehrere Fuß über der Erde erhaben sind und eben so tief unter der Erde liegen. Die Larven sind was im Bienenstaat die Arbeitsbienen; sie legen eine Menge von Kammern für die Vorräthe und für die Eier an, und graben regelrechte Kanäle, um auf bequeme Weise Nahrungsmittel herbeizuschaffen — gleichviel ob in Holz oder Erde. Die Nymphen bilden die Soldateska, die tapfere Schildwache, wenn Feinde in den Bau einbrechen wollen, auch zwingen sie die Larven zur Arbeit, wenn's Noth thut. Sie bleiben immer im Innern des Gebäudes. Die Eier sind höchst klein, und mit bloßem Auge kaum zu erkennen. Aus diesem entstehen die Maden, welche, von den Arbeiterinnen sorgfältig gepflegt und gefüttert sich in ein weißes häutiges Gespinnst hüllen, das die

Unkundigen gewöhnlich Ameiseneier nennen. Aus diesen Puppen gehen dann die Larven oder ungeflügelte Ameisen hervor. Die, welche Flügel bekommen, fliegen gleich nach ihrer Entwickelung in unzähligen Schwärmen davon und werden dann von den Vögeln verfolgt. Am zweiten Tage fallen ihnen schon wieder die Flügel ab, und so werden sie eine Beute der andern Ameisen, Eidechsen, Schlangen. Aber einige Männchen und Weibchen bleiben doch am Leben; diese werden von den Arbeits-Ameisen ergriffen, in den Bau geschleppt bis in den innersten Raum, der „Hochzeitskammer" genannt wird. Dort sind sie eingeschlossen; denn die Kammer hat wohl eine Menge von Oeffnungen, aber zu klein um einen andern Gast als die kleinen Larven durchzulassen. Letztere nähren und pflegen nun die geborgenen Ehegatten, und tragen Sorge um die Eier, welche das Weibchen legt, dessen Hinterleib wohl um hundert Mal größer geworden ist.

Australien.

Achter Abschnitt.

Die schwarzen Ureinwohner Australiens. *)

Eine Szene aus Vandiemensland.

Mehrere Jahre waren vergangen, und man hatte die Schwarzen fast bis auf die Erinnerung vergessen; da berichteten mir **) im Dezember 1841 die Schäfer einer Station an der Westküste, ihre Hütte sei während ihrer Abwesenheit rein ausgeplündert worden.

Sämmtliches Bettzeug, bedeutende Mengen von Mehl und Zucker, Kleidungsstücke u. s. w. waren verschwunden — nur einer zahlreichen Bande konnte es gelingen in so kurzer Zeit Alles wegzuschleppen. Der Umstand, daß von dem Vorrath an frischem Fleisch nichts vermißt wurde, vermehrte den Verdacht, die Thäter seien Schwarze; auch die Fußstapfen, welche man in der Nähe der Wohnungen auffand, führten zu derselben Vermuthung. Während weniger Wochen wurden noch drei andere Stationen auf ähnliche Weise ausgeplündert, ohne daß man der Thäter auch nur ansichtig werden konnte.

*) Von Adolph Schlayer, ehemaligen Ober-Intendanten der Vandiemensland-Kolonie.

**) Hr. Schlayer.

Die Bewegungen der Bande waren eben so rasch als geheimnißvoll, binnen weniger Stunden hatten sie die äußersten Punkte des Distriktes besucht, oft 25 bis 30 (engl.) Meilen von einander entfernt. Auf solchen Stationen, die zur Zeit unbewohnt waren und wo es daher nichts zu rauben gab, richteteten sie die muthwilligsten Verwüstungen an; was irgend Bewegliches sich in der Hütte fand, ward in's Freie geschleppt, die Thüren und Bänke zertrümmert, kurz, es gewährte ein solcher Ort den Anblick, als hätten böse Geister darin gehaust. Das Gouvernement wurde um Schutz und Beistand angegangen, allein die Behörden zweifelten, daß die Thäter Schwarze seien.

Ich hatte wiederholt die Spur nackter Füße der Küste entlang wahrgenommen, die Gestalt des Fußes, zumal der großen Zehe, verrieth den Wilden — dennoch waren es keine untrüglichen Beweise, und man meinte, es könnten eben so gut Banden entlaufener Sträflinge sich in der Gegend umhertreiben. So schien's mir gerathen, einen bewaffneten Wächter auf jeder Station zu unterhalten, der nie die Hütte verlassen durfte, auch wurden die Späher mit Schießgewehr versehen. Nur wenige Wochen waren auf diese Weise vergangen, als ein kühner Streich der Bande das Geheimniß löste. Etwa drei Meilen von meinem Hause entfernt lebten zwei Schäfer und zwei Arbeiter mit einem Hüttenwärter. Eines Morgens, als die andern kaum die Hütte verlassen hatten und der Wächter vom nahen Brunnen Wasser holte, gewahrte derselbe in weniger Entfernung von der Thüre ein paar mit Speeren bewaffnete Schwarze, die ihm durch Geberden zu verstehen gaben, er solle sich entfernt halten. Der Mann läßt vor Schreck die

Eimer aus der Hand fallen, worüber, wie er selbst erzählte, die Schwarzen in ein lautes Gelächter ausbrachen; er läuft eine Strecke davon, hält jedoch stille, da ihn Niemand verfolgt, und da sieht er denn, daß die zwei Männer ruhig auf ihrem Posten stehen, während mehrere andere Gestalten von gleicher Farbe emsig allerlei Gegenstände aus der Hütte schleppen. In etwa zwanzig Minuten war die ganze Gruppe verschwunden; der Wärter feuerte nun ein Gewehr ab, das er im Garten verborgen hatte, wodurch die im nahen Gehölz beschäftigten Arbeiter allarmirt wurden und schnell herbeieilten; bald kehrten auch die Schäfer mit ihren Hunden zurück. Als ich an Ort und Stelle eintraf, fand ich die Leute beschäftigt die Spur der Schwarzen, welche deutlich auf dem Fußboden sichtbar war, wo sie Mehl verschüttet hatten, zu verfolgen. Ungefähr zwei Meilen davon fanden wir in einem Gebüsch einige der gestohlenen Gegenstände, die sie als nutzlos weggeworfen haben mochten; hier aber verlor sich die Spur, die Hunde schnüffelten vergebens umher, und wir mußten von ferneren Nachsuchungen abstehen.

Die Behörde konnte nun nicht länger über die Thäter im Zweifel seyn und fand sich jetzt willig, auf unsere Anträge behufs der Aufhebung der Bande einzugehen. Mittlerweile aber wurde es uns zur strengsten Pflicht gemacht jede Gewaltthätigkeit zu vermeiden, und nur im Fall dringendster Lebensgefahr von den Waffen Gebrauch zu machen. Diese Vorsicht von Seiten der Regierung war allerdings sehr löblich, nur war sie schwer zu befolgen. Es ist bekannt, daß die Schwarzen den Speer aus bedeutender Entfernung und mit vieler Sicherheit werfen; mehrere unserer Leute waren

schon auf diese Weise getödtet oder doch schwer verwundet worden. Nun war die Frage, wenn der Augenblick erlaubter Selbstvertheidigung gekommen sei; im Augenblicke, wo der Speer geschleudert wird, dürfte es zu spät seyn; auf den bloßen Verdacht aber den Schwarzen niederzuschießen, sobald er sich nähert, wäre mehr als grausam.

Glücklicherweise wurde uns diese traurige Wahl erspart, die Schwarzen hatten solche Scheu vor Schießgewehren, daß sie keiner bewaffneten Person nahe kamen. Dennoch war die Lage der Leute auf jenen entlegenen Stationen äußerst schwierig; bei unausgesetzter Vorsicht waren sie am Tage allerdings sicher, zur Nachtzeit aber blieben sie den Angriffen ausgesetzt; wie leicht konnte ihnen das Dach über dem Kopfe angezündet werden! Hierbei muß erwähnt werden, daß Hunde höchst selten Schwarze anbellen, und sich sehr bald ihnen anschließen. Die Schäfer hatten mehrere an der Kette, die von keinem Unbekannten sich berühren ließen, und doch gelang es den Schwarzen, sie heimlich mit sich fortzuführen.

Die Wilden indessen wagten keinen offenen Angriff, dagegen erschienen sie häufig auf den nahen Anhöhen mit ihren zahlreichen Hunden und erhoben ein gellendes Geschrei von drohenden Gebärden begleitet, oft bis in die Nacht hinein, daß den Ansiedlern die Haare zu Berge standen. Allmählig gewöhnten sich jedoch die Schäfer an ihren Anblick, und anstatt ihre drohenden Demonstrationen zu erwiedern, lud man sie durch freundliche Gebärden ein, näher zu kommen. Der erste Schritt zu einem friedlichen Zusammentreffen wurde von beiden Parteien mit vieler Vorsicht eingeleitet: die Schwarzen

legten ihre Speere nieder und hielten die Arme hoch empor, und die Schäfer legten ihre Waffen bei Seite. So rückte man sich näher. Die Wilden schienen nicht sehr geneigt, mit den Weißen in Unterhandlung zu treten, nahmen aber sehr gierig Zucker und Brod an; an Thee war ihnen wenig gelegen, auch das Fleisch unserer Hausthiere sagte ihnen nicht zu. Sobald sie gewahrten, daß sie nichts mehr zu erwarten hatten, zogen sie sich schnell zurück. Die Stärke des Haufens war nicht groß: es waren fünf Männer und mehrere Frauen nebst kleinen Kindern; auf der nahen Felsenspitze waren noch einige schwarze Gestalten sichtbar, die bei der Zusammenkunft Wache hielten. Zwei Frauen, dem Anschein nach Mutter und Tochter, bewiesen sich minder scheu als die Männer, und bezeugten großes Wohlgefallen an den rothen Halstüchern der Schäfer, nach denen sie lüstern ihre Hände ausstreckten. Als man ihnen jedoch zu verstehen gab, daß dieser Schatz nur in der Hütte zu haben sei, blickten sie bedenklich auf die Männer. Die Lockung war indeß zu mächtig, denn da sie kein anderes Mittel sahen, die gewünschten Zierden zu erlangen, erschienen die Frauen allein und wagten sich in die Hütte. Sogleich schloßen unsere Leute die Thür ab, und die Frauen waren gefangen. Doch durch die Unvorsichtigkeit des Wärters entwischte die ältere, und nur ihre Tochter blieb gefangen zurück.

Die Gefangene ward zu mir gebracht, und um sie in einem anständigen Zustande mir vorzustellen, hatten die Schäfer sie bekleidet; aus Mangel an Frauenzimmerkleidern aber erschien sie in Männertracht. Die ohnedieß stämmige Figur in weiten Beinkleidern, überlanger Jacke, eine schottische Mütze auf dem Kopfe, glich mehr

einem ausgeputzten Affen als einem menschlichen Wesen. Und doch, wer hätte den Anblick lächerlich finden können! Der Gedanke, durch welche Verkettung von Umständen dieses arme Wesen in diese traurige Lage versetzt worden, erweckte ganz andere Empfindungen. Das Mädchen mochte ungefähr 16 Jahre alt seyn, ihre Gesichtszüge waren freundlicher als bei der Mehrzahl des Stammes, dem sie angehörte, Nase und Lippen weniger hervortretend. Nicht scheu, doch ernst und sinnend, trat sie in das Zimmer und betrachtete gleichgiltig, was sich darin befand. Nur das Bildniß meiner Söhne erregte ihre Aufmerksamkeit; nach kurzem Beschauen schien ihr der Gegenstand deutlich zu werden, sie stieg auf einen Stuhl und endlich auf den Tisch dem Bilde näher, während in ihrem Gesicht Beifall und Wohlgefallen sich lebhaft ausdrückten, und sie einen scharfen Laut, wie Warra, wiederholt ausstieß. Wäre es mir vergönnt gewesen, mit der Gefangenen nach meinem Gutdünken zu verfahren, so hätte ich die Arme ohne Weiteres in Freiheit gesetzt; so aber mußte ich sie den Behörden überliefern.

Es stand nun zu erwarten, daß die Entführung des Mädchens den übrigen Haufen zur Rache anspornen werde, und wir ergriffen Maßregeln zum Schutze der Leute wie der Heerden. Das beste Mittel wäre allerdings die Aufhebung des ganzen Haufens gewesen. Allein die Erfahrung hatte gelehrt, daß sie sich nie in einen offenen Kampf mit den Weißen einlassen und nur plötzliche Angriffe unternehmen, bei denen sie wenig zu befürchten haben. Der Plan, sie in ihren Schlupfwinkeln gefangen zu nehmen, war bei dem schwierigen Terrain der Gegend eben so unausführbar, und so

blieb nichts übrig, als das gütliche Verfahren zu versuchen, das sich früher als so erfolgreich bewährt hatte. Es wurden mit der Regierung Verhandlungen darüber angeknüpft, und die Compagnie setzte zugleich eine Belohnung von 50 Pfund Sterling auf die Gefangennehmung des Haufens, unter der Bedingung jedoch, daß dieses ohne Blutvergießen geschehe. Hierdurch gereizt, versuchten die Schäfer, wenn sich die Schwarzen blicken ließen, sie niederzurennen, und es ergab sich dabei, daß auf ebenem Boden und weiten Strecken es leicht seyn würde, sie einzuholen. Auf solchem Terrain ließen sie sich aber selten antreffen; im Angesicht ihrer Verfolger schlüpften sie in ein Gebüsch oder in eine Felsenkluft, und entzogen sich allen weiteren Nachstellungen. Selbst bei solchen Gelegenheiten bedienten sie sich ihrer Waffen nicht, als ahnten sie, dieß werde die Weißen berechtigen, von ihren Feuerröhren Gebrauch zu machen. Einst jedoch, als sie von einem Manne zu Pferd hart bedrängt wurden, schleuderte einer der Burschen dem Reiter den Speer in die Schulter, der glücklicherweise mehr streifte und nicht tief verwundete. Diesen Moment hatten aber die Flüchtigen gut benutzt, und waren über alle Berge entwischt.

Die Schwarzen in Neuholland.

Auch auf der Südküste von Neuholland haben die Ansiedler harte Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen, die dort sehr zahlreich vorhanden sind und mehr

Muth besitzen als die Vandiemensländer. Seit mehreren Jahren haben deutsche Missionare auf der Kolonie Süd-Australien (Adelaïde) das Werk der Civilisation begonnen, und ihnen verdanken wir folgende Schilderung der Sitten und Gebräuche der Urbewohner.

Erst seit dem Jahre 1836 sind die Urbewohner Süd-Australiens uns näher bekannt geworden. Als die Weißen erschienen, glaubten sie in diesen Ankömmlingen die „Pinde-Meya" zu erblicken, d. h. Menschen aus der Tiefe, in deren weißer Hautfarbe und großer Regsamkeit sie ihre längst verstorbenen Vorfahren erkennen wollten, die aus der Wohnung der Todten zurückkehrten. Sie sagen: das Leben des Wilden glich vom Anfang einem Traume, der nur dunkle Erinnerungen zurückläßt, bis er ein Schlafender wurde und man ihn auf einer Bahre von Zweigen zu Grabe trug, begleitet von dem Manne, der, gebückt einhergehend, in jeder Hand einen ausgelöschten Feuerbrand trägt, und neben welchem eine Frau mit einem dürren Grasbüschel in der Hand fortwandelt.

In seiner Kindheit hat der Wilde den Namen verschiedener Pflanzen und Thiere mit ihren Eigenschaften kennen gelernt, und von diesen entlehnt er seine Eigennamen. Der Knabe wird frühzeitig ermuntert, sich mit dem Kutpi oder Kinderspeere zu üben und die Gebräuche kennen zu lernen, die bei ihren Aufzügen und Tänzen, Corrobori genannt, stattfinden. Mit solchen Festaufzügen und Tänzen wird der Neumond begrüßt, oder der böse Geist verscheucht, oder sie dienen nur dazu, nach einem in Trägheit verbrachten Tage die schlummernden Kräfte wieder aufzuregen. Die pantomimischen Tänze finden Statt bei dem Klange der Speere und Wurfkeulen und

dem Geschrei und Händegeklatsch der Weiber, die im Kreise sitzend dem Schauspiel zusehen.

„Mögen eure Knochen recht stark werden, damit sie gut zittern!“ — das ist ein Wunsch, der auf die zitternde Bewegung bei manchen Tänzen hindeutet, was eine schwierige und hochgeachtete Kunst ist.

Das Mädchen ist bloß zur Arbeit und Plage geboren. Sie muß frühzeitig lernen, die verschiedenen Insektenlarven, auch Ameisen, zu sammeln, die zur Speise dienen; sie muß mit einem kleinen Stöckchen nach Pflanzenwurzeln graben, muß Känguruhfelle zubereiten durch Reiben zwischen zwei Steinen, und sie muß die Blüthen des Banksiabaumes in Wasser einweichen, um dieses schmackhafter zu machen.

Zur Zubereitung des Fleisches von größeren Thieren graben die Weiber ein Loch in die Erde und zünden darin Holz an, auf das sie Steine zum Erhitzen legen; während diese sich erhitzen, wird das Känguruh mit dem Laube des Eukalyptus gefüllt, auch thut man einige der heißen Steine hinein, und dann wird das Thier in das Loch hineingeschoben und mit den übrigen heißen Steinen und der Asche bedeckt, worauf man das Ganze mit Erde schließt. So bleibt es eine Stunde liegen, bis die Dämpfe schnell aufsteigen, zum Zeichen, das Wild sei gar geworden.

Ihre künstlichen Arbeiten bestehen im Spinnen von Fäden aus einer Wasserpflanze und den Haaren und Sehnen der Thiere, woraus sie Taschen anfertigen. Sie machen Beutel von Känguruhfellen, Trommeln aus den ausgestopften Häuten des Opossum,*) und dieser Trommeln bedienen sie sich beim Tanz. Sie nähen auch mit den

*) Das australische Beutelthier.

zugespitzten Knochen des Känguruh, und die Sehnen dieses Thieres sind die Fäden, womit ihre Pelze roh geheftet werden.

Die Mädchen werden schon frühzeitig den Männern versprochen, die beim Freien gar keine Umstände machen und auch wohl ohne Weiteres ihre schwarzen Bräute rauben. Im letztern Fall wird die Frau „Milla" genannt, welches Wort auch „Gewalt" bedeutet. Der Knabe, wenn er sich dem Jünglingsalter nähert, heißt „Wilyakundati," von der Ceremonie, die alsdann stattfindet, wobei er mit grünen Zweigen geschlagen wird. Bis zur Beschneidung heißt er auch „Marnde." Sein Vater oder nächster Verwandter bestimmt den Ort zu dieser Handlung. Die Knaben werden den Weibern gewaltsam entführt, wobei sich diese sehr erzürnt stellen, in ihre Stöcke beißen und den Männern drohen. Die Knaben werden dann nach dem bezeichneten Orte hingebracht und mit einer Decke überdeckt, bis man die „Turlos" herbeischafft, welche die Operation vollziehen. Der Turlo gibt sich dazu scheinbar auch nur gezwungen her: er versucht zu entrinnen, wird aber von den Verwandten ergriffen, nach jenem Orte hingetragen, auf den Boden gelegt und mit Staub bestreut. Für jeden Knaben ist ein Turlo bestimmt; oft ist auch ein überzähliger zugegen. Nach kurzem Warten wird der Turlo bei den Ohren gefaßt und in eine sitzende Stellung gebracht, wobei ein großes Geschrei erhoben wird, um ihn aus dem vermeintlichen Zustande der Bezauberung zu erwecken. Man zieht dann eine Linie auf dem Boden, auf deren einer Seite eine Person, „Parna" genannt, steht (dieß ist der Name eines Sterns), die auf der andern Seite heißt „Tappo" (der Name einer

Fliege). Nun werden die Stöcke der Frauen wiederholt im Kreise herumgetragen; doch darf keine der Frauen oder Mädchen bei der Ceremonie zugegen seyn. Die Männer folgen den Stockträgern, mit den Händen auf die Hüfte gestemmt, die Ellbogen nach außen gekehrt, und nähern sich unter fortwährendem Aechzen dem Knaben. Der Stockträger stößt nun seinen Stock tief in die Erde, legt sich auf den Boden und stöhnt; alle übrigen folgen seinem Beispiel; dabei kommen sie auf einander zu liegen und bilden so eine Art Altar, auf den der Knabe gelegt und wo die Handlung vollzogen wird. Von diesem Tage an tritt er in die Klasse der Jünglinge.

Der Jüngling erhält einen Beinamen von irgend einem Thiere oder sonst einem Dinge entlehnt; er hat aber noch einen geheimen Namen und wird in die Mysterien (Geheimnisse) eingeweiht, die vor den Weibern und Kindern geheim gehalten werden. Die heiligen Werkzeuge werden in einem Opossumbeutel aufbewahrt; sie bestehen aus einem gespitzten Knochen mit einem Stück Quarz an dem breiten Ende — der Knochen soll die Kraft besitzen, den Zauber zu lösen —, aus einem Stücke Felsenkrystall, dessen Splitter beim Tättowiren gebraucht werden, aus einer dünnen, runden Holzscheibe, die sie an einem Faden schwingen, aus einem Pflock, mit dem sie zur Ader lassen, und endlich aus einer Emufeder.

Das Tättowiren verrichten sie gewöhnlich mit einem scharfen Quarzsteine, womit auf der Brust Einschnitte gemacht werden, wodurch erhabene Linien und Punkte entstehen. Zur Stillung der Schmerzen bei dieser Operation bedienen sie sich folgender Zauberformel:

Karro karro wimmali
Karro karro hauwemuka
Karro karro makkitya
Karro yernka makkitya
Makkitya mulyesia.

Die ersten zwei Zeilen bedeuten: „Blut, Blut, das Symbol der Eidechse; Blut, Blut, das Krystall," die dritte könnte man „Blut, Blut, vom scharfen Glase" übersetzen; die übrigen sind unverständlich, da sie wahrscheinlich dem Dialekt eines nördlichen Stammes entlehnt sind, welcher in der Kunst der Zauberei berühmt ist.

Man bezeichnet das Alter nach den fünf Stufen des Tättowirens. So heißen die Jünglinge ngulta, wörtlich Tattow-Wunde; dann folgt „heilende Wunde," „Blutüberguß," „dünne Narben" und „abgelebt." Der Jüngling ngulta trägt um seinen Arm ein Band, das Symbol der Freude und Lust. Er bindet ein Band von Opossumhaaren um die Stirn, reibt das Haar stark mit Fett ein, so daß es in Knötchen herunterhängt, und färbt es stark mit Röthel; dann steckt er noch einen Federbusch darauf. Auch die Männer reiben den ganzen Körper mit Fett ein; auf diesem Grunde tragen sie dann die Farben auf, wozu sie sich einer rothen Ockererde und des Staubes von Bleierz bedienen. Das Gesicht wird stellenweise mit blauen Strichen geziert. Gewöhnlich besorgen die Frauen die Toilette der Männer; sie ergreifen die Farben und tragen damit nach Gutdünken Striche von verschiedener Größe, bald an dieser, bald an jener Stelle auf; oder der Mann nimmt auch das Material selbst zur Hand, fährt damit auf dem Gesichte umher, und wenn es ausreicht, bestreicht er auch noch Brust und Hüften. So ausgerüstet, treten

ſie dann mit Schild und Lanze hervor, oder ſpringen nach Art des Känguruh in ihrem Tanze.

Wenn der Jäger, von der hellen Mondnacht angeregt, auf den Opoſſumfang ausgeht, ſo nimmt er ſein Netz, die Keule oder den Kletterſtab, womit er ſich auf die Bäume ſchwingt, wo das Thier ſich verbirgt. Beim Jagen wiederholt er Zauberſprüche, wie:

„Das kryſtallne Ei ſoll wirken.“
„Das Holz des Baumes ſoll wirken.“
„Das Harz des Baumes ſoll wirken.“
„Das Blut vom Arme ſoll wirken.“
„Das Symbol der Eidechſe ſoll wirken.“

Dieſe Auſtralneger bauen ihre Hütten an der Seite umgefallener Baumſtämme; einiges Gebüſch iſt hinreichend unter ihrem Himmel, ſie in der rauheſten Jahreszeit zu bergen. Ihre Waffen ſind von der roheſten Form; ihre Bekleidung — nur Wenige bedienen ſich derſelben — iſt das Fell des Thieres; ihre Nahrung ſind Schlangen, Larven, Eidechſen, Beeren und halbrohes Fleiſch. Die Kinder, wenn ſie ihnen läſtig werden, erſticken ſie über dem Feuer oder tödten dieſelben ſonſt auf eine bequeme Weiſe. Sie ſchauen zwar den Himmel an, aber die Sterne ſind bloß ein Gegenſtand ihres Aberglaubens. Ein rother Stern iſt die Mutter, ein anderer der Vater der Sterne im Orion; dieſe ſind wieder ein Haufen Jünglinge, die auf der weiten Himmelsebene Känguruhs und Emus jagen, während die Sterne des Siebengeſtirns Mädchen ſind und nach Wurzeln graben. Der Mond iſt der Mann der Sonne; jeden Neumond tödtet die Sonne ihren Mann, aber durch ſeinen Tod wird er wieder neu be-

lebt. Die Milchstraße ist ein großer Fluß, und die dunkeln Flecke darin sind Teiche, von dem Jura bewohnt, der auf Erden zuerst die Beschneidung lehrte, aber in ein Seeungeheuer verwandelt wurde.

Sie haben im Grunde gar keine Religion, und ihre Vorstellungen von einer anderen Welt haben nichts Versöhnendes, keine Hoffnung, keinen Trost, Alles ist Furcht und Schrecken. Das Geschrei des Falken lockt die Seele des Kindes, das darauf erkrankt und stirbt. Das schwarze Ungeheuer, der Tod, mit dem dickgeschwollenen Bauche, lauert des Nachts im Dickicht, um sie zu tödten; seine Stimme tönt von den Bäumen: „ngar," und dieß warnt sie, die Feuer nicht zu verlöschen, weil das Todungeheuer nur im Finstern erscheint. Gräuliches Ungeziefer kriecht in die Leiber der Kranken, aber die Zauberer saugen sie ihnen aus. Diese Leute lassen zur Ader mit dem Instrument „puingurra;" sie singen dabei Zauberformeln, um den Tod zu verscheuchen. Vor etwa fünfzehn Jahren wurden sie von den Blattern befallen; die östlichen Stämme hatten diese Krankheit wahrscheinlich von Sidney her überkommen, und um diese zu heilen, einen Blatterngesang eingeführt.

Diese Gegenden bieten den christlichen Sendboten ein reiches Feld der Wirksamkeit, denn der trostlose Zustand des heidnischen Menschen kann nur durch die Religion zum Leben erweckt werden. Mögen die Bemühungen unserer Landsleute segensreiche Früchte bringen, und das mancherlei Böse wieder gut machen, das der civilisirte Europäer dem wilden Australier bereits zugefügt hat.

Für die Eingebornen von Vandiemensland kommt aber dieser Wunsch zu spät; ihr Untergang ist unver-

meidlich und gehört in die Reihe jener Welterſcheinungen, die wir mit Glauben und Vertrauen zur göttlichen Macht und Weisheit anſchauen müſſen, deren Zweck wir aber nicht begreifen können.

Über das Schlangeneſſen in Auſtralien.

Die Ureinwohner von Neuholland verzehren mit großem Appetit Schlangen und Eidechſen; ein Reiſender, Hodgkinſon, berichtet darüber folgende intereſſante Einzelheiten.

„Alle größeren Schlangenarten werden von den Eingebornen gegeſſen; aber niemals rühren ſie ein ſolches Thier an, wenn es von einem Weißen getödtet wurde. Guanas und eine kurze Art von Eidechſen ſind gleichfalls eine Lieblingsſpeiſe. So widerlich uns der Gedanke iſt, kriechende Thiere zu eſſen, ſo wenig iſt es derſelbe bei den Auſtraliern. Sie verzehren die Schlangen nicht aus Mangel an anderer Nahrung, ſondern ſie finden das Fleiſch vortrefflich; denn ich habe öfters geſehen, wenn ich ſie bei der Maisernte oder beim Zuſammentreiben des Viehs beſchäftigte und mit Brod und Rindfleiſch hinlänglich nährte, daß ſie jede Schlange, die ſie zufällig tödteten, ſorgfältig aufbewahrten und beim nächſten Feuer kochten und verzehrten. Aus Neugierde habe ich zuweilen das Fleiſch dieſer Reptilien gekoſtet, und wenn gleich nur der ärgſte Hunger meinen Abſcheu hätte ſoweit überwinden können, daß ich mich

daran ſatt gegeſſen hätte: ſo muß ich doch geſtehen, daß nicht eins dieſer Thiere einen unangenehmen Geſchmack hatte. Das Fleiſch der ſchwarzen Schlange war beſonders wohlſchmeckend und ſaftig, und glich faſt dem Geſchmacke eines Spanferkels, während das Guanafleiſch weißer und trockener war und ſich mehr dem Geflügel näherte.

Uebrigens ſind dieſe Wilden nicht die einzigen Leute, welche Reptilien eſſen, denn die gewöhnliche engliſche Waſſerſchlange wird in mehreren Gegenden des Kontinents verzehrt, und Jedermann weiß, daß das Guana*) Weſtindiens (gelegentlich bemerkt — ein weit häßlicheres Thier als das auſtraliſche Guana) von den Pflanzern auf einigen Inſeln als eine Delikateſſe betrachtet wird.

Die Eucalyptus in den auſtraliſchen Wäldern.

Akazien ohne eigentliche Blätter, Myrtaceen, wozu der Eucalyptus gehört, und cactusartige Caſuarinen charakteriſiren einförmig die Pflanzenwelt von Auſtralien. Namentlich gibt der Eucalyptus mit zahlreicher Familie einer ganzen Gegend oft das eigenthümliche Gepräge. Das Holz faſt aller Eucalyptusarten iſt kurz, brüchig und voll Harzſtoff; dagegen hat es wenig Gerbſtoff, der

*) Dieſe Eidechſe, der Leguan, hat ſeinen lateiniſchen Beinamen [Iguana sapidissima] von dem Wohlgeſchmack ſeines Fleiſches erhalten.

doch zur Bildung von guter Humuserde (Dammerde) so nöthig ist. Auch die Blätter sind harzig, steif und brüchig, und weder sie, noch das fallende Laub erzeugen hinreichend Humus zur Bildung und zum Wachsthum eines tüchtigen Unterholzes; daher das offene Aussehen der australischen Wälder, die mehr englischen Parks gleichen. Die Stämme sind manchmal bis zu einer Höhe von 40 Fuß zweiglos, und das Blätterwerk ist schwach. Daher bieten die australischen Wälder wenig Schatten; der schwache Regen, welcher den Sommer über fällt, verdunstet völlig, und dieß vermehrt den unfruchtbaren Charakter des Landes. Da die Holzfaser des Eucalyptus schnell und leicht fault, so sind oft die Bäume hohl, selbst bis in die höheren Zweige, und wenn man an der Wurzel ein Feuer anmacht, so theilt es sich bald durch das ganze Innere mit, und bricht dann in beträchtlicher Höhe, oft ganz am Wipfel, wieder aus.

Die australischen Vierfüßer, mit Ausnahme des Känguruh, bewohnen die Höhlungen des Eucalyptus bei Tage. Die Eingebornen machen unten am Stamme Feuer an, halten in den Zweigen Wache, und fangen so die Thierchen. Das Opossum und andere Thiere werden, durch Feuer emporgetrieben, eine leichte Beute. Da dieselben nur bei Nacht umherstreifen und die hohlen Bäume am Tage ihnen zum Versteck dienen, so erscheinen die australischen Wälder fast unbewohnt von vierfüßigen Thieren, obgleich diese sehr zahlreich sind.

Die Seiten der australischen Flüsse sind gewöhnlich bewaldet mit Casuarinen (Nadelholz) und anderen Bäumen, die, obwohl von erhabener Gestalt, niemals zu der Höhe der gewöhnlichen Eucalyptus (Gummibäume) emporstreben, welche unter günstigen Umständen eine

wirklich unglaubliche Höhe zeigen. Stämme, welche an ihrem Grunde hohl sind, an der Krone abgebrochen, sind 5 Fuß über dem Boden noch 50 bis 60 Fuß in der Runde, 200 bis 250 Fuß in der Höhe, also noch einmal so hoch als unsere großen Eichbäume. Da der Eucalyptus sich sehr in die Wurzeln verbreitet, mißt sein Umkreis nicht selten 70 Fuß über dem Grunde. Die Stimmen sprechender Gefährten dringen dem Reisenden, der an der entgegengesetzten Seite des Stammes steht, wie ein hohler, tonloser Klang in's Ohr, zweifelnd ruft er die vermeintlich Irren, und trifft sie staunend nur an der andern Seite des Baums. Wehe dem, der sich in dem Wald der Gummibäume verliert! Man hört seine Stimme und antwortet — bald wird sie schwächer, und in wenig Minuten ist sie dem Suchenden ganz verstummt.

Inhalts-Uebersicht.

Seite

Asien 1

Erster Abschnitt.

Ein Blick auf die Provinz Irkutsk 7
Der Salmenfang am Baikal-See 12
Der Zobel 15

Zweiter Abschnitt.

Ansicht des Kaukasus 21
Ein Tag im Kaukasus 26
Häusliches Leben der Tscherkessen 32
Die Steppe Mugan 37

Dritter Abschnitt.

Lebens- und Landschaftsbilder aus Arabien.

Yembo 40
Medina 55
Das Dorf Koba 63
Die Datteln von Medina 65

Vierter Abschnitt.

I. Briefe aus Tranquebar.

Indische Thiere 70
Indische Pflanzen 83

II. Bilder aus Hindostan.

Jährliche Marktfeste an den Ufern der heiligen Ströme 88
Das Religionssystem der Hindus 94
Die Sage vom Nerbuddastrom 99

Fünfter Abschnitt.

Skizzen aus Japan. Seite
Die Stadt Nangkasacki 102
Die Insel Dosima 108
Die Tempel und Theehäuser 111
Von der Bildung der Japanesen überhaupt . . . 114

Sechster Abschnitt.

Die Dajaks auf Borneo 118
Die Tjutrinker in Niederländisch-Ostindien . . . 138
Der Betel 143
Der Orangutang 149
Das Krokodil 159
Von Celebes nach Buton 175
Die Boajagd auf Timor 179

Siebenter Abschnitt.

Tigerkämpfe zu Golo (Java) 186
Die Sultane von Java 195
Das Leben der Kolonisten auf Java 201
Belustigung und Spielwuth der Javaner 208
Das festeste Holz und die stärksten Holzfresser . . 213

Australien.

Achter Abschnitt.

Die schwarzen Ureinwohner Australiens.
Eine Szene aus Vandiemensland 216
Die Schwarzen in Neuholland 222
Ueber das Schlangenessen in Australien 230
Die Eucalyptus in den australischen Wäldern . . 231

Von demselben Verfasser ist bei **J. F. Steinkopf** in **Stuttgart** erschienen:

Biographieen aus der Naturkunde,

in ästhetischer Form und religiösem Sinne.

Von

A. W. Grube.

Mit einem Worte über die ästhetische Seite des naturkundlichen Unterrichts.

Zweite Auflage.

20 Bogen 8. geh. Preis 1 fl. 30 kr. oder 27 sgr.

Seit Jahresfrist in zweiter Auflage gibt der Verfasser hier 17 Biographieen verschiedener Gegenstände der Naturkunde, z. B. das Leben des Lichts; das Gold; die Palme; die Eiche; die Biene; die Spinne; der Goldadler; das Pferd ꝛc., nicht mit dem Secirmesser von Klassen und Systemen, sondern in gemüthvoller und dabei geistreicher, umfassender Naturbeobachtung und Darstellung, und in Erfassung des Odems Gottes, wie er jedem Gliede Seiner Schöpfung innewohnt.

Nicht Naturgelehrsamkeit will das Buch lehren, aber den Naturſinn in Herz und Gemüth anregen und fördern.

Als Festgeschenk für die Jugend ist es ebenso zu empfehlen, wie zum Vorlesen in Familien, denn es weiß auch die Erwachsenen zu fesseln.

Bilder und Scenen

aus dem

Natur- und Menschenleben

in den fünf Haupttheilen der Erde.

Nach vorzüglichen Reisebeschreibungen

für die reifere Jugend ausgewählt und bearbeitet

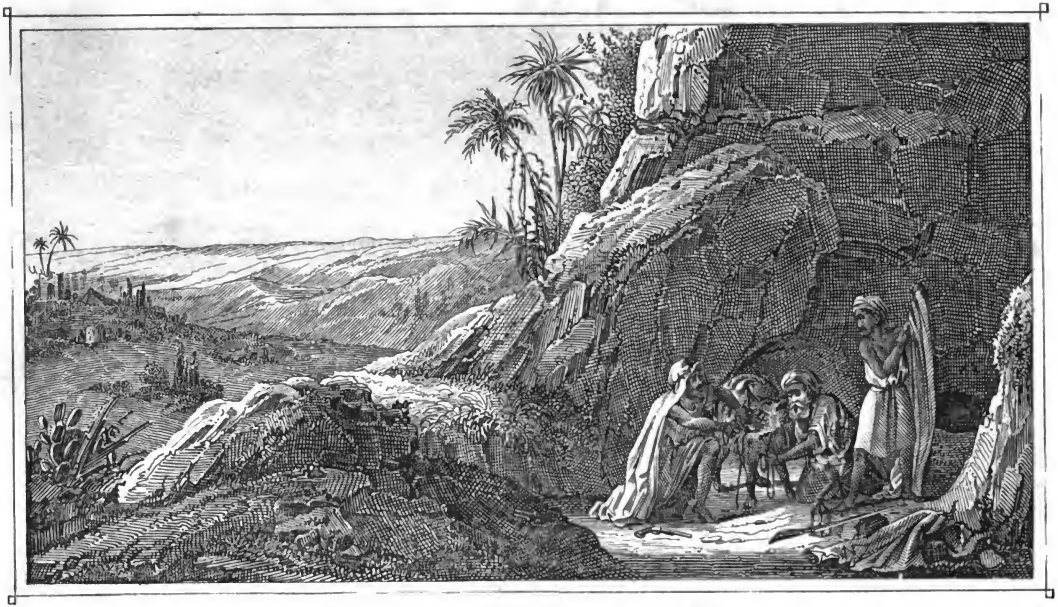
von **A. W. Grube.**

Eine Festgabe in 4 Theilen mit Bildern und feinen Holzschnitten.

II. Theil: **Afrika.**

Stuttgart, 1852.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.



Fang einer Hyäne in Algier.

Bilder und Scenen

aus

Afrika.

Nach vorzüglichen Reisebeschreibungen

für die reifere Jugend ausgewählt und bearbeitet

von **A. W. Grube.**

Mit Abbildungen.

Stuttgart, 1852.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Afrika.

Die Kultur Afrika's, wie arm erscheint sie, wenn man sie mit der von Asien vergleicht! Auf Asien's Erde ruht noch immer der Segen des Paradieses, und die Despotie erscheint dort noch mild und menschlich im Vergleich zu der Sklaverei, unter welcher Millionen der schwarzen Bewohner Afrika's leben. Man möchte sagen, Afrika trage schwer den Fluch Ham's. Der Mensch ist hier zur Waare herabgesunken, Menschenopfer bluten noch fort zu Tausenden; die Hitze tobt in dem Blute der Menschen und macht sie grimmig wie die wilden Thiere, von denen sie überall umgeben sind. Wenn man die Südspitze und die hohen Berge abrechnet, ist jeder Punkt Afrika's heißer, als die wärmsten europäischen Länder; nirgends hatte die Menschheit eine mildere Luft und einen günstigen Boden, wo der Geist sich sammeln und seine Kräfte entwickeln lernte. Nur der nördliche und nordwestliche Rand ist frühzeitig Kulturland geworden; aber der hochgebildete und civilisirte ägyptische Staat war seinem Wesen nach asiatisch, gleich wie noch jetzt die Mauren arabisch sind. Arabien und das indisch-arabische Meer ist das natürliche Mittelglied zwischen Asien und Afrika, und die Halbinsel Arabien ist in ihrer natürlichen Beschaffenheit ein kleines Afrika.

Karthago hat einst eine Rolle in der Geschichte gespielt, aber es war eine Kolonie der Phönizier, hatte von Asien seinen Lebensodem erhalten; Algier im Norden, die Kapkolonie im Süden können wieder eine Rolle in der Geschichte spielen, aber nicht durch afrikanischen Geist, sondern durch europäische Kraft, von den Franzosen und Engländern in den fremden Welttheil getragen.

Afrika hat von allen Erdtheilen die ungünstigste Lage und Gestaltung seiner Oberfläche erhalten; denn es liegt fast ganz in der heißen Zone, und nur seine äußersten Nord- und Südspitzen erreichen etwa im 35. Breitengrade den gemäßigten Erdgürtel. Die Hitze versengt und verbrennt daher nicht bloß den Pflanzenteppich der Erde, sie tödtet auch den Europäer, der es wagt, den furchtbaren Pfeilen des Sonnengottes Trotz zu bieten. Nur eine Negerhaut vermag die afrikanische Hitze ohne Schaden zu ertragen und den heißen alle Lebenssäfte ausdörrenden Wüstenwinden zu widerstehen. Selbst zu Kairo in der Nähe der kühlenden Lüfte des mittelländischen Meeres, ist die mittlere Jahrestemperatur fast 32° des hunderttheiligen Thermometers, während sie in Berlin noch nicht 10° erreicht. Dabei ist der Wechsel zwischen Tageshitze und Nachtkühle höchst empfindlich, und mancher Reisende ist schon an den Folgen der Erkältung gestorben. Die Jahreszeiten kennen nur den Wechsel zwischen Trockenheit und Regen, und während des über ein halbes Jahr dauernden trockenen Sommers erquickt kein Thau, kein Regen die öde, lechzende Flur; ein wolkenloser tiefblauer Himmel wölbt sich über der dürstenden Erde. Schnell steigt die Sonne senkrecht über den Rand der Wüste empor, und wie die Jahres-

zeiten, so folgen auch Tag und Nacht in schroffem Wechsel. Eine Dämmerung erquickt hier nicht das von den grellen Farben geblendete Auge. Selbst die Regen der kühleren sogenannten Winterszeit bringen wenig Erquickung, und die Gewitter, so heftig sie auch sind, reinigen die Luft nicht, wie bei uns. Und wenn dann, nach achtmonatlicher Dürre, der tropische Pflanzenschmuck mit aller Farbenpracht und üppigen Fülle schnell wie durch Zauberei aus dem verkohlten Boden aufschießt: so ist wieder der Körper des Menschen so erschlafft, daß ihm die Freude an der schönen Natur vergeht. Der Mensch ist immer nur an sein leibliches Daseyn gemahnt, der Hunger, die Furcht oder die Rache treiben ihn allein zum Handeln, und der Gedanke an eine höhere Welt kommt nicht in die Seele.

Doch mehr noch als das heiße Klima ist der Aufbau des großen Erdtheils einem regen und frischen Geistesleben hinderlich gewesen. Afrika ist auf allen Seiten verschlossen, es hat den allereinförmigsten Küstensaum, die allerdürftigste Inselbildung, die unzugänglichsten Küsten — es ist ein Stamm ohne Zweige, ein Rumpf ohne Glieder. Nur da, wo das Meer zum Innern dringt und Halbinseln bildet, wird das Bedürfniß nach gegenseitigem Verkehr unter den Völkern angefacht. In Afrika ist aber da, wo sich die Wüsten in's Meer erstrecken und niedere Küsten bilden, an den sogenannten Syrten, das Schiff der Gefahr des Strandens ausgesetzt, an der Südhälfte des Endtheils fällt aber fast überall die Küste schroff ab und das Meer brandet, als wollte es jedem Reisenden den Zugang versperren. Der guten Hafenbuchten ist nur eine geringe Zahl, und diese bringen dann noch andere Klippen dem Europäer ent-

gegen, nämlich Fieber und Krankheiten aller Art. Im Innern des Kontinents ist kein anmuthiger Wechsel zwischen Bergländern und Tiefebenen, zwischen Hochflächen und Stufenländern: bald auf den wechselreichen Saum der Berberei folgt die schreckliche Sahara, ein Sandmeer fast so groß als Europa, und größer als jede andere Wüste des Erdballs; südlich von dieser Wüstenzone erhebt sich wiederum schroff, fast 6000 Fuß über dem Meere das gewaltige Hochland, das von den Karrooſtufen am Kap terrassenartig sich aufthürmt als eine zusammenhängende unermeßliche Platte, im Osten und Westen gleichförmig steil gegen das Meer abstürzt, und auch gegen Norden ohne ausgezeichnete kulturfähige Stufenländer zur Wüste sich senkt. Dieses unwirthliche Hochland bildet ein Dreieck, das nur an seinen drei Spitzen ein regeres Leben zeigt; unten im Süden das Kapland, auf dem einen Flügel die Alpenlandschaft des Kong-Gebirges mit den Stufenländern des Senegal, Gambia und Niger, auf dem andern die Alpenlandschaft des Mondgebirges mit den Stufenländern des Nil. Bei so ungünstiger Gestaltung der Oberfläche konnten sich keine großen Wassersysteme entwickeln, wie es in Asien und Amerika der Fall ist. Afrika ist wasserarm; manche seiner Flüsse vertrocknen auf längere Zeit, oder verlieren sich, wie der Oranje, bei ihrem Ausfluß im Sande, oder sind wieder so reißend und Wasserfälle bildend, daß sie die Beschiffung unmöglich machen.

Alles ist heftig und gewaltsam, und wie die Heftigkeit der Vegetation fast das Wachsen der Pflanzen sichtbar macht, so gibt es hier auch die größten Kolosse unter den Gewächsen. Die Adansonie, auch Boabab oder Affenbrotbaum genannt, ist der Elephant der Ge-

wächse; ihr Stamm übertrifft vielleicht alle Baumarten an Stärke, und nur die australischen Eucalypten (Vgl. Thl. I., S. 231 ff.) können mit ihr wetteifern. Denn der Stamm des Boabab hat einen Umfang von 80 bis 82 Fuß, und eine Krone von 130 Fuß im Durchschnitt. Die Waldungen strotzen von unzählbaren Gattungen der feurigsten Gewürze, der nahrhaftesten Früchte und der schönsten Farbhölzer. Der Schih oder Butterbaum im westlichen Binnenlande ersetzt die fehlende Thierbutter so gut, daß man diese Pflanzenbutter fast nicht von der unsrigen zu unterscheiden vermag. Alle Arten von Palmen, Pisang, Ananas, Tamarinden, Feigen, die nahrhafte Kassave, aus deren Wurzel Brot gemacht wird, die Manglebäume, deren jeder in einem fruchtbaren Boden wieder einen kleinen Wald um sich bildet, gleich den asiatischen Banianen, gedeihen in den fruchtbaren Erdstrichen zu besonderer Vollkommenheit. Im Innern der Gebirge finden sich die kostbarsten Steine und Metalle, und im Sand der meisten Flüsse wird Goldstaub gefunden. Was aber Afrika vor Asien und Amerika voraus hat, ist der Reichthum des Thierreichs an mannigfaltigen Formen, namentlich unter den Vierfüßern. Auch hier finden sich die unförmlichsten Kolosse; das plumpe Flußpferd ist nur in Afrika zu Hause. Wer könnte die Thierformen alle herzählen! Du wirst, mein lieber Leser, nicht wenigen in den folgenden Lebensbildern begegnen, von der grausamen Hyäne bis zum wohlthätigen Ibis. Wie zwei auffallende Gegensätze der Pflanzenwelt Afrika's eigenthümlich sind, nämlich die dickstämmigen Affenbrotbäume und die schlanken leuchterartigen Aloegewächse, so stehen sich auch im afrikanischen Thierreich das un-

förmlich plumpe Flußpferd und die schlanke langhalsige Giraffe gegenüber.

Was endlich die Menschen betrifft, so ist der schwarze Neger der Kernstamm von Afrika's eingeborner Bevölkerung, und Sudan mit Nigritien sein Wiegenland. Der Blick auf diese schwarzhäutigen Menschen ist aber kein erfreulicher. Nicht zu gedenken der Tausende, die bis jetzt alljährlich in die Sklaverei geschleppt wurden, reiben sich die kräftigeren Stämme untereinander selbst auf in Kriegen und Menschenopfern. Welch' ein hochbegabtes Volk sind nicht die Ashantis, aber wie roh und grausam, wie so abgestumpft für die edlere Menschlichkeit! Andere Schwarze sind wieder so stumpfsinnig, so schwach und träge, daß man an ihrer Bildungsfähigkeit verzweifeln möchte. Du wirst eine Reihe von Negerstämmen kennen lernen aus dem Westen und Osten und aus der Mitte des Erdtheils, so weit kühne Reisende bis jetzt vorgedrungen sind. Im Süden wohnen die kleinen Buschmänner, die starken Hottentotten und grausamen Kaffern, welche den Kolonisten so viel zu schaffen machen. Bei diesen Völkern zeigt sich schon der Uebergang zur malayischen Race und eine schmutzig gelbe Hautfarbe. Auch an der Ostküste mildern sich die Farben und Gesichtszüge der Völker. Die Abyssinier sind ein arabisch-äthiopischer Stamm; von ihnen stammen die schon stark mit Negerblut vermischten Nubier. Auch die Aegyptier sind wahrscheinlich Mischlinge indischer Einwanderer. Die Berbern (in der Berberei oder den Barbareskenstaaten) sind Nachkommen jener alten Numidier und Karthager, mit denen Griechen, Römer und Vandalen sich vermischten. Die Mauren, welche die Sahara und den Sudan bis an den Senegal

durchschwärmen, sind eine arabische Spielart. Während am Ostende das Feuer des Islam fast erloschen ist und religiöse Mattigkeit mehr und mehr hervortritt, glühen diese äußersten Westenden in Afrika noch von dem heißesten Fanatismus. Das müssen die Franzosen zu ihrem Schrecken auch bei den Kabylen in Algier erfahren.

Das Christenthum hat noch wenig festen Fuß in Afrika gewonnen, und wie sollte es anders seyn, da die Natur selber gegen alle höhere Bildung ankämpft! Wohl war es bei den Kopten (in Aegypten) und bei den Abyssiniern vor alten Zeiten heimisch, ist aber jetzt so entartet, daß es keinen Einfluß auf das Leben übt. Wo aber der Islam und das Christenthum zusammentreffen, behält jener meist die Oberhand. Die Hauptmasse der afrikanischen Völker ist einem fratzenhaften Götzendienste ergeben, die Ungeheuer der Lüfte, des Meeres und der Erde sind die Bilder für die Gottheit, Zauberei und Fetischdienst stehen noch in voller Blüthe. So hell und grell das irdische Licht, so finster ist das Licht des Geistes bei den afrikanischen Menschen.

Erſter Abſchnitt.

Ausflüge in die Umgegend von Konſtantine.*)

Während der erſten vierzehn Tage nach meiner Ankunft hatte ich die Stadt nach allen Richtungen durchſtreift; keine Lokalmerkwürdigkeit blieb unbetrachtet, keine alte Inſchrift ungeleſen. In Konſtantine lebte ein alter genueſiſcher Kaufmann, Herr Paolo di Palma, der erſte europäiſche Einwohner dieſer Stadt, und der einzige, den die verſchiedenen Beys nicht nur duldeten, ſondern ſogar unter ihren beſondern Schutz nahmen, da er den Markt mit europäiſchen Waaren verſah. Dieſer 72jährige, noch friſche und lebenskräftige Greis bewohnt die Stadt ſchon ſeit mehr als 32 Jahren, und ich durfte mich glücklich preiſen, einen ſolchen Cicerone gefunden zu haben. Baba Paolo, wie er allgemein von den Einheimiſchen genannt wird, iſt nicht allein innerhalb der Stadtmauern, ſondern auch bei allen Araberſtämmen auf 20 Meilen in der Runde wohlbekannt und geachtet, und ich freute mich ungemein auf meinen erſten Ausflug, den ich in einigen Tagen in ſeiner Geſellſchaft nach einem 15 Meilen nordoſtwärts von Konſtantine, zwiſchen der Straße von Philippeville und dem alten Wege nach Bona gelegnen Duar machen ſollte.

*) Von Karl Zill (Ausland 1849, 39.)

Unterdessen machte ich einen Gang nach dem die Stadt rings umziehenden Abgrund, über welchem ich zwar keine Kraniche, wie das „Handbuch für Reisende in Algerien" von Richard sehr naiv berichtet, wohl aber ungeheure Geier (Vultur fulvus) und goldbrüstige Lämmergeier (Gypsaëtus barbatus meridionalis) schweben sah, während die Tiefe mit Schwärmen krächzender Dohlen und flüchtiger Tauben (Columba livia) erfüllt war. Dann erstieg ich die Felsen von Sidi-Merid, wo mich die herrlichste Aussicht für die kleine Anstrengung reichlich belohnte. Zu meinen Füßen die alte Hauptstadt der Numiden; gegen Nordwesten der Weg nach Milah und das prächtige Bild der Kabylenberge; gegen Westen der hohe mit einem Marabut gekrönte Djebel-Kaghara, gegen Süden die Straße nach der Wüste und gegen Osten der Weg nach Bona. Auf dem Rückwege wagte ich mich in einen kleinen aus sechs Zelten bestehenden Duar, wo ich von einem Dutzend bissiger Hunde auf das unhöflichste empfangen wurde. Die Bewohner des kleinen Duars suchten in wahrscheinlich sehr verbindlichen Worten ein Gespräch mit mir anzuknüpfen; allein da zu einer Unterhaltung wenigstens zwei sprechende Personen von beiden Seiten erforderlich sind, und ich aus triftigen Gründen ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtete: so begnügten sie sich, mir aus vollem Halse in's Gesicht zu lachen, und ich trat, für dieß Mal befriedigt, meinen Rückzug an, den ich, meiner bellenden rauhhaarigen Widersacher wegen nicht ohne Schwierigkeit bewerkstelligte. Ich kam äußerst zufrieden mit meiner ersten Entdeckungsreise nach meiner Wohnung zurück; auf Sidi-Merid hatte ich einen unvergleichlichen Ort gefunden zum Anstand auf die Lämmergeier, welche den

ganzen Tag die Felsenspitze umkreisen. Der ganze zerklüftete Berg hegt eine Menge von Füchsen und Schakals, denen ich alsobald den Krieg erklärte, mit dem festen Entschluß, nächster Tage einige davon durch Meister Waldmann, meinen kleinen krummbeinigen Landsmann, aus ihren Schlupfwinkeln herauszujagen. Ich habe seitdem mehrere dieser Thiere getödtet: der Schakal ist der gewöhnliche „Goldwolf," von seiner goldgelben mit Grau vermischten Farbe so genannt, aber bei weitem nicht so groß als ein Wolf, sondern dem Fuchse ähnlich, von welchem er sich jedoch durch kürzeren Kopf und stumpfere Nase, wie auch durch etwas längere Beine unterscheidet. Der Fuchs ist in Konstantine bedeutend kleiner als der unsrige, und es gibt in Deutschland Hasen, die gewiß größer und schwerer sind, als der nordafrikanische Fuchs. Dagegen sind die hiesigen Hasen gleichfalls um ein Drittel kleiner, als die deutschen, wodurch das gestörte Verhältniß zwischen den beiden „guten Freunden" wieder hergestellt wird.

Es war ein schöner Novembermorgen, als ich mit meinen beiden Freunden Paolo und Delacroix und dem arabischen Diener des letztern, Mohammed, die längst besprochene Fahrt nach El-Gharsen antrat, wo Sidi-Hamuda, der ehemalige Kaïdar von Konstantine, einen Duar nebst einem kleinen Landhaus besaß, wohin er uns eingeladen hatte. Die Gegend hatte noch den eigenthümlichen Reiz, den ihr hier der Spätherbst verleiht; die Triften prangten in frischem Grün, freundliche Ringelblümchen sproßten am Wege, und breite Acanthusblätter bekleideten auf's Neue die während des Sommers von der glühenden Hitze versengten Räume zwischen den knorrigen Stämmen der Kaktusfeigen. Menschen

und Thiere fühlten den Einfluß des lieblichen Morgens, Delacroix ſpornte ſein muthiges Pferd zu kühnen Luftſprüngen an; unſere Maulthiere gingen ihren flinkſten Paß; Mohammed ſchmauchte mit ernſtem Wohlbehagen ſeine Morgenpfeife, und Tſchenko, Paolo's ſtattlicher Hühnerhund, buhlte unter den mannigfachſten Komplimenten um die Gunſt meiner koketten Germanierin Flora, zum großen Verdruß ſeiner grämlichen Gattin Dido.

Auf dem Anger von Sidi-Mabruk weidete die Viehheerde des Militärparkes, worunter ſich ein ſchönes, junges Kameel befand, auf das meine Begleiter zuritten, um es in der Nähe zu betrachten. Ich wollte ein Gleiches thun, allein mein Eſel, von Geburt ein Kabyle, der erſt ſeit Kurzem ſeine heimiſchen Berge verlaſſen und vielleicht noch niemals ein ſolches Monſtrum geſehen hatte, fuhr wie vom Blitz getroffen zurück, und als ich ihn dennoch vorwärts nöthigen wollte, drehte er ſich ſchnaubend und hinten und vorn ausſchlagend wie ein Kreiſel um ſich ſelbſt herum, und er würde mich gewiß abgeworfen haben, wenn ich ihm nicht Mittel zur ſchleunigſten Flucht gelaſſen hätte. Ich ließ ihm den Zügel ſchießen, und das Entſetzen beflügelte ſeinen Lauf; deßwegen war ich aber noch nicht aus der Verlegenheit, denn das muthwillige Kameel, dem die Feigheit meines langöhrigen Kleppers den höchſten Spaß machte, trabte hartnäckig und tiefbrummend hintendrein. Ich riß meinen Geängſtigten rechts, ich riß ihn links herum, allein vergebens — immer das ſchadenfrohe Ungethüm uns auf der Ferſe! Schon begann ich für mich einen tragiſchen Ausgang dieſer Hetze zu befürchten, als glücklicherweiſe eine große Sumpflache das Thier von ſeiner Verfolgung abzuſtehen bewog. Für meine

Begleiter gab dieses Schauspiel, worin ich eine so klägliche Rolle spielte, einen königlichen Spaß ab, und noch lange nachher hatte ich ihre Neckereien zu erdulden.

Unser Weg führte uns geraume Zeit über trockene, mit rauhem Gras bedeckte Anhöhen, worauf nur selten ein verkrüppelter Weißdorn zu sehen war; zwei derselben, die fast baumartig herangewachsen waren, standen am Wege, und waren über und über mit wollenen und baumwollenen Läppchen behangen. Paolo erklärte mir, daß diese Bäume irgend einem muselmännischen Heiligen, der in der Gegend besonders verehrt wird, geweiht seien, und daß jeder vorübergehende Gläubige einen Fetzen seiner Kleidung daran aufhinge, um demselben seine Ehrfurcht zu beweisen; daß in besonderen Fällen manchmal Wachslichter zwischen die Aeste befestigt oder bunte Tücher an die Zweige gehängt würden, ohne daß man je, trotz dem angebornen Hange zum Stehlen bei den Arabern, von der Entwendung solcher Opfergaben gehört hätte.

Von Zeit zu Zeit zogen wir an großen am Weg aufgeschichteten Steinhaufen vorüber, von welchen jeder einen Ort bezeichnet, wo einst ein Mord verübt wurde. Jeder Vorübergehende trägt zur Bildung und Erhaltung eines solchen Denkmals bei, indem er jedes Mal einen Stein auf die Unglücksstelle wirft. Da noch heute, ungeachtet der strengen französischen Gerechtigkeitspflege, Mord und Straßenraub eben keine Seltenheiten sind, um wie viel öfter mußten solche Verbrechen vorkommen, zu einer Zeit, wo man die Erlassung einer Blutschuld mit einigen Duros erkaufen konnte.

Wir waren unterwegs oft abgestiegen, um unsere Jagdlust zu befriedigen, obgleich wir uns vorgenommen

hatten, uns nirgends aufzuhalten; allein ich möchte den Jäger ſehen, der hier zu widerſtehen vermocht hätte! Jeden Augenblick prrr! — zwei, ſechs, zwanzig Rothhühner aus dem hohen Gras heraus! und dann polterte bald hier ein erſchrockener Haſe davon, bald ſchlich ſich dort ein vorſichtiges Füchslein durch die Felſen fort, oder ſetzte ſich ein dreiſterer Schakal auf 100 Schritte von uns entfernt auf einen Erdhügel. Die Hunde fuhren wie verrückt im Geſtrüpp umher; meine ſonſt ſo feſte Flora begann allerlei dummes Zeug zu machen und ihr Herr machte es nicht beſſer, denn die erſten Schüſſe gingen alle in's Blaue. Dennoch hatten wir in kurzer Zeit, ohne regelmäßig zu jagen, über zwei Dutzend Hühner und zwei Haſen erlegt, und da wir von der Schwachheit der Jäger, ihre Empfindungen in mehr oder minder melodiſchen Tönen zu äußern, keineswegs frei waren, ſo erſchallte bald ein grauſenhaftes Quartett mit arabiſchem, italieniſchem, franzöſiſchem und deutſchem Text.

Gegen Sonnenuntergang erreichten wir ein wildromantiſches von bewaldeten Bergen umſchloſſenes Thal; zwiſchen grünen Weideplätzen zogen ſich friſch gepflügte Felder hin, mehrere ſehr betretene Seitenpfade deuteten auf die Nähe eines Duars, während hohe aus dem Wald aufſteigende Rauchſäulen die an den Berghängen zerſtreuten Köhlerhütten verriethen. An einem ſanft anſteigenden Hügel ſtand ein freundliches, von ſchwarzen Cypreſſen und immergrünen Orangen- und Citronenbäumen beſchattetes Landhaus. Wir waren am Ziel unſerer Reiſe; das Thal war El-Gharſen und das Haus die Wohnung Hamuda's.

Der Hufſchlag unſerer Thiere hatte unſere Ankunft

verkündet; mehrere Diener erschienen mit Wachskerzen; die einen nahmen unsere Waffen und unser Gepäck in Empfang, andere führten unsere Klepper in die Stallungen des Erdgeschosses. Eine enge Wendeltreppe brachte uns in eine von mehreren Säulen getragene Gallerie, wo ein Dutzend Araber in schmutzigen Burnussen um ein in einer Ecke angezündetes Feuer herumgelagert waren. Eine kleine Doppelthür öffnete sich, und heraustrat Hamuda, unser Gastfreund, ein schöner Mann von hohem Wuchs, in die reiche Tracht der vornehmen Mauren von Konstantine gekleidet. Er hieß uns mit freundlichem Anstande willkommen in seinem Hause, bat uns einzutreten und es uns so bequem zu machen als möglich; er bediente sich dabei der französischen Sprache, in welcher er sich geläufig ausdrückte. Seine Unterhaltung war angenehm; er war längere Zeit in Paris gewesen, wo seine fremdartige Tracht wie seine männliche Schönheit großes Aufsehen gemacht hatten.

Vater Paolo hatte Seefische mitgebracht, die er als alter Seemann vortrefflich zuzubereiten wußte; die Küche Hamuda's lieferte einen meisterhaften Kuskussu mit jungen Hähnen. Honig, Butter, Orangen und späte Kaktusfeigen machten den Nachtisch aus. Die beste Laune würzte das Mahl; Jagdgeschichten wechselten mit Erzählungen aus der guten alten Zeit, in deren Rückerinnerung Paolo und Hamuda schwelgten. Hier eine dieser Geschichten zur Probe:

„Es war zur Zeit der Regierung des Bey Achmet-el-Mameluk, als ein ungeheurer Löwe die Heerden des Stammes der Beni-K'tid heimsuchte; jede Nacht wurde ein Rind erwürgt, und die ganze Nacht hindurch mußten Feuer zum Schutz der Zelte unterhalten werden.

In dieſer Noth wendete ſich der Stamm an den Bey von Konſtantine mit der Bitte, ihm ſeinen Diener Ali zu ſenden, der trotz ſeines hohen Alters als kühner Jäger in hohem Rufe ſtand. Ali erſchien, mit ſeiner Flinte und ſeinem Yatagan bewaffnet, ließ ſich den Ort zeigen, wo ſich der Löwe täglich um dieſelbe Stunde blicken ließ, ſetzte ſich daſelbſt unter eine Korkeiche und erwartete ruhig die Ankunft ſeines Gegners. Während dieſer Zeit war im Duar Alles in banger Erwartung; Niemand hatte beim Anblick des gebückten Greiſes Glauben an den glücklichen Ausgang ſeines Wageſtücks. Eine Viertelſtunde um die andere verſtrich, die Unruhe war auf's Höchſte geſtiegen und man begann das Schlimmſte zu befürchten, aber Keiner hätte ſich hinausgewagt, um ſich von dem Stande der Dinge zu unterrichten. Endlich fiel ein Schuß; bald darauf kam der Alte nach dem Duar zurück; auf ſeinem Geſichte ſah man keine Spur von Bewegung und ruhig befahl er den Männern, mit zwei Maulthieren nach der Wahlſtatt zu gehen, um das erlegte Raubthier hereinzuholen. Die ganze Bevölkerung ſtürzte hinaus. Der Löwe ward im Triumph in den Duar gebracht, und ſogleich machten ſich eine Menge flinker Hände an's Werk, um demſelben die Haut abzuſtreifen. Des Frohlockens und Jubelns war kein Ende, aber Niemand dachte an den armen Alten, der ſtumm und in ſich gekehrt in einiger Entfernung ſeine Pfeife rauchte, als wenn ihn die ganze Begebenheit nichts anginge. Erſt nachdem ſich der Enthuſiasmus etwas gelegt hatte, fiel es dem Scheich des Stammes ein, daß der alte Jäger ſeit ſeiner Ankunft noch keinen Biſſen genoſſen hatte, und er befahl, einen Hahn zu ſchlachten, was aber der alte Mann ausſchlug, indem er ſagte, daß

er Lebensmittel mitgebracht habe und nur auf die Löwenhaut warte, die er seinem Herrn zum Geschenk machen wolle, um seinen Rückweg nach Konstantine anzutreten. Und wirklich schwang er sich alsbald auf sein Pferd und ritt davon, ohne auch nur das Mindeste angenommen zu haben.

„Gleich nach seiner Ankunft zu Konstantine begab er sich zu dem Bey, dem er die Haut des Löwen als Siegeszeichen zu Füßen legte und ihn dann um Erlaubniß bat, sich zurückziehen zu dürfen. „Nicht also," sprach dieser; „erzähle mir dein Abenteuer mit dem Löwen, und zeige mir das Geschenk, das dir die Beni-K'tid zum Zeichen ihrer Erkenntlichkeit gemacht haben." — „Effendi," erwiederte der Alte, „erlaube mir nach Hause zu gehen, denn ich habe beinahe zwei Tage gefastet und sterbe vor Hunger und Müdigkeit. Die Beni-K'tid glaubten die Dissa sparen zu können, da sie mich schon zum Voraus für eine Beute des Löwen hielten; den Hahn, den sie mir nach Erlegung des Unthiers schlachten wollten, glaubte ich nicht annehmen zu dürfen, da der Gebrauch erheischt, daß man den Abgesandten des mächtigen Bey ein Kalb zur Dissa (Belohnung) schlachte. Die Beni-K'tid sind Hunde und sollten eher Beni-Jhudi (Judensöhne) heißen."

Da ergrimmte der Bey und ließ sogleich dreihundert Reiter aufsitzen, mit dem Befehl, den Beni-K'tid einen achttägigen Besuch zu machen, sich dort während dieser Zeit nichts abgehen zu lassen und die Rinder zu verzehren, welche der Löwe übrig gelassen habe. Zum Abschied sollten sie noch 15,000 Budschus als Strafgeld für das Beylik (die Herrschaft) und 5000 Budschus als Schußgeld für den alten Ali erheben.

Die Araber verwünschten den Löwen, den Jäger sammt dem Bey, aber sie zahlten und das war die Hauptsache. Seitdem sollen sie sehr höfliche, zuvorkommende Leute geworden sein."

Diese Erzählung brachte natürlich die Rede auf die einheimischen großen Raubthiere. Hamudas berichtete uns darüber Folgendes:

„Die Hyäne ist ziemlich häufig, wird aber gar nicht gefürchtet, da sie sehr feig ist; sie thut auch den Heerden wenig Schaden, da sie sich ausschließlich von Aas nährt, und vom Hunger getrieben nur dann raubt, wenn es sich mit ihrer Sicherheit verträgt. Der Panther wird hier und da einzeln angetroffen; er liegt gern in sumpfigen Schluchten, die mit hohem Schilf und Farrenkraut bewachsen sind, und geht des Nachts seinem Raube nach, der ihm auch nicht mangelt, bei dem Ueberfluß an wilden Schweinen; er reißt nur dann ein Hausthier nieder, wenn ihm dieses durch Zufall in den Weg kommt. So hatte vor 14 Tagen ein Panther einen Esel zerrissen, der sich verloren hatte, und wahrscheinlich nach einer Quelle am Saum des Dickichts, worin das Raubthier sich versteckt hielt, zur Tränke gegangen war."

„Vor vier Jahren ward eine Löwin erlegt, die das Schrecken der Thalbewohner war. Man hatte Fallgruben gegraben, allein sie wollte sich nicht darin fangen. Endlich brachte man auf vier nahe beisammen stehenden Bäumen vermittelst Querstangen eine Art von Gerüst an, worauf fünf Männer bequem Raum hatten; in einiger Entfernung davon wurde eine Ziege an fest in die Erde gerammten Pfählen mit starken Stricken befestigt, und gegen Abend erstiegen fünf der besten Jäger ihren luftigen Posten.

Es war heller Mondschein; die Jäger saßen stumm, mit spähendem Blick und lauschendem Ohr. Die Ziege wurde unruhig und stieß ein klägliches Geschrei aus, aber noch immer sah und hörte man keine Löwin. Auf einmal machte einer der Männer eine zuckende Bewegung, allein sich sogleich wieder fassend, reckte er langsam seinen Arm aus und Aller Blicke folgten der gegebenen Richtung. Die Löwin war, ohne sich wie gewöhnlich durch ihr markerschütterndes Brüllen anzukündigen, ganz still herangekommen, und dort lag sie, in einer Entfernung von etwa 15 Schritten, wie eine Katze an die Erde gedrückt. Die Araber rührten sich nicht, denn sie waren übereingekommen, den Augenblick abzuwarten, wo die Löwin die Ziege ergreifen würde, um dann zusammen Feuer zu geben. Allein plötzlich that das Thier einen ungeheuren Sprung, und wie ein brausender Sturmwind riß sie Ziege, Pfähle und Stricke mit sich fort. Die verblüfften Jäger hatten den Augenblick verpaßt, sie warteten noch eine Weile und gewannen dann ihre Zelte wieder, voll Verdruß über die entschlüpfte Beute."

„Die folgende Nacht aber waren sie wieder auf ihrem Posten, allein sie harrten vergebens, die Löwin kam nicht. Erst am dritten Abend kündigte ein donnerähnliches Gebrüll, das sich anfangs in der Ferne, dann immer näher und näher hören ließ, das ungeduldig erwartete Raubthier an. Dießmal aber warteten die gewitzigten Jäger den Sprung nicht ab; sobald das Thier auf Schußweite herangekommen war, ward es von fünf Schüssen niedergestreckt; dumpf brüllend wälzte es sich in seinem Blute, biß sich mit Wuth in den zerschmetterten Hinterschenkel und blieb endlich liegen, um sich nicht

mehr zu erheben. Noch einmal wurde aus Vorsicht ein Pelotonfeuer auf dasselbe gegeben, dann stiegen die Entzückten von ihrem Standort herab, um dem Duar ihren Triumph zu verkündigen. Am folgenden Morgen zog Jung und Alt hinaus, um die todte Löwin zu sehen, die Haut derselben ward Scheich Hamuda, als dem Eigenthümer des Duars, verehrt und liegt jetzt als Fußteppich in seinem Schlafzimmer. Seit dieser Zeit ließ sich kein Löwe mehr in der Umgegend sehen, höchstens ein verirrter oder vertriebener, die nicht viel von sich schauen lassen."

Da es schon spät war und wir am andern Morgen mit dem Frühesten aufbrechen wollten, um uns nach den Hühnern, Schnepfen und Hasen umzusehen, so wünschten wir uns wechselseitig gute Nacht, hüllten uns in unsere Burnusse und suchten auf den Teppichen, die man auf dem Fußboden ausgebreitet hatte, so gut es gehen wollte den Schlaf, was mir als Neuling schlecht gelang, da ich eine Matratze gar sehr vermißte und alle meine Rippen fühlte auf der durchaus harten Unterlage.

Um 5 Uhr Morgens war Alles auf den Beinen; um 6 Uhr waren wir schon unterwegs nach den Bergen, wo Paolo eine Menge Schnepfen anzutreffen hoffte; Mohammed folgte mit Mundvorrath und einem kleinen Kessel für unsere Feldküche. Gleich hinter dem Hause gab es schon Hühner in Menge, allein es wurde nicht abgestiegen, und wir begnügten uns vom Pferde herab auf Alles zu schießen, was schußgerecht kam. Paolo brannte vor Begierde, sein Lieblingswildpret, die Schnepfen, zu jagen, ich aber freute mich auf die seltenen Vögel der Waldregion.

Ein gellender, regelmäßig wiederholter Pfiff, dem-

jenigen des Goldregenpfeifers nicht unähnlich, hatte mich schon lange aufmerksam gemacht; ich eilte nach der Richtung hin, von welcher der Laut zu kommen schien, und auf einer Anhöhe angelangt, entdeckte ich endlich den Vogel mit dem fremdartigen Gesang. Es war ein pflügender Araber, der seine Ochsen auf morgenländische Art mit einer zugespitzten Stange antrieb und dabei den Laut vernehmen ließ, der meine Aufmerksamkeit rege gemacht hatte. Sein Pflug war sehr einfach, und ich bin geneigt zu glauben, daß derselbe wenig oder gar nicht von dem Pfluge der Alten abweicht. Er bestand aus einem krumm gewachsenen Aste, dessen dünnes Ende als Handhabe diente, an dessen dickem Theile aber die Pflugschaar befestigt war. Das Joch der Zugthiere war nicht minder einfach; es bestand bloß aus einem quer über ihrem Nacken befestigten starken Prügel, an dessen beiden Enden die Zugstränge festgebunden waren. Das Getreide wird zuerst gesäet und dann leicht untergepflügt; von Dünger ist keine Rede, denn die Sonne mit den Winterregen thun das ihrige.

Wir hatten bis gegen Mittag gejagt und beschlossen einen Halt zu machen, um Anstalten zu treffen, unsere ungestüm pochenden Mägen zu befriedigen. Mohammed brachte seinen, von Wildpret strotzenden Quersack; der Umsichtige hatte, während wir jagten, einige Rothhühner gerupft, die bald lustig im Kessel prasselten, während Paolo einen Hasen an einem improvisirten Spieße briet. Das Jägermahl war herrlich und den Schluß machte ein wohlthätiger Kaffee, mit der obligaten Begleitung von einem halben Dutzend Pfeifen.

Paolo, der Schnepfentödter, gab das Zeichen zum Aufbruch, immer weiter ging's in's Waldgebirg, in

welchem der Knall unserer Gewehre von Thal zu Thal wiederhallte. Hier und da trafen wir auf Hirten oder Kohlenbrenner, die uns mit Ungestüm um Pulver und Blei anbettelten, aber nichts erhielten. Diese Leutchen scheinen, trotz ihrer Armuth, ein sehr zufriedenes Leben zu führen; eine Handvoll saures Korn und ein Trunk, den sie mit einem dütenartig zusammengerollten Blatt der Meerzwiebel (Scylla maritima) aus der nächsten besten Quelle schöpfen, ist hinreichend ihren Appetit bis zur Stunde des Abend-Kuskussu zu beschwichtigen. Auch verhindert sie die Abgeschiedenheit, zu der ihr Beruf sie zwingt, keineswegs an wechselseitigen Mittheilungen, denn kein Volk ist geschickter, als die Araber, auf eine halbe Stunde Wegs von einem Berggipfel zum andern der Unterhaltung zu pflegen, und ich hatte oft Gelegenheit, die Vortrefflichkeit ihrer Lungen zu bewundern.

Die Jagd hatte den ganzen Tag gedauert und die Sonne begann sich zu neigen, als wir in einem kleinen Thale zusammentrafen, in welchem einige von Kaktuspflanzen umgebene Hütten standen. Jeder von uns hatte Ursache, mit seiner Jagd zufrieden zu seyn, denn wir hatten unter den Hasen, Hühnern und Schnepfen ein schreckliches Blutbad angerichtet. Die Naturgeschichte war auch nicht leer ausgegangen; ich hatte ein Ichneumon (Herpestes Ichneumon) und mehrere Vögel unter andern den schönen gehaubten Würger (Lanius cucullatus) und den dunkeln Droßling (Ixos obscurus) erlegt. Die Gesammtbeute des Tages wurde auf Mohamed's Maulthier gepackt, und der Rückmarsch zum Nachtquartier angetreten.

Wir hatten noch ungefähr zwei Meilen bis zu un-

ferer Herberge und sputeten uns weiter zu kommen; bald waren wir aus der Waldgegend heraus und näherten uns den steilen Ufern eines Baches, über den wir setzen mußten. Da glaubte Delacroix zwei weiße Gestalten hinter einem Felsenvorsprunge gleiten zu sehen und machte die Gesellschaft darauf aufmerksam. In einem Nu war Alles schußfertig, Paolo spornte sein Thier zu zwei gewaltigen Sprüngen vorwärts, indem er mit drohender Stimme in arabischer Sprache ausrief: „Was habt ihr zu dieser Stunde hier zu thun, ihr Diebe! Schießt die Hunde nieder!“ Und blitzschnell kollerten zwei Gestalten den Abhang hinab und verschwanden im Dickicht der Schlucht. Paolo blieb am diesseitigen Ufer, bis wir alle hinüber waren, da nach seiner Meinung das Sprüchwort: „die Nacht ist keines Menschen Freund“ besonders in diesem Lande eine Wahrheit ist, wo man stets auf der Hut seyn muß.

Endlich erblickten wir in mäßiger Entfernung ein Licht, dessen erfreulicher Schein uns das gastfreundliche Dach Hamuda's verkündigte, dessen Wohnung wir in einer halben Stunde erreichten, zur großen Beruhigung unseres Gastfreundes, der schon um uns besorgt worden war. Nach gethaner Arbeit schmeckte die Ruhe vortrefflich, und ich vergaß dießmal ganz den harten Teppich.

Am folgenden Morgen besuchten wir die Kohlenmeiler auf den Besitzungen Hamuda's. Die Kohlenbereitung ist nicht verschieden von der in Europa üblichen; wohl aber gibt es in der Provinz Konstantine noch viele Köhler, die das Holz abhauen und verkohlen, wo und wann es ihnen beliebt. Auf dem Rückweg kamen wir durch zwei von den Ghames und Felhas von El-Gharfen bewohnten Duars. Diese Duars bestehen theils aus

Zelten, theils aus Hütten (Gurbies), die einen Kreis bilden worin die Heerden übernachten; das Leibroß, die Füllen und die jungen Kälber wohnen mit ihren Herren in demſelben Zelte, das zugleich Wohnung, Küche, Vorrathskammer und Stall iſt. Die zahlreichen halbwilden zum Schutz des Duars gehaltenen Hunde werden nie gefüttert, ſie zehren das gefallene Vieh auf und nähren ſich in der Zwiſchenzeit kümmerlich vom Gewürm, von Eidechſen, Heuſchrecken und friſchem Pferdemiſt. Den ganzen Sommer ſehen ſie aus wie die theure Zeit, aber der Spätherbſt und Winter iſt ihr Freund, da in dieſer naſſen Jahreszeit eine Menge Vieh abſtirbt, der rauhen Witterung wie des ſchlechten Futters willen.

Im Duar ſahen wir nur die Weiber arbeiten; die einen woben grobe Zeuge zu Zelten und Tragſäcken, andere ſetzten die Handmühle in Bewegung, wieder andere ſchleppten Laſten Holz und volle Waſſerſchläuche herbei, während ihre Eheherren den ganzen Tag auf der faulen Haut lagen. Die Männer arbeiten überhaupt nur zur Zeit des Pflügens und der Ernte, ſie reiten mitunter auf den Markt, aber alle übrigen Arbeiten ſind dem ſchönen Geſchlecht überlaſſen, das nur in der erſten Jugendblüthe der Gegenſtand einiger Aufmerkſamkeit von Seiten ſeiner Tyrannen iſt.

Die Ackerbau und Viehzucht treibenden Araber, die nicht ſelbſt Eigenthum beſitzen, ſind entweder Ghames oder Felhas. Erſtere bauen das Land um den fünften Theil des Ertrages, der Eigenthümer liefert ihnen die Saatfrucht, den Pflug und das Zugvieh, wofür ſie die Ausſaat und Ernte, das Austreten des Getraides durch Pferde oder Maulthiere, die Anfertigung der unterirdiſchen Behälter und die Aufſchichtung des Strohes zu

beſorgen haben. Die Felhas haben das von ihnen gebauete Land in Pacht und zahlen dafür dem Eigenthümer die Tuiſa, den herkömmlichen Zins, nämlich: 1) Sieben Dueros (35 Franken) für die Gebda (das Stück Land, das mit einem Pfluge bearbeitet werden kann); 2) vier Arbeitstage während der Saatzeit; 3) acht Tage während der Ernte; 4) den Transport der Ernte mit drei Laſtthieren; 5) das Austreten des Getraides, wofür jeder Felha täglich ein Maulthier liefert; 6) die Lieferung von einer Maulthierlaſt Holz, einem Lamm, einem Huhn und zehn Eiern. Dazu haben die Felhas noch die Abgaben an die Regierung zu zahlen, den ſogenannten Abſur, der aus acht Scheffel Waizen, eben ſo viel Gerſte und einer Maulthierlaſt Stroh für jede Gebda beſteht. —

Auf den Abend wurden Vorkehrungen zur Abreiſe getroffen, und am folgenden Morgen früh, nachdem wir von unſerem freundlichen Wirthe Abſchied genommen, traten wir unſern Rückzug an. Am Ausgange des Thales von El-Gharfen trafen wir auf zwei Araber, die beſchäftigt waren, Rothhühner aus den Schlingen zu nehmen, worin die Vögel ſich am Morgen gefangen hatten. Die Vorrichtung war ſehr einfach: ein kleiner Zaun von Dornſträuchern umſchloß einen Raum von etwa 100 Quadratfuß; in dieſer Umzäunung befanden ſich zu 3 bis 4 Fuß entfernt kleine Lücken, in deren jeder zwei Schlingen aus Pferdehaar befeſtigt waren auf dieſelbe Art, wie wir ſie in unſerem Dohnenſtieg aufhängen. Früh Morgens vor Tagesanbruch ſtellen die Araber einen Käfig mit einem gezähmten Rothhuhnmännchen in den Kreis, auf den Ruf des Vogels kommen die Hühner herbeigerannt und fangen ſich leicht in

den Schlingen. Aber man fängt dieſe Vögel noch auf andere Weiſe.

Anfangs Herbſt, wenn noch die meiſten Quellen ausgetrocknet ſind, gehen die Hühner truppweiſe nach einer Quelle oder einem Gewäſſer um zu trinken. An den Orten, von denen man weiß, daß ſie die Tränke für die Hühner bilden, wird ein Weg in verſchiedenen Wendungen bis zur Quelle oder dem Tümpel mit Dornenreiſern beſteckt, anfangs ſehr breit und offen, aber allmählig immer enger werdend und endlich in eine aus Binſen geflochtene Reuſe ſich endend. Der Jäger liegt nicht weit davon in einem Buſch oder hinter einem Steinwall verborgen; die Hühner, die von keiner andern Seite zur Tränke kommen können, laufen zwiſchen der Dornallee der Reuſe zu. Sogleich erhebt ſich der Jäger und treibt ſie erſt langſam unter das Reiſigdach, und dann laut ſchreiend und in die Hände klatſchend in die Reuſe hinein. Das iſt eine ſehr zerſtörende Jagd, und die auf ſolche Art gefangenen und lebendig auf den Markt gebrachten Hühner werden von Polizeiwegen weggenommen.

Die Haſenjagd der Mauren iſt noch einfacher: der Jäger iſt bloß mit einem derben Knittel bewaffnet und ſchleicht ſtill auf den dürren mit niederen Vogelkopfbüſchen (Passerina bissuta) bewachſenen Anhöhen herum, auf welchen ſich der Haſe am liebſten aufhält. Bei genauer Ortskenntniß wird leicht das Lager des Haſen gefunden, dem man ſich vorſichtig nähert um ihn mit einem gut angebrachten Streiche zu erſchlagen. Im Winter beim erſten Schnee, der in der Gegend von Konſtantine gewöhnlich 1 bis 2 Tage liegen bleibt, werden viele Haſen auf dieſe Art getödtet. Rechnet

man dazu die vielen Füchse und Schakals, welche diesem Wildpret nachstellen, so darf man sich nicht wundern, daß es nicht sehr häufig mehr vorkommt. Jedem von den Arabern erlegten Wild, vom Hirsche an, der auf der Gränze von Tunis nicht selten ist, bis auf den kleinsten Vogel, wird sogleich unter den gebräuchlichen Formeln des muhamedanischen Ritus die Kehle abgeschnitten, ein Gebrauch, der für den Sammler höchst unangenehm ist.

Eine andere Jagd, für welche besonders die Mauren von Konstantine die größte Leidenschaft haben, ist diejenige des Igels und Stachelschweins; das Fleisch dieser Thiere wird von ihnen, und nicht mit Unrecht, für eine wahre Delikatesse gehalten. Die Jagdliebhaber der Stadt bilden eigene Korporationen, welche in einem zu diesem Zweck bestimmten Gemach ihre Zusammenkünfte und gemeinschaftliche Schwelgereien halten. Dieser Versammlungsort ist mit Waffen und Jagdgeräthschaften aller Art ausgeschmückt, und eine Menge Hunde, meist Bastarde von Jagdhunden Windspiele und Spitze werden von der Gesellschaft auf ihre Kosten unterhalten.

Die Jagd des Igels ist eine nächtliche. An mondhellen Abenden sieht man manchmal sechs bis zehn Jäger mit ihren Hunden auf den Fang ausgehen. Der Igel geht des Nachts seiner Nahrung nach; die Hunde spüren ihn auf, schlagen an, vor dem zusammengerollten Thiere stehen bleibend, und der Jäger kugelt dasselbe ohne Mühe in seinen Burnus. Alljährlich wird eine große Menge von Igeln gefangen.

Die Stachelschweine sind in der Nähe von Konstantine selten. Die Jäger gehen bis in die Zordegas oder in die Berge nordwärts von El-Haria, wo es deren

noch viele gibt, und bleiben gewöhnlich über eine Woche aus; dann bringen ſie faſt immer eine Maulthierladung von Stachelſchweinen nach der Stadt. Der Abgang ſo wie der Einzug, dann die Tracht dieſer afrikaniſchen Nimrods iſt einer gewiſſen waidmänniſchen Etikette unterworfen, von welcher Keiner im mindeſten abweichen kann, ohne ſeine Würde auf's gröblichſte zu verletzen. Ein Paar braune bis an die Kniee reichende Pluderhoſen aus groben wollenem Zeuge, ein dergleichen Kaftan mit einer Kapuze, worüber eine rothe Leibbinde, und über dieß Alles ein Burnus, ſo iſt das offizielle Jagdkoſtüm in Konſtantine. Die Vorkehrungen zur Jagd werden unter Mitwirkung der ſämmtlichen Mitglieder der Zunft im beſtimmten Lokal getroffen, und von hier aus ſetzt ſich der Zug in Bewegung. Die Jäger gewöhnlich 4 bis 6 an der Zahl, gehen gemeſſenen Schrittes, einer hinter dem andern, jeder iſt mit einem Stock oder auch mit einem kurzen Spieß, der Widerhacken hat, bewaffnet und führt eine Koppel Hunde an der Leine. Dieſe ceremonielle Ordnung wird natürlich nur ſo lange beobachtet, als ſie in der Stadt ſind; im Freien werfen ſie die läſtige Form ab und ſchreiten rüſtig nach der Gegend zu, wo ſie ihr Wildpret anzutreffen verſichert ſind.

Obſchon die Jagd während der Nacht ergiebiger iſt, ſo ziehen die Araber doch vor, am Tage zu jagen, da ſie im erſten Falle eben ſo leicht einem Panther als einem Stachelſchwein begegnen könnten. Wenn die Alles durchſtöbernden Hunde ein Stachelſchwein aufgeſpürt haben, ſo können ſie ihm zwar bei dem beſten Willen nichts anthun, da ſich das Thier durch Aufſpreizung ſeiner Stacheln tapfer zur Wehre ſetzt; ſie verhindern

es aber an der Flucht und ihr fortwährendes Bellen ruft die Jäger herbei, welche ihre Beute mit einem Schlag auf den Kopf oder mit einem Lanzenstich tödten. Die sehr lose in der Rückenhaut sitzenden Stacheln fliegen während des Kampfes oft weit fort, durch das plötzliche Aufsträuben abgerissen; das hat zu der Sage Veranlassung gegeben, das Thier könne seine Stacheln nach Belieben fortschießen, was doch rein unmöglich ist. Die Araber aber, die wie alle orientalischen Völker große Freunde von Hyperbeln (Uebertreibungen) sind, behaupten steif und fest, daß die Hunde mit den fortgeschossenen Stacheln oft schwer verwundet würden und daß man diese Pfeile oft in Bäumen ja in Felsen steckend gefunden habe.

Bei der Rückkehr von einer glücklichen Jagd wird auf der Anhöhe vor dem Thor El-Kantara Halt gemacht und ein Bote nach der Stadt abgesandt, um die respektiven Mitglieder der Innung von der Ankunft der Waidgesellen zu benachrichtigen. Das Wildpret wird indeß zur Schau ausgelegt, und bald erscheinen die Betheiligten, um die wichtige Ceremonie des Einzuges in die Stadt vorzubereiten. Ein Kreis von Neugierigen bildet sich um die Schlachtopfer, aber kein unziemlicher Laut wird vernommen, und nur mit gedämpfter Stimme theilen sich die Zuschauer ihre gegenseitigen Bemerkungen mit. Jetzt wird jedem der Jäger ein Stachelschwein auf den Rücken gegeben, der Burnus darüber geschlagen, dessen beide Zipfel vorn auf der Brust werden zusammengebeftet und über und über mit Stacheln besteckt. Sind nicht genug Jäger vorhanden, so werden etliche Jungen aus den Zuschauern requirirt, und in die Uniform der Jäger gekleidet. Nach beendigter Toi-

lette setzt sich die Prozession ebenso wie beim Auszug in Bewegung; statt aber ihren nächsten Weg durch das Thor El-Kantara zu nehmen, macht dieselbe den weiten Weg durch das Thor Bab-el-Wad, um von dort ihren pompösen Einzug erst durch das französische Quartier, und dann durch arabische Stadtviertel zu halten.

Am folgenden Tage wird in der Jagdstube ein fabelhaftes Festmahl gehalten, wobei eine Unmenge von Tabak und Hanf geraucht wird, der Kaffee in Strömen fließt, und eine lärmende Musik die Fröhlichkeit bis zur ungebundensten Ausgelassenheit steigert. Der Ueberschuß wird den Weibern nach Hause geschickt, die dann ihrerseits mit den Ihrigen einen fetten Schmauß halten.

Die wilden Schweine sind sehr gemein in allen Waldgegenden der Provinz, und man sieht sie Morgens früh bei Tagesanbruch rudelweise an den Berghängen hinziehen. Ungeachtet ihrer großen Anzahl hat man wenig Beispiele von Verwüstung der Felder, wie solche an der Gränze der großen Waldungen Deutschlands und Frankreichs zu sehen ist. Die afrikanischen Schweine sind nicht sehr groß und lassen sich leicht zähmen; ihr Fleisch schmeckt weniger wildpretartig als das der europäischen, und nähert sich dem Geschmack der zahmen Schweine. Die Araber, welche kein Schweinefleisch essen, benutzten dieß Wildpret früher bloß zur Fütterung der Hunde, machen jetzt aber öfter darauf Jagd, da es auf den Märkten guten Absatz findet.

Nach einem zehnstündigen nur einmal durch das Frühstück unterbrochenen Ritte kamen wir Nachmittags um halb 5 Uhr zu Konstantine an, wo mir ein glücklicher Umstand nähern Aufschluß über eine Jagd gab,

die mir immer an das Fabelhafte zu gränzen schien, obwohl glaubwürdige Reisende mehrfach davon erzählt haben.

Die Jäger einer Waidmannszunft in unserer Nachbarschaft hatten ein altes Hyänenweibchen mit vier Jungen gefangen, und wir waren eingeladen, das Thier anzuschauen. Wir säumten nicht lange hinzugehen und fanden das Haus von Neugierigen erfüllt. Ein dichter Kreis von Jagdliebhabern umgab einen alten Mann, der die Hyäne an einem Stricke hielt; sie hatte einen Knebel im Maul, der mit einer wollenen Schnur um Schnauze und Nacken befestigt war; an den Hinterläufen waren die Achillessehnen stark zusammengeschnürt. Das Thier war sehr niedergeschlagen, ließ sich geduldig hin und her ziehen, und machte nicht den geringsten Versuch, sich zur Wehre zu setzen. Der Alte erzählte uns die Art und Weise wie er sich seiner Beute bemächtigt hatte:

„Ich hatte vor acht Tagen die Höhle der Hyäne in den Felsen des Hamma ausfindig gemacht; an verschiedenen Zeichen erkannte ich, daß sie Junge haben müsse, und beschloß sogleich, sie mit ihrer ganzen Sippschaft zu fangen. Gestern Abend ging ich mit meinem Bruder und meinem hier gegenwärtigen Nachbar Sliman dahin; Sliman ist jung und stark und der größten Hyäne gewachsen. Ich bin alt und steif; doch schmeichle ich mir, daß noch Keiner schneller eine Hyäne fesselte als ich, und zur Zeit des Bey Hadsch-Achmed habe ich manches schöne Thier in den Palast geführt. Wir zündeten unsere Laternen an und Sliman stieg zuerst in die Grotte, in welcher sich der Eingang zur Höhle befand; ich und mein Bruder stiegen ihm nach, ich hielt die Stricke, er

aber einen alten Burnus in Bereitſchaft. Sliman war auf allen Vieren mit vorgehaltener Laterne in die Höhle gekrochen, und kam bald mit guter Nachricht wieder heraus: er hatte die funkelnden Augen des Thiers geſehen und die Jungen knurren hören. Jetzt war es Zeit, die Worte zu ſprechen, die das Thier zu bethören vermögen, und ohne welche der Fang übel ablaufen würde. Sliman ergriff den Knebel, an deſſen einem Ende eine ſtarke Schnur befeſtigt iſt, und kroch langſam voran, ich mit hoch gehaltener Laterne ihm nach: Er begann: „„Es iſt kein anderer Gott als Gott, und Mohamed iſt ſein Prophet! Komm', du ſchönes Thier, daß ich dein geſtreiftes Fell zur Bewunderung aller Gläubigen mit einer golddurchwirkten Maharma ſchmücke, daß ich deine zierlichen Pfoten mit Henna färbe und deine glänzenden Zähne mit der Wurzel des Nußbaums reibe! Allah iſt groß! Allah iſt barmherzig!““ Bei dieſen Worten waren wir allmählig bis zur Hyäne vorgedrungen. Sliman hielt ihr den Knebel vor, den ſie ſogleich zwiſchen den Zähnen feſthielt und nicht mehr fahren ließ: zu gleicher Zeit fuhr er ihr mit der Schnur ſchnell um Schnauze und Hals, ich legte ihr die Stricke um die Beine, und wir zogen ſie ſo bis an den Eingang der Höhle, wo mein Bruder den Burnus über ſie warf, was uns erlaubte den Knebel feſter zu binden und die Sehnen zuſammenzuſchnüren. Nachdem wir die Jungen herausgeholt hatten, machten wir uns auf den Rückweg, und trugen das Thier in dem Burnus nach Hauſe.“

Dieß iſt Wort für Wort die Erzählung des alten Jägers, die vollkommen übereinſtimmt mit den Erkun-

digungen, die ich bei andern Jägern sowohl in der Stadt als in den Duars einzog.

Die Hyänenfänger ließen sich aus dem arabischen Bureau die von der Regierung festgesetzte Prämie zu 20 Franken für die Mutter und 5 Franken für jedes der Jungen auszahlen, und dann trafen sie Anstalt zu einer Hetze, die am folgenden Tag vor dem Thore El-Kantara Statt haben sollte.

Ich verfehlte nicht, mich zur bestimmten Zeit einzufinden. Alle Jäger und Hundeeigenthümer des arabischen Stadttheiles warteten ungeduldig mit ihren Hunden auf die Ankunft des unglücklichen Thieres, und die Blicke des zahlreichen Publikums waren sehnsuchtsvoll auf das Stadtthor gerichtet. Endlich erschien Sliman mit seinen Genossen, die Hyäne an einer Kette führend unter einem großen Geleite jubelnder Jungen. Die von ihren Herren gehaltenen Hunde, 30 bis 40 an der Zahl, zerrten wie rasend an ihren Leinen, und man hätte glauben sollen, sie würden das Thier in weniger als einer Minute in Stücke zerrissen haben. Man stellte die Hunde in einem Halbzirkel auf eine Entfernung von etwa sechs Schritten hinter die Hyäne, und suchte ihren Muth durch den Anblick derselben auf's Aeußerste zu entflammen. Unterdessen wurde die Kette und der Knebel behutsam losgebunden, und als sich das Thier frei fühlte, stürzte es trotz seiner zusammengeschnürten Sehnen wie ein Pfeil davon. Alle Hunde waren dicht auf seiner Ferse, und in einem Nu war es sammt seinen Verfolgern in den Kaktuswaldungen verschwunden. Ein Paar tüchtige deutsche Saufänger hätten der Jagd bald ein Ende gemacht, allein was konnte man von diesen Igel- und Stachelschweinfindern erwarten?

Schon begann ich einige Hoffnung für das Entkommen der Verfolgten zu hegen, und die Jäger mochten wohl dasselbe befürchten, denn sie liefen wie unsinnig den Berg hinan, um ihr den Weg abzuschneiden; aber bald erschien die geängstete Hyäne an dem Abhang von Sedi Mabruk, den sie mit der äußersten Anstrengung zu erklimmen suchte, doch sie fiel erschöpft nieder, und da gaben ihr einige der beherztesten Hunde ein paar unschädliche Bisse. Mittlerweile waren mehrere Männer herbeigeeilt, die sie durch Schläge auf den Kopf betäubten; einige Augenblicke darauf fiel es ihnen ein, sie noch einmal zur Flucht zu bewegen, was aber ohne Erfolg blieb, und so sahen sie sich genöthigt, der Marter ein Ende zu machen. Die Zuschauer waren nur halb zufrieden, murrten über die Jäger und über die Feigheit ihrer Hunde.

Zweiter Abschnitt.

Die Fanti's.

Die Fanti's wohnen auf der Westküste von Afrika, der sogenannten Goldküste, zwischen dem 6. u. 7. Breitengrade. Physisch betrachtet sind sie unter den Negervölkern sehr begünstigt, denn sie sind gut gebaut, muskulös, kräftig und gewandt, sie haben im Allgemeinen hübsche Züge, ihre Backenknochen sind minder vorste-

hend, die Naſe minder flach und die Lippen minder dick, als bei dem reinen Neger. Die Weiber ſind im Allgemeinen minder hübſch, und ſie haben hier wie in allen uncivilisirten Ländern, alle ſchwere Feldarbeit zu verrichten, während ſie überhaupt von ihren Männern und männlichen Verwandten ſo ziemlich nur wie nutzbare Hausthiere betrachtet werden.

Die Stadt Cap Coaſt an der Küſte iſt in vier Quartiere getheilt, von denen jedes durch einen beſondern Clan oder Familie eingenommen iſt, einen untergeordneten Häuptling oder Kapitän über ſich hat, und ſeine eigenen Fahnen und Muſikanten beſitzt. Dieſelbe Eintheilung in Familien herrſcht auch in andern Städten und Dörfern in dieſem Theil der Küſte, und manchmal werden die ſo gebildeten Clans ſehr mächtige Genoſſenſchaften die nicht nur aus den Abkömmlingen einer Familie, ſondern auch aus den Sklaven und andern Angehörigen beſtehen. Im Laufe der Zeit wird es wegen des Wachsthums der Familie und den verſchiedenen Beſchäftigungen, welche die Mitglieder ergreifen müſſen, nothwendig, daß ſie ſich trennen; damit ſie aber in den kleinlichen Streitigkeiten, die unter den Eingeborenen ſo häufig ſind, nicht in gegenſeitigen Kampf und Feindſeligkeiten gerathen, hat jede Familie eine beſondere Art Wappen angenommen, das zwar von der möglichſt rohen Art iſt, aber vielleicht aus älterer Zeit ſich her ſchreiben mag, als manche ſtolze Familie Europa's ihren Stammbaum zurückführen kann. Das Mahlzeichen einer Familie, nach welchem man ſie auch benennt, iſt gewöhnlich die Darſtellung eines Thieres; ſo treffen wir den Stamm des Patatſchu oder Leoparden, der Katze, des Hundes, des Falken, des Papageien u. drgl. Während der Jahres-

zeit der Festlichkeiten halten diese Stämme große Aufzüge, bei welchen der Häuptling in einem langen schmalen Korbe auf dem Kopf zweier Männer umhergetragen wird, während je nach seiner Macht ein bis vier große, aus den buntesten Zeugen verfertigte Sonnenschirme über ihn gehalten und mehrere Sklaven mit Fliegenwedeln aus Pferdeschweifen, die man aus dem Innern herbringt, umher fuchteln, um die Fliegen von seiner schwarzen Person abzuwehren. Ein kräftiges Stammgefühl herrscht unter den Stämmen, und macht, daß sie in Kriegszeiten rühmlich mit einander wetteifern. Nach dem Verhältniß der Zahl der menschlichen Kinnbackenknochen an des Häuptlings Kriegspferd gilt der Stamm unter den andern. Dieß in Fanti's Art lobenswerthe Gefühl führt zu schlimmen Folgen, denn wenn sich zwei verschiedene Stämme bei ihren Aufzügen in der Straße treffen, will keiner dem andern nachgeben, ein Zank ist dann unvermeidlich, und, wie dieß kürzlich zu Elmina und Akkra geschah, Blutvergießen ist nichts Seltenes. Unter den Mitgliedern jeder Familie herrscht eine große Anhänglichkeit, und wenn einer in Noth geräth, unterstützen ihn unwandelbar seine glücklichen Brüder, so daß an diesem Theil der Küste kein Bettler zu sehen ist, außer hie und da einer der Unglücklichen, die durch schlechte Aufführung sich solchen Mitleids unwerth gemacht haben, und aus dem Dorfe vertrieben wurden.

Das Volk hegt ein tiefes Gefühl der Verehrung für seine Todten, und dieß mag zu den eigenthümlichen Begräbnißceremonien Veranlassung gegeben haben, welche sich bis auf den jetzigen Tag erhielten und in gewissem Grade an die Gebräuche der Etrurier erinnern. Tritt ein Todesfall im Hause eines der reichen Eingeborenen

ein, so wird der Körper des Todten in reiche Gewänder gekleidet, mit einer Menge Juwelen geschmückt und in einer sitzenden Stellung auf einen hohen Sitz in einer Zimmerecke oder in den nach dem Hofe zu offenen Theil des Hauses gebracht. Ein mit Süßigkeiten, Branntwein, Wein, Bier, Tabak u. drgl. wohlversehener Tisch wird zu den Füßen des Verstorbenen aufgestellt. Alle Verwandten und Anhänger der Familie versammeln sich und halten dabei Wache, wo es freilich ziemlich lärmend zugeht. Das Klima Guinea's macht es nöthig, daß die Trauerfeierlichkeiten vergleichsweise kurz sind, da man die Leiche nach 24 Stunden beerdigen muß. Die Leiche wird mit allem ihrem Schmuck in eine länglich viereckige Kiste gelegt, in welche auch eine für hinreichend geachtete Menge Goldstaub, Branntwein, Süßigkeiten, Tabak, Küchengeräthe und Waffen gelegt werden, um dem entwichenen Geist bei seinem Eintritt in die unbekannte Welt Unabhängigkeit, Bequemlichkeit und Sicherheit zu verschaffen. Unter den Eingeborenen, die schon mehr mit Europäern verkehrten, wird der Körper ruhig in ein im Familienhause gegrabenes Grab gelegt, und das Ereigniß ist so bald vergessen, als unter Christen. Unter denjenigen Bewohnern aber, welcher keiner europäischen Regierung untergeben sind, sind die Begräbnißgebräuche gewöhnlich von Ceremonien der empörendsten Art begleitet. Ist der Verstorbene ein Mann von Bedeutung gewesen, so hält man es für unerläßlich, daß der Sarg nicht unmittelbar auf der kalten Erde ruht, sondern von Sklaven getragen wird, zu welchem Ende, da Verwandte und Anhänger sich um das offene Grab drängen, eine gewisse Anzahl Sklaven, gewöhnlich vier, plötzlich durch einen von hinten mit einer schweren Keule

auf den Kopf geführten Schlag betäubt gemacht werden; die noch lebenden Leiber werden in's Grab hinabgestürzt, der Sarg sogleich darauf niedergelassen und mit Erde zugeworfen. Der Ursprung des schrecklichen Gebrauchs ist der Glaube, daß die Sklaven auch in der Geisterwelt zu Diensten des Verstorbenen seyn werden. In einigen Fällen wird der größte Theil der Juwelen, womit die Leiche verziert ist, vor der Beerdigung weggenommen, oder der Körper zu diesem Zwecke nach einem Jahre ausgegraben. Dieß gilt aber als eine Art Entheiligung, und die allgemeine Sitte ist, alle verfügbaren Juwelen und Goldkörner mit werthgeschätzten Verwandten zu begraben; nicht selten stürzen sich die überlebenden Mitglieder der Familie in Schulden, nur um einen Vater oder eine Mutter zu zieren. Aus dieser Art, die Todten zu beerdigen, ergiebt sich, daß in den Häusern der älteren und mächtigeren Familien nicht nur die Knochen mehrerer Generationen, sondern auch eine bedeutende Menge Gold und anderer werthvoller Gegenstände unter dem Boden liegt, so daß in Kriegszeiten die Sieger nicht selten durch die Beraubung der Gräber eine reiche Beute davontragen. Von den Armen, namentlich denen, die keine festen Wohnungen haben, gilt alles dieß freilich nicht, man bewacht die Todten so gut es eben die Ueberbleibenden leisten können, und begräbt sie dann in dichtem Buschwerk, wo bald jede Spur des Grabes unter der üppigen Vegetation verschwindet.

Das alte Kind.

Es herrscht in Comantine, der Stadt der Fanti's, die Ueberlieferung oder trügerische Sage, daß das Volk einen Knaben besitze, welcher schon seit Anfang der Welt am Leben sei. Dieses Kind nimmt angeblich weder Speise noch Trank oder sonst eine Nahrung zu sich, bleibt aber fortwährend im Zustande der Kindheit. Der englische Reisende Hr. Duncan*) kam mit einigen Freunden in Comantine an, und machte sich über die alberne Geschichte lustig. Das schien seinen Freund Brown, einen unter den Fanti's angesiedelten englischen Kaufmann, etwas zu beleidigen, denn dieser versicherte ihm, er und sein Vater hätten das Kind wirklich gesehen. Ich war daher begierig, erzählt Hr. Duncan, es ebenfalls zu schauen, und während der halben Stunde, die erforderlich war, das Wundergeschöpf auf diesen Besuch vorzubereiten, ließ man uns in das Fetischhaus treten, wo wir auf einem im Winkel stehenden Stuhle eine kleine aus Thon gebildete Figur des Götzen sitzen sahen, den man, je nach Umständen, bald anruft, bald mit Drohungen überhäuft und bestürmt. In demselben Hause stand ein hohler, mit weißen Flecken bedeckter Kokusstamm an die Wand gelehnt, der nach den Versicherungen dieser Leute vom Himmel herabgekommen war und nun als Zeichen, daß ihr Fetisch für sie lebe, hier auf-

*) Duncan's Reisen in Westafrika, v. Lindau. I. (Dresden 1848.)

bewahrt wurde. Als ich ihnen wegen ihres Glaubens an solche Geschichten einige Vorwürfe machte, schien man höchlich erstaunt und entrüstet zu sein, vor Allen das Fetischweib, eine Priesterin, die zuweilen für die Bereitung gewisser nach der Meinung des Volkes sehr wirksamer Zaubermittel große Summen erpreßt. Wenn Jemand erkrankt, so schicken seine Verwandten nach dem Fetischmann, der gewöhnlich, wenn die Familie um ihren Kranken sehr besorgt ist, eine bedeutende Gabe und hierzu eine Gallone Rum verlangt, um auf das Wohl des Fetisches zu trinken, häufig läßt er auch einige Flaschen Rum an verschiedenen Stellen bis an den Hals in die Erde graben, und wie man glaubt, nimmt diese dann der Gott als Belohnung für sein dem Kranken erwiesenes Wohlwollen. Stirbt aber der letztere, so gibt der Fetischmann den Verwandten die Versicherung, daß die Gunst des Gottes durch eine so kleine Quantität Rum nicht wäre zu gewinnen gewesen.

Ich wurde immer begieriger, jenen wunderbaren Zwerg oder jenes alte Kind zu sehen, erhielt aber auf's Neue den Bescheid, ich müßte noch eine Weile warten. Wir mußten aber an die Fortsetzung unserer Reise denken, und brachen daher auf. Glücklicherweise führte unser Weg an der Wohnung des Wunderkindes vorüber. In der Hoffnung, es doch noch zu sehen, machten wir Halt; als wir aber auch dießmal wieder vertröstet wurden, verlor ich die Geduld, und beschloß den Eintritt zu erzwingen. Meine afrikanischen Freunde und das Volk, das sich aus allen Theilen der Stadt versammelt hatte, warnten mich vor dem Verderben, das mich zuverlässig treffen müßte, wenn ich ohne Erlaubniß in das Heiligthum dringen würde. Aber ich zeigte ihnen als meinen

Fetisch, meine Doppelflinte, und drängte mich durch die Menge. Indem ich hierauf durch eine sehr enge Thür in einen Kreis von 30 Ellen Durchmesser trat, welcher mit einem dichten Pfahlzaun umschlossen und auf der Außenseite mit langem, ungefähr 9 Fuß hohem Grase verdeckt war, so daß von dem, was sich im Innern befand, Niemand etwas sehen konnte: fiel mein Blick zuerst auf ein altes Weib, das ich ohne ihr Geschlecht und ihre Gestalt fast für das geheimnißvolle Wesen hätte halten können, das seit Erschaffung der Welt hier hausen sollte. Diese Frau war jedenfalls das ekelhafteste Geschöpf, das ich je gesehen habe; sie trug, wie alle Eingebornen dieses Orts außer einem unsaubern um die Lenden geschlungenen Lappen nicht die mindeste Kleidung. Ihre äußerst schmutzige Haut war tief gefurcht und ihr Körper fast fleischlos. Dieses alte Weib war die vermeintliche Amme des ewigen Kindes. Bei meinem Eintritt kam die Fetischfrau — dieß war ihr hoher Titel — wüthend auf mich zu, und suchte mich mit den drohendsten Geberden fortzutreiben, damit ich nicht in das Haus des Gottes träte; aber ich schob sie trotz ihres Widerstandes auf die Seite und bahnte mir den Weg zu dem Hause, das in der Mitte der Umzäunung stand, und von Außen die Form eines Kegels hatte. Es war mit einem Dache von langem Grase versehen und aus hölzernen Pfosten zusammengelegt. Im Innern fand ich eine Lehmbank in der Gestalt eines Stuhles; aber der Bewohner war abwesend, und das alte Weib gab vor, sie hätte durch ihre Zaubermacht ihn verschwinden lassen.

Bei meiner Rückkehr fand ich meine Freunde voll Besorgniß, daß mir etwas Entsetzliches widerfahren sein

möchte, und das Volk war wüthend, wagte jedoch nicht, mich anzugreifen, denn es gibt keine größeren Feiglinge als diese Menschen, sobald man ihnen den geringsten Widerstand zeigt. Sie sind so abergläubisch, daß sich Keiner von ihnen ohne die Erlaubniß der alten Amme erkühnt, über die Schwelle des Hauses zu treten und in jenes Heiligste zu schauen. Als ich ihnen auseinandersetzte, welches Possenspiel das alte Weib mit ihnen trieb, waren sie sehr aufgebracht. Ohne Zweifel wird jedesmal, wenn ein Fremder das Wunderkind zu sehen wünscht, von dem Nachbar ein Kind geborgt, gehörig herausgeputzt, und durch verschiedene Thonfarben unkenntlich gemacht. Die Fanti's sind so abergläubisch, daß sie gar nicht über ihre Unwissenheit belehrt sein wollen.

Der Schibutterbaum.*)

Dieser merkwürdige Baum wurde zuerst durch die Reise des berühmten Mungo Park, der ziemlich weit in das Innere von Afrika vordrang, bekannt. In der Gegend von Kabba, einer ansehnlichen Stadt kam er gerade zur Zeit der Butterernte an, und sah, wie man eine unsägliche Menge von Früchten aus den Schibaum-Wäldern zusammentrug, um aus ihrem Kerne die Butter auszusieden. Die Butter war, außerdem, daß sie sich ohne Salz über Jahr und Tag hielt, weißer, fester

*) Nach John Duncan.

und ſchmackhafter als die beſte Kuhbutter, die Park je genoſſen hatte, und machte einen der wichtigſten Handelsartikel jener Gegenden aus.

So verhält ſich's noch heutzutage mit der Schibutter; ſie iſt für manche Gegenden unſchätzbar. Nicht bloß als Schmalz und Würze für die Speiſen, auch als Oel zum Einreiben des Körpers und zum Brennen der Lampen muß ſie dienen. Dieſe Lampen beſtehen aus einfachen irdenen Schaalen, in denen ſich ein Docht befindet, der aus der einheimiſchen Baumwolle gedreht wird. Auf dieſen zuſammengerollten Docht drückt man ein Stück Schibutter, die faſt ſo feſt iſt wie unſer Schweineſchmalz. Die Butter zerſchmilzt an dem angezündeten Docht in eine ölartige Flüſſigkeit und gibt eine ſehr helle, nicht im Mindeſten übelriechende Flamme.

Der merkwürdige Baum hat große Aehnlichkeit mit dem Lorbeer, und erreicht eine Höhe von achtzehn bis zwanzig Fuß. Seine ſaftgrünen Blätter ſind etwas kürzer und an der Spitze etwas breiter als ein Lorbeerblatt. Die Nuß hat die Größe und Geſtalt eines Taubeneies, und wenn ſie reif iſt, eine dunkel- oder hellbraune Farbe. Der Inhalt der von ihrem Kern vollkommen ausgefüllten Schaale iſt ziemlich von derſelben Art wie der eines Eies. Um die Butter zu gewinnen, drückt man die Kerne in ein irdenes Gefäß mit Waſſer, und läßt ſie eine halbe Stunde langſam kochen. Hierauf ſeihet man die Maſſe durch eine Grasmatte, worauf ſie gehörig abgekühlt, eine butterartige Feſtigkeit erhält.

Die Nüſſe hängen in Bündeln an den verſchiedenen Zweigen, doch hat jede Nuß ihre eigene ſieben bis acht Zoll lange Faſer, an welcher ſie in ſehr eigenthümlicher

Weise befestigt ist. Das Ende der Faser ist in einer dünnen, einen halben Zoll breiten und dreiviertel Zoll langen Haut verborgen. Diese Haut hängt an der Seite der Nuß, die sich sobald sie reif wird, von ihr ablöst und zu Boden fällt. Ein großer kräftiger Baum dieser Art gibt ungefähr einen Scheffel Nüsse, ist also noch ergiebiger wie die Olive.

Wer sollte glauben, daß man in Dahomey nahe daran war, diesen segensreichen Baum zu vertilgen! Zur Vertilgung des Schibutterbaumes hatten sich nämlich die einheimischen und portugiesischen Sklavenhändler vereinigt, weil sie fürchteten, die Schibutter möchte auch in den europäischen Handel kommen, und die Eingebornen auf diesen Erwerbszweig zum Nachtheil des Sklavenhandels aufmerksam machen. Die Sklavenhändler von Whyda suchten es daher beim König von Dahomey auszuwirken, daß er die auf den Märkten feilgebotene Schibutter mit einer bedeutenden Steuer belastete. Der Artikel blieb aber dennoch so gesucht, daß sich die Eingebornen selbst durch die Steuer nicht abschrecken ließen, Butter zu erzeugen. Da wurde die Steuer verdoppelt. Diese Auflage war zu schwer und zwang das Volk zu einer Art von Schmuggel-System; um diesem Einhalt zu thun, wurde streng befohlen, sowohl im Königreiche Dahomey als auch in dem dem König unterworfenen Mahilande alle Bäume dieser Art niederzubrennen. Die schnelle und mächtige Vegetation ließ sich aber nicht ausrotten, und so wurde dennoch der Artikel, freilich in geringer Menge, erzeugt. Nachdem die Bereitung der Butter für ungesetzlich erklärt war, wurden dem König zahlreiche Petitionen — mündlich vorgetragen, worin man auf die medizinischen Eigenschaften der Schibutter,

auf ihre Heilkraft als Salbe und Magenmittel aufmerkſam macht, und nun erließ Se. ſchwarze Majeſtät in muſterhafter Herzensgüte, trotz allen Bitten der Sklavenhändler, die Verordnung, daß die Bereitung einer gewiſſen Menge von Schibutter für jene heilſamen Zwecke in ſeinem ganzen Lande geſetzlich erlaubt ſein ſollte.

Vom Lande und Volke der Aſhanti's.*)

Das Land.

Das Land der Aſhanti's liegt nur etwa 7 Grade im Norden des Aequators in der Mitte der heißen Zone. Nichtsdeſtoweniger iſt das Klima nur an der niedrigen und ſandigen Meeresküſte drückend heiß. Da ſich das Land von der Küſte aus in's Innere ziemlich hoch emporhebt und das Königreich der Aſhanti demnach gleich ſeinen Nachbarländern auf einer Bergterraſſe liegt, ſo iſt ſein Klima gemäßigt und die Temperatur im größten Theile des Jahres mild und angenehm, ähnlich wie in Italien. Da den Leuten die Sonne im Laufe des Jahres zwei Mal über dem Kopfe weggeht, ſo haben ſie zwei Mal Sommer und zwei Winter, d. h. zwei Mal heißeſte und ebenſo oft regnichte Zeit, aber wie bei uns treffen die heißeſten Tage nicht mit dem

*) Vergl. Ausland 1849, 87.

höchsten Stande der Sonne zusammen, sondern folgen später. Die Regengüsse sind heftig mit wüthenden Stürmen verbunden, auch gibt es Hagelschauer, bei denen oft große Eisstücke niederfallen; die Gewitter wie in allen tropischen Ländern sind auch hier ebenso heftig als häufig, und entladen sich sogar bei blauer klarer Luft ohne Regen.

Das Land ist sehr fruchtbar; in den Ebenen ist die Erde schwarz, schwer und fett und trägt 4 Fuß hohe Gräser und Kräuter. An Fruchtbäumen, Wäldern, Wiesen, Produkten aller Art ist Ueberfluß; ebenso reich und üppig ist die Thierwelt. Unter den Bäumen der Wälder zeichnen sich durch ihren großen Nutzen vor Allem die Palmen aus; von einigen Arten genießt man die Früchte, von dem Safte anderer wird das Nationalgetränk, der Palmwein bereitet; noch andere liefern vorzugsweis das Oel, wieder andere die Butter. Auch von den Gummibäumen gibt es mehrere Gattungen; eine größere Art wird sehr alt und ihr Stamm sehr dick. Dieser große Gummibaum hat eine so dichte und schattige Laubkuppel, daß die Ashanti's seine Blätter zum Bilde des Unzähligen gemacht haben. Wo die Araber sagen: So unzählig wie der Sand am Meer, sprechen die Ashanti's, so unzählig wie die Blätter des Gummibaumes, welche Phrase in ihrer Sprache so lautet: Bua-bua-ga-gain. Bis 100,000 können sie genau zählen, was aber über 100,000 hinausgeht, ist: „Bua-bua-ga-gain."

Der Baumwollenstrauch wird wie Reis auf den Feldern gepflanzt, und gibt die gewöhnliche zu Geweben und Gespinnsten benutzte Baumwolle. Auch Flachs und Hanf wird gebauet, gesponnen und gewoben. Der

„Seidenbaumwollenbaum" — wie ihn die Engländer nennen — wird ſehr hoch und ſtark, hat große Früchte, die einen Fuß und darüber lang werden, aber ſeine Wolle iſt zu kurz, um verſponnen zu werden. Sie iſt aber ſo weich und zart wie Seide und wird zu Kiſſen und Pfühlen benutzt.

An eßbaren ſchönen Früchten hat das Land Ueberfluß, wie ganz Guinea überhaupt. Zuerſt die Citronen und Apfelſinen, von denen man vermuthet, daß ſie durch die Portugieſen hieher verpflanzt ſind und ſich raſch im ganzen Lande verbreitet haben; ſie gedeihen zu außerordentlicher Größe und Schmackhaftigkeit. Alsdann die Banane (Musa sapientum) und Ananas. Den Weinſtock kultiviren die Aſhanti's nicht, doch gibt es wilde Trauben in den Wäldern, ſowie auch wilde Feigenbäume. Das Zuckerrohr wird gebaut und genoſſen, indem man es ausſaugt. Auch haben ſie eine Knollenpflanze im Lande, die ganz unſerer Kartoffel ähnlich ſieht, und vielleicht auch unſere Kartoffel, deren Heimath wir bis jetzt bloß in Amerika glaubten, ſelber iſt.

Das Hauptnahrungsgewächs aber, das die Stelle der Kartoffel und des Getraides zugleich verſieht, das man auf allen Feldern ſorgfältig angebaut findet, iſt die Yamswurzel, ein längliches ziemlich großes Knollengewächſe. Die Ordnung und Größe der Yamspflanzungen bei dieſen Völkern, die wir irrthümlich für noch wilder hielten, als die Nomaden der Steppen, haben jeden Reiſenden überraſcht. Dieſe Pflanzungen ſehen aus wie ein regelmäßiger Hopfengarten. Die Pflanzen ſind nach der Schnur in Reihen geſetzt, rings mit einem breiten Gange verſehen und wohl eingezäunt. Die Umzäunung hat zwei Thüren, und bei jeder Thüre

haust ein Sklave, der die Pflanzung bewacht. Man kocht und bratet die Yamswurzel, macht Suppe davon, ißt sie getrocknet und in den verschiedensten Gestalten, und legt Vorräthe davon an für den Fall der Noth. Da sie das wichtigste Geschenk ist, was die Götter und Vorfahren den Ashanti's machten, so ist auch das Fest bei der Ernte der Yamswurzel, die „Yamsfeier," das ceremonienreichste und prächtigste Fest im ganzen Jahre! Bei dieser Feier müssen alle Cabosios (Häuptlinge), Generale, Statthalter und tributpflichtige Könige dem Herrscher von Ashanti ihre Aufwartung machen. Und bei dieser Gelegenheit bildet sich dann auch die allgemeine, alljährlich wiederkehrende Reichsversammlung, von welcher große Staatsverträge und Reichsgesetze bestätigt und ausgefertigt werden.

Auch den Reis verstehen die Ashanti's zu bauen, und endlich müssen auch die verschiedenen Arten von Kürbis erwähnt werden, die hier trefflich gedeihen. Wie die Bewohner vieler anderer tropischen Länder höhlen die Ashanti's ihre Kürbisse aus und benutzen die harten Schaalen derselben als Flaschen, Schüsseln, Teller und Körbe. Die Kürbisse oder Kalebassen werden so groß, daß sie oft die größten Gefäße, als Körbe, Kisten, Kasten, Mehlsäcke, ja Wagen zu ersetzen im Stande sind. Fast Alles wird in Kalebassen transportirt, Kleider und Lebensmittel und Geräthschaften. Selbst vom Acker werden die Früchte in Kalebassen heimgetragen.

Aber vielleicht noch üppiger und zahlreicher ist das Thierreich in diesen Ländern. Die Wälder wimmeln von Affen allerlei Art, von Leoparden, Tigern, Löwen, Hyänen, deren Geheul in jeder Nacht die Fluren erfüllt, wie bei uns das Gezirpe der Heuschrecken. Auf

den wilden Wieſen weiden Hirſche und Rehe, in den Sümpfen und Schilfen hauſen der Elephant, das Rhinoceros, ſein unverſöhnlicher Feind, und Schaaren von wilden Schweinen. Die Laubgewölbe der Bäume ſind mit großen Vögeln aller Art gefüllt, mit Papageien, wilden Tauben, Adlern und zahlloſen kleinen gefiederten Thieren. In den Flüſſen, ſelbſt in den kleineren, wimmelt es von Fiſchen und Amphibien, namentlich von Krokodilen, auch von Nilpferden, die man hier Waſſer-Elephanten nennt. Auch der Schlangen gibt es hier in großer Menge, von den kleinen Hausſchlangen, die man in der Hütte jedes Guinea-Negers findet, bis zu der rieſigen Boa Conſtriktor, der Abgottsſchlange in den Wäldern, die gerade in dieſem Theile von Afrika am Beſten zu gedeihen ſcheint. Der engliſche Reiſende Duncan tödtete in Dahomey eine ſolche Boa von 25 Fuß Länge.

Von den vierfüßigen Raubthieren ſind Löwe und Tiger die größten und gefürchtetſten, doch iſt der Tiger häufiger als der Löwe. Die Einwohner jagen den Tiger ſeines Felles wegen, auch — wie es ſcheint — um ihren Großen ein intereſſantes Schauſpiel zu bereiten. Wenn der König der Aſhanti eine große Tigerjagd veranſtaltet, ſo geht es dabei ſo zu: Zuerſt wird des Tigers Aufenthalt ausgekundſchaftet und ſein Wald mit Wachen umſtellt. Alsdann ſucht man einen erhöhten Platz oder Felſen auf, welchen der König einnehmen und von wo er ohne Gefahr der Jagd zuſchauen kann. Dieſer Felſen, auf welchem ſich der König niederläßt, bildet dann den Mittelpunkt der Jagd, und man bemüht ſich den Tiger dahin zu treiben und ſo viel als möglich in der Nähe des Felſen zu tödten. Die Treiber

und Jäger scheuchen das Thier auf, vertreiben es mit Feuer und Rauch aus der Höhle, in die es sich etwa verkrochen hat, oder fällen den Baum, wenn es ihn erkletterte. Dann ziehen sie es in einen immer engern Kreis und bringen es so zu jenem Hügel heran, wo sie alsdann unter dem Zuruf des Königs und seiner Söhne auf den Tiger eindringen, der sich nun einen Ausweg sucht und nach einer Seite hin einen Angriff wagt. Gewöhnlich fallen dabei starke Verwundungen, auch Todesfälle vor, aber auch der Tiger entkommt selten; er fällt unter den Pfeilen, Musketenkugeln, Lanzen- und Dolchstichen, welche ihm die Neger beibringen, je nachdem die Umstände ihnen erlauben und anrathen, von dieser oder jener Waffe Gebrauch zu machen. Jedes Jahr stellt der König wenigstens Einmal eine solche Jagd in der Nähe von Kumassi an.

Den Tiger tödten sie nur; den in ihrem Lande einheimischen Leoparden (felis jubata) fangen die Ashanti's aber auch lebendig und zähmen ihn. Die Reichen halten nicht selten solche Leoparden, die so groß werden, wie ein tüchtiger Hühnerhund, in ihren Häusern. Diese Thiere werden vollkommen zahm, und man treibt gern einigen Luxus mit ihnen. Der Sohn des jetzigen Königs von Ashanti brachte, als er nach Holland ging, zwei solche gezähmte Leoparden mit an Bord des Schiffes, um sie dem König von Holland als Geschenk zu überreichen. Durch die Wälder seines Heimathlandes folgten sie ihm wie die Hunde. Da aber das holländische Schiffsvolk Furcht vor ihnen hatte und man sie in zwei Käfige einsperrte, so verwilderten sie natürlich während der Reise gleich den Hunden, die man an die Kette legt, und kamen böse und wild in Holland an.

Auch auf die Elephanten machen die Aſhanti's Jagd, theils des Fleiſches, theils der Zähne wegen. Das Elfenbein bildet nämlich neben dem Golde einen Haupthandelsartikel dieſer Länder, von den Europäern und Mauren gleich ſehr geſchätzt. Doch verbrauchen es die Eingebornen ſelbſt in ihrem Haushalte in ziemlich großer Menge; namentlich haben alle ihre Muſikcorps Elephantenzähne als Poſaunen und Trompeten. Das Elephantenfleiſch ißt man geräuchert oder friſch. Im letzteren Falle muß aber erſt ſeine harte Faſer etwas lange gehangen und viel haut goût angenommen haben. Auch außer dem Elephantenfleiſch eſſen die Aſhanti's viele Thiere, die wir verſchmähen; ſo die Papageien, die in ihren Palmwäldern in zahlreichen Schaaren hauſen und die Luft mit ihrem Geſchrei erfüllen. Auch die Affen eſſen ſie gern, ſowie die Hunde, endlich zum Aerger der Mauren die Schweine. Dagegen ſchließen ſie wieder eine Menge Dinge aus abergläubiſchem Widerwillen von ihrer Küche aus, z. B. Hühnereier, die ſie bloß opfern, und auch Kuhmilch.

Der größte unter den Vögeln, das „gefiederte Kameel der Wüſte," der Strauß iſt auch in dieſem Landſtriche zu Hauſe. Bei der Jagd auf dieſen Vogel ſucht man ihn wo möglich dem Walde zuzutreiben, wo er nicht leicht fortkommen kann und leicht zwiſchen den Bäumen erlegt wird. Die Straußfedern werden theils an die Mauren und Europäer verhandelt, theils zur Toilette der Eingebornen ſelbſt verwendet; die weißen Federn ſind am meiſten geſchätzt, und der König trägt auf ſeinem goldenen Helme nur ſolche.

Mit den Krokodilen und Nilpferden laſſen ſich die Aſhanti's ungern ein, vermuthlich, weil von ihnen wenig

zu gewinnen ist. Unter den Krokodilen haben sie sogar Fetische, und sie bezeichnen gewisse Gegenden in ihren Flüssen als den Wohnplatz von Fetisch-Krokodilen, denen kein Mensch zu entrinnen vermöge. Uebrigens sind die Einwohner geschickt im Fischfang.

So zahlreich die wilden Thiere sind, so dürftig sieht es jedoch mit der Zucht der zahmen aus. Vorerst haben diese Afrikaner es nicht verstanden, das edelste aller Thiere ihres Landes, den Elephanten, zu bändigen und zu zähmen, und wie die Indier es mit so vielem Erfolge thaten, in ihren Dienst zu nehmen. Hier wie in ganz Afrika ist der Elephant ein bloßes Jagdthier, und doch birgt dieses Thier außer seinen Zähnen und seinem Fleisch noch viel ergiebigere Kapitalien in seiner geistigen Kraft. Auch die Erziehung der Pferde ist gänzlich vernachlässigt; es gibt zwar bei ihnen einige Pferde, aber höchst wenige, und diese sind dann im Besitz der angesiedelten Mauren und Araber, oder doch von diesen in's Land gebracht. Die Pferde gelten bei den Ashanti's für sehr wilde und böse Thiere. „Sie schlagen und beißen," sagen sie, wenn sie etwa eins in den Straßen sehen, und die meisten fliehen vor dem ungewöhnlichen Anblick. Sehr selten versteht einer zu reiten. Der jetzige Thronfolger aber ist ein sehr wilder und kühner Mensch, denn — „er reitet." Bei den Nachbarn der Ashanti's, den Dahomey's, ist es fast ebenso. Die Pferde sind zwar bei ihnen etwas häufiger, auch reiten die Vornehmen, jedoch äußerst vorsichtig, und immer nur im Schritt, indem zwei Sklaven auf beiden Seiten das Pferd halten. Als der englische Reisende Duncan sein Pferd bestieg und ohne Begleitung der beiden Sklaven allein davon gallopirte, schrieen sie auf und gaben ihn für

einen tollkühnen Menſchen aus, der ſeinen Fetiſch verſuchen wollte. Weiter im Innern des Erdtheils gibt es aber auch Negervölker, bei denen das Pferd wie bei den Arabern zur Familie gehört, und die in ihren Armeen ſogar ganze Abtheilungen von Kavallerie haben. Allein dieß iſt ſelten, und als Regel kann man annehmen, daß in Afrika nicht die Neger, ſondern die Mauren die Freunde, Erzieher und Pfleger des Pferdes und die Lehrer der Reitkunſt ſind.

Eben daſſelbe läßt ſich von dem Kameele ſagen. Dieß nützliche Thier iſt nicht bei den Negern von Guinea heimiſch. Doch erſcheint es zuweilen mit den mauriſchen Handelsleuten, als treuer Begleiter auf allen ihren Wegen durch das Innere von Afrika. Ueberhaupt haben die Aſhanti's kein einziges Zugthier, nicht einmal ein Laſtthier, obgleich in ihrem Lande ein Ueberfluß von ſtarkgebauten Thieren vorhanden iſt. Alles wird bei ihnen auf dem Kopfe der Sklaven in Kalebaſſen oder Körben transportirt, ſowohl die Ernte der Felder und Waaren aller Art, als auch die reiſenden Menſchen. — Gleich betrübt ſteht es um die Rindviehzucht, ſie beſitzen zwar ſowohl Ochſen und Kühe als Schafe, haben ſie gezähmt, halten deren zuweilen viele auf ihren Krums, errichten Stallungen und bedecken dieſe während der Regenzeit mit Palmblättern; allein die Rinder ſind außerordentlich klein, und von Käſe- oder Butterbereitung iſt keine Rede. Sie bedienen ſich ſtatt der Kuhbutter jener bereits erwähnten Pflanzenbutter und dann des Palmöls. Die Pflanzenbutter wird alle Tage auf den Märkten ihrer größeren Städte feil geboten, und ähnelt unſerer friſchen ungeſalzenen Kuhbutter. Von den Kühen die friſche Milch zu trinken, gilt für

eine abscheuliche Gewohnheit. Ein vornehmer Ashanti-häuptling bat einmal den englischen Residenten in Kumassi, als er bei einem Besuche wieder einen Napf mit Milch bei ihm bemerkte, inständigst, er möchte ihm doch einen Freundschaftsdienst thun und dieß abscheuliche Milchtrinken lassen, was den Menschen so herabwürdige, indem es ihn auf Eine Stufe mit den Lämmern und Kälbern setze.

Sie haben unter den zahmen Thieren zwar auch Hunde, allein diese spielen bei ihnen nicht die Rolle der treuen wachsamen Hausfreunde, wie bei uns, sondern sie sind bloß für die Jagd abgerichtet, wo sie sich zuweilen im Dienste des Menschen sehr muthig gegen den Tiger und andere wilde Bestien benehmen. Außerdem bilden aber auch die Hunde bei den Ashanti's wie fast bei allen Negern eine Lieblingsspeise, und dieß mag wohl die Hauptursache seyn, daß sich hier kein intimeres Verhältniß zwischen Hund und Mensch ausgebildet hat, denn bekanntlich haben die Hunde einen unüberwindlichen Abscheu vor ihren Schlächtern und Köchen, die sie nie verkennen. Uebrigens sind die Guinea-Hunde fast nackt, und ohne den hübschen Pelz, der sie in kälteren Gegenden bekleidet. Auch bellen sie in der Nachbarschaft des Aequators eben so wenig als in der Nähe des Nordpols.

Häufiger als die Hunde sind die Katzen; man findet sie fast in jedem Hause. Da es eine Unzahl von Ratten und Mäusen in den Häusern der Ashanti's gibt, so sind ihnen diese Hausthiere sehr dienlich. Auch eine Menge ungiftiger Schlangen nisten in ihren Häusern, und kriechen in allen Winkeln, selbst auf dem Dache herum. Die Hausbewohner verfolgen und tödten sie

aber nicht, da es unſchädliche Thiere ſind, die ihnen die Inſekten wegfangen.

Was das Mineralreich betrifft, ſo iſt vor allen Dingen das Metall, dem ihr Land ſeine große Berühmtheit verdankt, das Gold das wichtigſte. Faſt jeder Caboſir hat in ſeinem Krum einen Ofen und die nöthigen Geräthſchaften zum Goldſchmelzen, und dazu ſeine Sklaven, welche ſich auf die Bearbeitung des Goldſtoffes verſtehen. Das meiſte Gold kurſirt im Lande in Klümpchen und Staubform. Auch das Eiſen, das nützlichſte aller Metalle, iſt häufig, und zwar glücklicherweiſe in einem Zuſtande, der ſeine Gewinnung und Bearbeitung ſehr leicht macht. Man findet nämlich Magneteiſenſtein auf den Feldern in verſchiedenen großen und kleinen Stücken, und auch in Blöcken. Einige mit den Aſhanti's verbündete Völker verſtehen das Eiſen zu ſchmelzen, von den Schlacken zu reinigen, zu ſchmieden und zu verarbeiten. Vor allen Dingen machen ſie aus dem Eiſen ihre Nationalwaffen, Schwerter, Dolche und lange Meſſer von verſchiedener Geſtalt und Größe; dann Lanzen und Pfeile. Auch das Schmieden von Nägeln verſtehen ſie; ſie verfertigen ſich Hacken, Schaufeln, Karſte und Beile zu den Ackerbau- und Waldarbeiten. Wie tüchtig ihre eiſernen Schneidewerkzeuge ſeyn müſſen, beweist die Verarbeitung eines ſo harten Stoffes wie das Elfenbein. Sie verfertigen für ihre Caboſirs elfenbeinerne Stäbe, bei denen ein großer Elephantenzahn ſo weit abgedrechſelt wird, bis jener Stab herauskommt.

Das Kupfer bekommen ſie, wie es ſcheint, meiſtens durch den Handel. Nichtsdeſtoweniger findet man bei ihnen eine große Menge kupferner Gefäße; Keſſel, mu-

ſikaliſche Inſtrumente und ſogar Badewannen. Kanonen aber, Piſtolen und Flinten, dieſe bei ihnen am meiſten geſuchten Waffen, verſtehen ſie nicht aus ihrem Kupfer und Eiſen zu Stande zu bringen. Sie werden ſchon ſeit längerer Zeit von den Portugieſen, Holländern und Britten mit dieſen Waaren verſehen. Auf dem Markte von Kumaſſi ſtehen zwar Kanonen, welche die Aſhanti's den Engländern abnahmen, und ein Paar andere, welche ſie von den Holländern zum Geſchenk erhielten; doch wiſſen ſie ſich ihrer nicht zu bedienen, und feuern ſie bloß bei Feſtlichkeiten ab.

Die Hauptſtadt Kumaſſi.

Kumaſſi iſt, wie alle Negerſtädte, ein ſehr weitläufig gebauter Ort mit breiten aber regelmäßigen Straßen. Es gibt eine eigentliche Stadt und vier Vorſtädte. In dieſen Vorſtädten ſteigen zuerſt alle Fremden ab und warten, ob die Befehlshaber ihnen den Eintritt in die Stadt ſelbſt erwirken können. In den Vorſtädten ſind Gaſthäuſer für die Fremden; auch haben hier die mauriſchen Kaufleute ein eigenes Quartier.

Die Häuſer ſind gar nicht ſo übel gebaut, es fehlt ſelbſt nicht an architektoniſchem Schmucke. Die verſchiedenen Zimmer oder Abtheilungen des Hauſes liegen um einen viereckigen Raum in der Mitte herum, worin ſich der Heerd befindet. Durch Vorhänge ſind ſie von die-

ſer Mitte geſchieden und von Außen führen Thüren herein; auch haben ſie zuweilen mit Gold eingerahmte Fenſter, die mit Gitterwerk verſchloſſen werden.

Der Boden der Zimmer iſt durch eine feſt angeſchlagene Lehmſchichte etwas erhöhet, ſo daß man auf einigen Stufen hinaufſteigt. In der Regenzeit zündet man auf dieſem Boden ein Feuer an.

Die Mauern der Häuſer werden ſo bereitet: man ſteckt zwei Reihen Bambusflechtwerk ſo weit von einander, als die Mauer dick werden ſoll, füllt den Zwiſchenraum mit Lehm und überſtreicht das Ganze mit einer rothen oder weißen Thonerde. So lange die Wand noch weich iſt, ſteckt man allerlei bunte Rohrſtückchen hinein und bildet daraus eine Art Wandſchmuck oder Tapiſſerie. Selbſt Bögen und Gewölbe werden aus den Bambusröhren gemacht und artiges Schnitzwerk wird angebracht, das an gothiſche Steinmetzarbeit erinnert. Die Häuſer der Großen ſind oft ſehr weitläufig und haben eine Menge Abtheilungen, Zimmer und Gehöfte.

Die Einwohnerzahl von Kumaſſi iſt ſchwer zu ermitteln und wird verſchieden angegeben; einige ſchätzen ſie auf 30,000, andere auf 120,000. Zuweilen, wenn die Großen mit ihren Sklaven auf den Krum's (Landſitzen) ſind, iſt ſie ganz leer; zuweilen aber bei großen Volksfeſten oder Heerſchauen iſt ſie wieder überfüllt. Als die letzte holländiſche Geſandtſchaft dort war, hatte man allein 68,000 Mann Truppen in der Stadt verſammelt.

Kumaſſi liegt nicht an einem Fluſſe, ſondern zwiſchen einem Sumpfe und einem Berge; außer dieſen natürlichen Befeſtigungen hat ſie ſonſt keine Mauern

oder Gräben. Obwohl die Wälder rings umher gelichtet sind, so ist die Stadt doch beständig von Raubthieren umschwärmt, die zuweilen sogar in den Ort selbst eindringen. Da hier beständig so viele Thiere und Menschen geschlachtet werden, deren Ueberreste man den wilden Thieren Preis gibt: so hausen die Bestien da am meisten, wo die meisten Menschen wohnen, wie denn auch den so viel Blut vergießenden Armeen der Ashanti's eine Menge wilder Thiere nachfolgen, als wollten sie mit in den Krieg ziehen.

Es ist ein großer öffentlicher Platz in Kumassi, der Marktplatz, auf welchem alltäglich gehandelt wird, wo aber auch zu gleicher Zeit viele öffentliche Feierlichkeiten, Opfer, Hinrichtungen und Truppenrevuen Statt finden. Auch setzt sich der König zuweilen ohne besondere Veranlassung mit seinen Hof- und Hauptleuten auf diesen Markt hin und trinkt Palmwein. Der Marktplatz ist in Kumassi wie in allen Städten Guinea's der eigentliche Sprechort, die Börse, der Paradeplatz und der Gesellschaftssaal. Die Mauren haben in Kumassi ihren eigenen Marktplatz; sie gehen nie auf den der Neger, um ihre Bedürfnisse einzukaufen, wahrscheinlich aus religiösen Rücksichten.

Die früheren Könige der Ashanti wohnten in einem Palaste, der von inländischen Baumeistern nach einheimischer Weise eingerichtet war. Dem jetzigen Könige haben holländische Baumeister im Anfange der dreißiger Jahre einen zweistöckigen Palast nach europäischer Weise gebaut. Es ist ein steinernes Gebäude mit mehreren Abtheilungen. Das Dach ist flach und der König ergeht sich gern darauf. Gewöhnlich läßt er von diesem

Dach die holländiſche Fahne herabwehen, zum Zeichen ſeiner Freundſchaft und Vorliebe für die Holländer.

Das Ameublement in dem königlichen Palaſte beſteht theils aus einheimiſchem Hausgeräthe, theils aus Geſchenken welche die Mauren oder Europäer, namentlich die Engländer und Holländer darbrachten. Darunter fehlen nicht morgenländiſche Teppiche, auch nicht europäiſche Spiegel, einige der letzteren ſind ſogar mannshoch. Bei feierlichen Gelegenheiten läßt der König dieſe Spiegel heraustragen und auf freiem Markt unter den übrigen königlichen Schauſtücken, unter den Schädeln, Menſchengerippen und Waffen, neben den eroberten Kanonen aufſtellen. Auch hat der König eine ziemliche Menge von Uhren in ſeinem Palaſt aufgehäuft; er beſitzt eine Menge von Taſchenuhren, und verſchiedene Pendeluhren, meiſtens Geſchenke von Europäern, ſchmücken ſeine Zimmer. Sonſt beſitzen jedoch die Aſhanti's keine einzige Art ſelbſt erfundener Chronometer (Zeitmeſſer), weder Sanduhren noch Sonnenuhren; ſie beſtimmen die Tageszeit bloß nach dem Stande der Sonne.

Das vornehmſte Geräthe des Königs iſt ſein Stuhl oder Thron. Derſelbe beſteht aus Holz und iſt mit dickem Goldblech überzogen; doch kommen in der Geſchichte der Aſhanti's auch maſſiv goldene Königsſtühle vor. Der Thron wird dem Könige überall, wohin er ſich auch begeben mag, nachgetragen, theils damit er da, wo es ihm beliebt, Gelegenheit zum Sitzen finde, theils aber auch zum Zeichen ſeiner Würde. Selbſt wenn er nur einen Gang in der Stadt macht, und z. B. einen ſeiner Kabosirs beſucht, wird ihm ſein Stuhl nachgetragen. Alle anderen Vornehmen haben

jedoch die gleiche Gewohnheit. Ohne ihren Stuhl können sie so wenig seyn, wie der Araber ohne sein Pferd. Der Stuhl ist das Hauptkennzeichen ihres Ranges und ihrer Würde. Daher auch bei den Ashanti's die Phrase „jemanden seinen Stuhl nehmen" so viel bedeutet, als ihn „seines Ranges oder seiner Würde entsetzen." Wenn der König einen Vasallenkönig absetzen will, schickt er zu ihm und läßt ihm seinen Stuhl abfordern. Wird der Stuhl nicht eingesandt, so ist dieß ein Zeichen der Rebellion und es wird dann statt des Stuhles der Kopf gefordert. Stirbt einer von den Hauptleuten, welche der König beerbt, so eignet er sich vor allen Dingen den hinterlassenen Stuhl zu.

Die Frauen.

Der König hat eine ziemliche Anzahl von Frauen, nämlich nicht mehr und nicht weniger als 3333, welche Zahl sorgfältig beibehalten wird und nicht überschritten werden darf, weil sie eine mystische Zahl ist. Bei allen Guinea-Völkern herrscht die Vielweiberei im höchsten Grade. Jeder reiche Mann hält so viele Frauen als er ernähren kann; doch sind diese Frauen nicht alle von demselben Rang. Wie bei den Mohamedanern theilen sie sich in eigentliche Ehegattinnen, deren wenige sind, und in Kebsweiber, deren Anzahl sich beim König auf mehrere Tausend beläuft. Die Kebsweiber stehen unter

Aufſicht von Sklaven-Eunuchen, und dürfen nur unter Begleitung dieſer Wächter ausgehen; auch werden ſie von ihren Kindern getrennt, die ſie nur mit Erlaubniß des Königs ſehen dürfen.

Die eigentlichen Gattinnen dagegen können ohne Aufſicht der Eunuchen den Palaſt verlaſſen und dürfen in Begleitung ihrer Sklavinnen in der Stadt umhergehen. Sie haben eine Menge von Sklavinnen zu ihrem Dienſt, während die Kebsweiber ohne Bedienung ſind; auch wird ihnen beim Ausgehen ein Stuhl nachgetragen, während die Kebsweiber auch dieſer Ehre entbehren. Unter den eigentlichen Ehefrauen iſt aber wiederum eine die vornehmſte und höchſte, die Königin; doch iſt die Königin keineswegs die erſte Frau im Lande. Dieß iſt vielmehr des Königs älteſte Schweſter, deren Sohn präſumtiver Thronfolger iſt. Von den Gemahlinnen des Königs iſt faſt nie die Rede, immer nur von ſeiner Schweſter. Wenn die Könige von den europäiſchen Gouverneuren Geſchenke empfangen, ſo ſprechen ſie in ihren Dankſagungsſchreiben auch nur von ihrer Schweſter: „Der König iſt ſehr zufrieden mit den Geſchenken, die Ihr ihm geſandt habt“ — ſo heißt es in ſolchen Briefen — „auch des Königs Schweſter hat ſie geſehen, findet ſie ſehr hübſch und dankt Euch.“ Des Königs Schweſter iſt die einzige Frau im Lande, welche Sitz und Stimme im Staatsrathe einnimmt — ein Recht, das der Königin nicht zuſteht, das ſie aber mit dem Tode des Königs verliert.

Die Königin-Mutter kann man als die zweite Frau des Landes betrachten. Es kommen Königs-Mütter vor, welche bei Unmündigkeit ihres Sohnes auch Regentinnen des Landes waren. Es erſcheinen auch in

der Geschichte dieser Völker Königs-Mütter oder Königs-Schwestern, welche klüger und energischer waren als die Könige selber, und dann eigentlich das Scepter führten.

Bei den Dahomey's thun die Frauen sogar Soldatendienste. Der König von Dahomoy hat nicht nur einige hundert mit Musketen bewaffnete Frauen als Leibgarde in seinem Palaste, sondern auch ein Theil seiner gewöhnlichen dienstthuenden Linientruppen besteht aus Frauen. Diese Negeramazonen exercieren mit einer bewundernswerthen Gewandtheit und Präcision, und sollen sogar noch mehr Muth als die Männer beweisen. Bei Bestürmung feindlicher Städte werden sie vorzugsweise verwandt.

Die Adeligen der Ashanti's.

Der allgemeine Name für einen angesehenen Mann ist „Cabosir" — Hauptmann, Oberhaupt. Die Cabosir's bilden den eigentlichen Adel des Landes, und sind sehr stolz auf ihr Geschlecht. Doch kann der König jeden freien Mann, namentlich wenn er sich im Kriege ausgezeichnet hat, zum „Cabosir" erheben. Die ganze Anzahl aller Cabosir's oder Edeln, die der König zuweilen in seine Hauptstadt beruft, bilden die Reichsversammlung, ohne welche der König keine Nationalangelegenheit abmacht. Aus der großen Masse der Cabosir's, die nur bei außerordentlichen Veranlassungen zusammen

kommen, wählt der König ſeine Miniſter und ſeinen faſt täglich um ihn verſammelten Staatsrath, zu dem auch die Generale und Vizekönige gehören. Der Oberprieſter oder Ober-Fetiſchmann ſitzt nicht im Staatsrathe, dagegen nehmen zuweilen einige einflußreiche Mauren, die überhaupt bei den Aſhanti's in großer Achtung ſtehen, daran Theil.

Der vorletzte König von Aſhanti hatte die Abſicht ausgeſprochen, einem Hauptmann ſeinen Stuhl und ſein Vermögen zu nehmen. Da erhob ſich einer in der Rathsverſammlung und ſprach: „Nein, König, das iſt nicht recht, der Mann that Dir nie etwas zu Leide. Das Gold Deiner Unterthanen iſt zwar nach ihrem Tode Dein, wenn Du aber ihnen ſchon bei Lebzeiten Alles nimmſt, ſo werden die Fremden ſagen „im Lande der Aſhanti's hat nur der König Gold und ſonſt Niemand," und das wird nicht gut ſeyn; wenn ſie aber ſagen, der König hat Gold und alle ſeine Unterthanen haben Gold, dann wird Dein Land hübſch ausſehen, und die Völker werden Dich ehren." Der König hörte auf den Rath und folgte ihm.

Indeſſen, wenn die Caboſir's oder Gouverneure der Provinz die Unzufriedenheit des Herrſchers erregt haben, läßt er ſie nach Kumaſſi kommen, um ihren Prozeß ſelbſt zu leiten, und ſelten entgeht da Einer der Hinrichtung. Nach den Hinrichtungen bleiben die Leichname eine Zeitlang auf dem Richtplatze liegen, dann werden ſie hinausgeſchafft in einen benachbarten Wald, in welchem alle Hingerichteten der Verweſung und den wilden Thieren überlaſſen werden. Dieſer Wald, ein Aufenthalt des Grauſens, iſt beſtändig voll von Gerippen, halb verfaulten und friſchen Menſchenleichen, am Tage

von Geiern, des Nachts von Tigern und Hyänen besucht, die hier ihre Mahlzeit halten.

Zuweilen indeß schicken die Könige ihren Caboſir's oder Vizekönigen auch bloß die Botſchaft zu, ſie möchten ſich ſelber um's Leben bringen, einen Befehl, dem dieſe nie widerſtehen, da ſie wohl wiſſen, daß der einmal ausgeſprochene Wille des Königs unabänderlich iſt. Die Engländer berichten von einen Aſhanti-Caboſir, der, als er einen ſolchen Befehl empfieng, ſich nur noch 8 Tage Friſt vom Könige erbat: er verbrachte dieſe Zeit mit Singen und Tanzen, und ließ ſich dann den Kopf abſchneiden, welchen er dem Könige zu überſchicken befahl.

So wie der König gaben auch die Caboſir's den ausgezeichneten Fremden in der Stadt zuweilen Diners und Feſte, bei denen es an den ſchönſten Früchten und einer Fülle wohlſchmeckender Gerichte nicht fehlt. Auch iſt es ihnen erlaubt, zur Genugthuung ihres Familienſtolzes alle Jahr einmal ein großes Schaugepränge zu veranſtalten, wobei ſie allen ihren Goldreichthum öffentlich zeigen, viel trinken, und ſelber tanzend in der Mitte ihrer ſingenden und muſicirenden Sklaven umherziehen. Bei ſolchen Gelegenheiten ſpielen dann die Sonnenſchirme eine große Rolle; ſie ſind von außerordentlicher Größe und Pracht. Oft können 12 bis 20 Perſonen darunter Platz finden. Sie beſtehen aus verſchiedenen bunten Zeugen, und rund um den Rand hängen allerlei Quaſten, Auszackungen und Verzierungen herab. Oben auf der Spitze ſind verſchiedene Embleme angebracht, welche ſich auf die Würde und das Amt des Beſitzers beziehen. So z. B. hat der oberſte Scharfrichter die Figur einer menſchlichen Hand darauf, mit einem daran

befeſtigten langen Schwert; der Schatzmeiſter oder Finanzminiſter hat eine goldene Schaale mit zwei kreuzweis darin aufgeſtellten goldenen Schlüſſeln. Auch ſoll es ariſtokratiſche Familienzeichen an den Sonnenſchirmen geben, wie es bei den Schilden unſerer Vorfahren der Fall war.

Von der Religion der Aſhanti's.

Die Aſhanti's ſind wie alle Neger dem Fetiſchdienſt ergeben. Das Wort „Fetiſch" kommt von dem portugiſiſchen Feitiço (engliſch „Fetiſch" ausgeſprochen), welches Zauberei bedeutet. Die Neger kennen dieſes Wort nicht, wenn ſie es nicht von Europäern gelernt haben. Aber der Ausdruck bezeichnet doch ganz gut ihren Götzendienſt. Sie glauben nämlich an ein höchſtes Weſen, das ſie Jan-Kompuna nennen, und welches den Himmel bewohnt; aber daneben fürchten ſie noch eine Menge böſer Geiſter, die auf der Erde hauſen, und gegen den Willen Gottes ihnen Schaden zufügen. So z. B. glauben ſie, wenn ſie im Finſtern über einen Stein fallen, ein böſer Geiſt habe ſich in dieſem Steine verſteckt, um ihnen wehe zu thun. Wenn nun der oberſte Gott zürnt — im Gewitter oder in Krankheiten oder ſonſt bei Unglücksfällen — ſo wenden ſie ſich an die untern Gottheiten, die Fetiſche, denen ſie eine große Macht zutrauen, und die ihre Sachen bei der Hauptgottheit ver-

mitteln. Diese untergeordneten Gottheiten wohnen in gewissen Flüssen, Bergen, Wäldern, namentlich aber in den „vom Himmel gefallenen" Meteorsteinen. Jede Familie hat überdieß noch ihre Hausfetische, die sie von den Priestern empfängt, und welche den Laren und Penaten der Griechen und Römer entsprechen. Einige sind hölzerne Figuren, andere aus Thon oder sonst einem Stoffe geformt. Auch Thiere werden als Fetische verehrt, darum essen einige Familien nie Rindfleisch, andere enthalten sich des Schweinefleisches, wieder andere verspeisen bloß weiße Hühner, andere bloß schwarze, und opfern dann die andersfarbigen ihrer Gottheit. Der jetzige König gehört zur Partei derer, welche die schwarzen Hühner opfern, während der vorige König zu denen gehörte, die weiße Hühner und Rinder zum Opfer brachten. Heilige Thiere aber zur Anbetung haben die Ashanti nicht. Wenn sie trinken, gießen sie zuvor einige Tropfen auf den Boden zum Opfer für den Fetisch, und wenn die Herren von ihren Stühlen aufstehen, sind die Sklaven gleich bei der Hand, einen Fetisch auf den verlassenen Sitz zu stellen, um zu verhindern, daß sich der böse Geist nicht auf ihres Herrn Platz schleiche.

Der auffallendste Aberglaube der Ashanti's ist ihr Vertrauen auf die Fetisch-Amulets, die sie von den Mauren kaufen, und von denen sie glauben, daß sie unverletzlich im Kriege würden, wenn sie ein solches Zaubermittel tragen. Gewisse, von den Arabern oder Mauren beschriebene Papiere stehen bei ihnen im höchsten Ansehen; überhaupt haben sie vor allem Geschriebenen den höchsten Respekt. Der jetzige König hat sogar ein geschriebenes Exemplar des Koran, das ihm einst von maurischen Kaufleuten geschenkt wurde, in sei-

nem Palaſt. Es iſt das einzige Buch, was er beſitzt, und obwohl er ſelbſt nicht zu leſen verſteht, bewahrt er den Koran doch als Heiligthum, holt ihn in gefährlichen Momenten hervor, und hebt ihn hoch in die Höhe, um die Gnade des Himmels dadurch zu erflehen.

Die Prieſter ſtehen nicht in hoher Achtung, denn ſie werden eigentlich nur als Zauberer benützt, reiſen auch wohl gleich Wunderdoktoren umher, um zu ſehen, wo ſich die beſten Geſchäfte machen laſſen. Die höhere Klaſſe der Fetiſchmänner muß aber bei ihrem Fetiſch wohnen bleiben. Der Tempel iſt ein kleines rundes Haus, worin der heilige Stein aufbewahrt wird. Will ſich Jemand als Prieſter etabliren, ſo muß er ſich vor Allem einen ſolchen Stein verſchaffen. Uebrigens iſt die Prieſterwürde in den Prieſterfamilien erblich. Hat ein Prieſterſohn ſeinen Stein empfangen, ſo legt er ein weißes Gewand an; er darf nicht mehr gleich den Andern das Haupthaar ſcheeren und den Bart wachſen laſſen, ſondern muß nun dieſen raſiren und die Haare ſo lang tragen, als ſie bei einem Neger wachſen mögen.

In Kumaſſi iſt der Oberprieſter, doch übt derſelbe keineswegs eine große Herrſchaft über die ganze Prieſterſchaft aus. Schulen zur Bildung der jungen Prieſter kennt man nicht. Wohl aber können auch Weiber als Prieſterinnen auftreten und großen Ruf erlangen.

So iſt die Religion der Aſhanti — eine traurige Verirrung des menſchlichen Geiſtes. Sie glauben zwar an eine Unſterblichkeit der Seele, aber denken ſich jenes Leben als eine bloße Fortſetzung des irdiſchen, ſo daß ein Caboſir wieder Häuptling oder ein Sklave wieder Sklave wird. Darum werden bei dem Tode eines Königs oder Vornehmen eine Menge von Sklaven ge-

ſchlachtet, damit der Herr gleich wieder mit Dienern verſorgt ſei. Selbſt der unbemittelte freie Mann, wenn er ſtirbt, erhält ein Paar Sklaven nachgeſandt. Wenn aber ein König, oder des Königs Mutter oder Schweſter ſtirbt, ſteigt die Anzahl der Opfer auf mehrere Tauſende und das Schlachten währt Monate lang. Der vorletzte König der Aſhanti gab bei ſeiner Mutter Tode 3000 Kriegsgefangene zum Opfer her, mehrere Große lieferten jeder 100 Opfer und jede der kleineren Städte zehn. Das Blut der Menſchen wird da viel weniger geſchont, als das der Thiere. Man kann ſagen es wird bei jeder wichtigen Gelegenheit, ja täglich vergoſſen. Nicht nur die beſtändigen Kriege, welche dieſe Nationen untereinander führen, ſind äußerſt blutig, nicht nur ihre Geſetzgebung iſt blutig — denn wer z. B. auf dem Markte Goldſtaub fallen läßt, und ihn ſelbſt wieder aufhebt, iſt dem Tode verfallen, denn das Verlorene gehört dem König —; ſondern ſie nehmen ſich auch ſelbſt bei den geringſten Veranlaſſungen das Leben. Wie könnte die Kraft dieſer tapfern Nation zum Guten ſich wenden, wenn das Evangelium dieſen armen Menſchen verkündigt würde! Doch, um in das trübe Bild auch einen erfreulichen Zug zu bringen, ſo erwähne ich noch, daß die Aſhanti's zwei Sittengebote treulich befolgen: erſtens, daß ſie nie lügen, und zweitens, daß ſie das Alter ehren. Der König nähert ſich dem ärmſten alten Bettler, wenn er ihm auf der Straße begegnet, freundlich, redet mit ihm und gibt ihm einen Platz an ſeiner Seite. Die Mütter bringen ihren Kindern frühzeitig Abſcheu vor der Lüge bei; ſteht Jemand vor Gericht, und bekennt offen die Wahrheit, ſo vermindert das die Strafe, lügt er aber, wird die Strafe verdoppelt.

Von dem Tanz, von der Muſik und Poeſie der Aſhanti's.

Unter den ſchönſten Künſten ſpielt entſchieden der Tanz die vornehmſte Rolle bei den Aſhanti's, wie bei allen Negern. Es iſt bekannt, daß ſelbſt die Sklavenneger in Amerika dem Tanze eifrig ergeben bleiben. So ſehr der Tanz bei den gravitätiſchen Aſiaten, die bloß ihre Sklaven tanzen laſſen, als etwas Unſchickliches und den Mann Entwürdigendes verachtet wird, ſo hoch ſchätzen ihn die heitern und ſanguiniſchen Neger. Selbſt die Caboſir's und Vornehmen tanzen bei ihnen, wenn ſich Gelegenheit bietet. Sogar der König führt auf öffentlichem Markte oder in der Rathsverſammlung bei dem Empfange einer frohen Botſchaft einen Tanz aus. Nicht ſelten tanzen die Könige vor ihren Gäſten, wenn ſie dieſelben ehren wollen. Bei den Schaugepränge und Aufzügen, welche die Caboſir's zuweilen anſtellen, pflegen ſie tagelang in Begleitung ihrer Sklaven durch die Stadt zu tanzen, und auch vor den Thüren ihrer Freunde einen Solotanz zu deren Ehre auszuführen.

Sie unterſcheiden beſonders zwei Tänze. Erſtlich einen, wo der Tänzer auf derſelben Stelle bleibt und bloß Sprünge, Pantomimen und allerlei Gliederverrenkungen macht, und dann einen zweiten, wobei er die Stelle wechſelt, in einem mehr oder weniger bedeutenden Kreiſe herumhüpft und eine Art Kaſtagnetten gebraucht. Dieſe Kaſtagnetten ſind ſehr beliebt und beſtehen aus Eiſen. Man trägt ſie am Zeigefinger und

Daumen und trägt sie etwa so, wie wir unsere Handschuhe, um bei jeder sich darbietenden Gelegenheit gerüstet zu seyn. Der König trägt für beständig ein Paar goldene Kastagnetten an seinen Fingern, die er aber nicht bloß beim Tanze gebraucht, sondern auch wenn er reden will, um das Zeichen zum Stillschweigen zu geben. Reigentänze der Männer und Weiber zusammen sind selten. Bei Gelegenheit tanzen sie auch um Menschenskelette oder um die Schädel ihrer erschlagenen Feinde, die wie beim Eiertanzen in einer gewissen Ordnung auf den Boden gelegt werden. Der Tänzer hat dabei wohl einen mit Menschenschädeln geschmückten Stab in der Hand.

Gewöhnlich ist ihr Tanz mit Gesang und Musik begleitet und dabei kommt oft auf einen einzigen Tänzer ein ganzes Chor Sänger und Musikanten. Die Worte ihrer Gesänge sind zum Theil improvisirt, die Melodieen dagegen meist alt und fest bestimmt. Mit gewissen Melodieen sind auch gewöhnlich gewisse Worte verbunden, wie bei uns. Und sowohl der König als jeder seiner Oberhauptleute hat seine besonderen Lieder und Melodieen die Jedermann kennt. So blasen des Königs Musikanten des Abends auf dem Markte von Kumassi das Lied: „Der König Sai dankt seinem ganzen Volk und allen Cabosir's für heute.“ Auch haben seine Musikanten noch dieses Lied: „Ich übertreffe alle Könige der Welt.“ Ein anderes Lied eines Cabosir's fieng so an: „Ashanti's, betragt Ihr Euch recht?“ Ein zweites so: „So lange ich lebe, kann mir nichts Schlimmes begegnen.“ Ein drittes so: „Niemand darf mich beleidigen!“ Ein viertes: „Ich bin eines großen Königs Sohn!“ Es erinnert dieß an die

Denkſprüche und Motto's der großen Familien des Mittelalters.

Man ſingt ſowohl einzeln als im Chor, und manche Melodieen klingen gar nicht übel. Faſt alle öffentlichen Feſte, Staatsceremonien, Aufzüge, Hinrichtungen und Darreichungen von Menſchenopfern werden mit Muſik und Geſang begleitet. Man hat ſowohl Blas- als Saiteninſtrumente, welch' letztere entweder mit dem Finger gegriffen oder mit dem Bogen geſtrichen werden. Doch die Trommeln, Pfeifen, Gonggon's oder Becken und Hörner ſind immer die Hauptinſtrumente; auch werden große trockene Kalebaſſen mit Körnchen oder Steinchen gefüllt, im Takte zu der Muſik geſchüttelt.

Jeder Caboſir hat in ſeinem Hauſe ſein eigenes Muſikkorps, und bei großen Aufzügen zählt man wohl Hunderte von ſolchen Chören, die einen entſetzlichen Lärm verurſachen.

Zu den Hörnern nehmen ſie ganze Elephantenzähne, deren Höhlung inwendig noch ein wenig erweitert wird, und in die man an der Spitze ein Loch bohrt. Dieſe Elfenbeinhörner geben einen ſehr ſtarken tiefen durchdringenden Ton von ſich, etwa wie die großen Stierhörner, welche bei den Landsgemeinden von Uri und Unterwalden geblaſen werden. Sogleich nach dem Tode eines Königs oder einer vornehmen Perſon erdröhnen dieſe herzerſchütternden Hörner, die das Zeichen zum Opfern und Blutvergießen geben. Auch bedient man ſich ihrer in der Schlacht.

Der König hat in ſeinem Palaſt eine beſonders große mit der Haut einer Rieſenſchlange überzogene Trommel, eine Art Staats- oder Reichstrommel, die nur bei beſondern Gelegenheiten geſchlagen oder ihm

vorgetragen wird, z. B. bei Eröffnung eines Feldzugs oder bei Hinrichtungen. An dieſer Trommel hängen die Köpfe mehrerer von den Aſhanti's beſiegten Könige, und unter andern auch der Schädel des engliſchen Generals Mac-Cartney, den die Aſhanti's in ihrem letzten Kriege gegen die Britten gefangen nahmen und köpften.

Was die Poeſie der Aſhanti's betrifft, ſo läßt ſich davon wenig ſagen, da ſie die poetiſchen Ergüſſe des Augenblicks nicht feſtzuhalten wiſſen, und weder Buchſtabenſchrift noch Hieroglyphen kennen. Es iſt merkwürdig, daß ſie nicht ſchon längſt von den Mauren, die ſo lange mit ihnen verkehren, die Schreibkunſt erlernt haben. Ihre eigene Geſchichte, ihre Eroberungen und Kriege, die Ereigniſſe in ihrem Lande, als Ankunft von Geſandten u. drgl. behalten ſie durch Tradition, und die Mütter erzählen das Alles ſchon frühzeitig ihren Kindern. Auf dieſem mündlichen Wege haben ſich auch manche kleine poetiſche Erzählungen erhalten, die des Abends beim Mondenſchein, wenn die Mütter mit ihren Kindern vor den Häuſern ſitzen, erzählt und zuweilen mit Chorgeſängen begleitet werden.

Eine Erzählung dieſer Art iſt z. B. folgende Fabel, in welcher alle Thiere von Guinea figuriren, und worin zugleich die Lehre veranſchaulicht wird, daß man den Großen nicht zu hoch, den Kleinen nicht zu klein erachten ſolle, und daß Verſtand oft mehr werth ſei als leibliche Kraft.

„Ein gewaltiger König — ſo lautet das Aſhanti-Mährchen — wünſchte einſt in den Beſitz eines koſtbaren Edelſteins zu kommen; der zuglich ein mächtiger Fetiſch war. Dieſe Pretioſe war aber in einer feſten

Burg, welche einſam in einem Walde lag, verſchloſſen. Der König rief ſämmtliche Thiere ſeines Landes zuſammen, that ihnen ſeinen Willen kund und bot hohe Prämien aus für den, welcher ihm das Gewünſchte brächte. Da blickten alle Thiere auf den Elephanten; der trat hervor und ſprach zum König: „Ich will die feindliche Burg erbrechen, und mein Rüſſel ſoll dir flugs den Edelſtein darreichen!“ Mit ſchnellem Schritt eilte das mächtige Thier davon, beim Anrennen aber an die Pforte ſtieß es ſich Kopf und Rüſſel wund, zerſplitterte ſeine Zähne, und klagend kehrte es zurück. Alle Thiere lachten den Elephanten aus. Da trat der Löwe vor mit den Worten: „Bin ich doch König im Walde und muß doch vor meinem kühnen Sprunge ſelbſt der Elephant ſich fürchten! Meine Tatze, o König, wird Dir das Kleinod überbringen!“ Mit einigen muthigen Sprüngen galloppirte er munter zum Walde hin; allein nicht lange darauf kam er lahm und hinkend zurück. Sein Maul blutete, er hatte ſich ſeine ſpitzen Zähne ſtumpf gebiſſen und mußte bekennen, daß ſeine Kraft zu ſchwach geweſen ſei.

„Der König wurde mißmuthig und klagte über treuloſe Unterthanen. Der Tiger und nach ihm der Büffel ſuchten mit ſchönen Worten den Herrn zu tröſten, aber ihre Thaten waren ſchwächer als das Wort, ſie kamen leer zurück. Der König wurde immer ungeduldiger, die Thiere mißmuthiger; der gewandte Leopard, der leichtfüßige Hirſch waren fortgerannt, aber ohne das Kleinod zurückgekehrt.

„Jetzt gerieth der König in Zorn, die Thiere zitterten vor Angſt und Schrecken, als auf einmal eine kleine Schildkröte hervorwatſchelte, ihren Hals emporreckte und

den König bat, er möchte auch ihr erlauben, daß sie einmal die Zauberburg sich anschauen und ihr Heil versuchen dürfe. Als der König diese kleine verächtliche und tölpische Zwergin so keck und vertrauensvoll sah, fieng er an zu lachen und alle Thiere konnten trotz ihrer Noth sich des Lachens nicht erwehren über das eingebildete Ding.

„Doch der König, weil er wieder guter Laune geworden war, willigte endlich ein und sagte, die Schildkröte möchte nur hingehen, und wenn sie könne, alle Große des Reichs beschämen. Und das kleine Thier watschelte nun ganz langsam und bedächtig fort, ohne Sprünge zwar, aber vorsichtig und in gerader Linie, unbekümmert um das Gelächter der Thiere, das ihr spottend nachschallte. Es dauerte zwar etwas lange, bis sie den Wald erreichte, aber sie kam doch an, fand die Burg und beschauete sie von allen Seiten. Sie bemerkte nun wohl, daß die Mauern viel zu hoch seien, als daß eine schwerfällige Schildkröte, die nie hüpft, sie überspringen könnte; auch daß die Thüren viel zu fest seien, als daß eine zahnlose Schildkröte sie zu zernagen vermöchte. Nachdenkend und beobachtend kroch sie um die Burg herum, bis sie auf einmal, als das Gras unter ihren Füßen sich beugte, ein kleines Loch unter einer Thüre erspähete. Dieses Loch hatte keiner ihrer Vorgänger bemerkt. Die kleine Schildkröte schlüpfte bald hindurch und kam so glücklich in den Palast. Sie kroch aus einem Zimmer in das andere, und da sie ihre Augen stets aufmerksam auf den Boden richtete, entging ihr nichts. Endlich, im letzten Zimmer, fand sie das Kleinod, welches der König verlangte; sie nahm es in's Maul, und schlüpfte wieder durch dasselbe

Loch, das ihr den Eintritt verſtattet hatte. Unterwegs überfiel ſie ein Gewitter, aber ſie achtete nicht auf Donner oder Blitz, und ſetzte ihren Weg rüſtig fort, bis ſie die Verſammlung wieder erreichte und dem Könige das Juwel zu Füßen legte. Von da an ſpottete Niemand mehr über die kleine Schildkröte."

In der Art des Vortrags ſolcher Fabeln iſt noch dieß beſonders hübſch, daß der Erzählende jedem Thiere, ſo wie es in der Geſchichte auftritt, eine Lobrede hält, in welcher auf ſehr poetiſche Weiſe ſeine Eigenſchaften gelobt werden, und ſeine Geſtalt vom Kopf bis zu den Füßen beſchrieben wird. So z. B. bei dem Elephanten ſeine koloſſalen Beine, ſeine Zähne gleich Baumäſten, die Kraft und Gelenkigkeit ſeines Rüſſels; ſo beim Löwen das Feuer ſeiner Augen, ſein furchtbares Gebiß; bei den Gazellen ihr ſanfter bezaubernder Blick und ihre graziöſen Bewegungen. Der Tiger bekommt eine Menge von Beinamen: der kräftige und ſchöne, der wilde und glänzende, der funkenſprühende, morddürſtende, dampfathmende, bluttriefende. Ebenſo wird auch für die kleine Schildkröte: die kleine ſchmutzige, auf der Erde hinkriechende, hornbedeckte, aus Furcht verſteckte, den Kopf hervorreckende, vom Boden leckende ꝛc. von dem ganzen Chor der Anweſenden erſt ein Spott- und dann ein Loblied geſungen.

Die Neger zeigen ſich als ſehr gute Beobachter und treffende Maler bei der Auffaſſung natürlicher Dinge. Gewöhnlich macht das Loblied der Thiere ein anderer, als der gewöhnliche Erzähler, und die Andern ſingen das von ihm Geſprochene im Chor nach.

Eine andere in der Guinea-Literatur bekannte und oft angeführte Sage iſt die von der Erſchaffung der

Menschen und der Trennung der weißen und schwarzen Race. Sie lautet bei den Ashanti's so: „Im Anfange der Welt schuf Gott sechs Männer, drei weiße und drei schwarze mit eben so viel Weibern. Er beschloß, damit sie sich künftig nicht über ihr Schicksal beklagen möchten, sie Gutes und Böses selber wählen zu lassen. So brachte er denn zwei verschiedene Dinge herbei, eine große verschlossene Kalabasse oder Schachtel und ein versiegeltes Stück Papier; beides legte er vor ihnen hin auf den Boden. Die schwarzen Männer ließ er zuerst wählen. Diese verachteten das Stück Papier, und griffen nach der Kalebasse, worin ein Stück Gold, ein Stück Eisen und verschiedene andere Metalle lagen, mit denen sie nichts anzufangen wußten. Die klugen weißen Männer aber nahmen das Papier auf, und als sie es öffneten, hatte Gott ihnen darin einen Brief geschrieben, der sie Alles lehrte, was nöthig war. Nun wurden die Weißen die Lieblinge Gottes, während es vorher die Schwarzen gewesen waren. Diese ließ er im Walde, jene führte er nach der Wasserseite zu. Da kam er mit ihnen jede Nacht zusammen, und lehrte sie ein Schiff bauen, damit fuhren die Weißen in ein fremdes Land, wo sie viel klüger und mächtiger wurden als die Schwarzen, und woher sie viel schöne Waaren brachten, um sie den Schwarzen zu verkaufen, die selber das Alles hätten besitzen können, wenn sie sich zeitig besonnen hätten."

Und allerdings hat der liebe Gott den „weißen Menschen" einen Freibrief ausgestellt, einen Adelsbrief des Geistes und der sittlichen Kraft, um den uns wohl die „schwarzen Menschen" beneiden mögen.

Dritter Abſchnitt.

Skizzen aus Aegypten.*)

Der erſte Morgen in Kairo.

Dieſen Morgen erwachte ich in einer neuen Welt. Die Sonne, die glühende Sonne Aegyptens warf ihre goldenen Strahlen durch die weiten hervorſtehenden Fenſter meines Schlafgemaches; ſeltſame ungewohnte Töne ließen ſich unten auf der Straße vernehmen und ſtörten mich in meinen Träumen von der Heimath. Schon in dieſer frühen Stunde war der Raum vor unſerem Hôtel voller Leben, Bewegung und Geräuſch — denn ohne Lärm geht hier nichts vor ſich! An der Thür knieeten zwei mit Steinen beladene Kameele, welche heftig murrten und trotz aller Schläge nicht aufſtehen wollten; man hatte ſie überladen oder ſchlecht beladen, und ſie waren nicht von der Stelle zu bringen, bis ihre Laſten gleichmäßiger vertheilt wurden. Dort hockte unter dem Schatten einer Mauer eine Gruppe von alten Arabern in ungeheuren weißen Turbans, ihre Fliegenwedel über die Haufen von flachen Brodkuchen und

*) Miſtreß Romer „Pilgerfahrten zu den Tempeln und Gräbern von Aegypten, Nubien und Paläſtina.“

reifen Datteln ſchwenkend, die auf der Erde vor ihnen zum Verkauf ausgebreitet lagen. Weiterhin ſtand ein Schlangenbeſchwörer mit einer großen lebendigen Schlange, die zweimal um ſeinen Hals geſchlungen war, und in jeder Hand einen Sack voll luſtig ſpielender Nattern; er war zum Dienſt eines Jeden bereit, der ſeine Wohnung von ſo unliebſamen Gäſten geſäubert wünſchte. In der Mitte des Platzes waren zwanzig bis dreißig Miethsesel verſammelt, fertig gezäumt, mit Sätteln von rothem Maroquin verſehen und mit Teppichen bedeckt, um von Herren oder Damen beſtiegen zu werden; ihnen zur Seite ſtanden die Treiber, ſich auf eine Weiſe zuſchreiend, wie es nur Araber vermögen. Ihre dunklen, ſchlankgeformten Glieder waren bloß in ein blaues baumwollenes Hemde gehüllt, deſſen Aermel mit Stricken zierlich um die Schultern geſchlungen ſind; ihre finſtern ſchwärzlichen Geſichter wurden durch die weißen faltigen Turbane noch mehr hervorgehoben. Kaum Einer unter ihnen beſaß zwei Augen, ſo groß ſind die Verheerungen, welche die Ophthalmie*) in dieſem Klima anrichtet!

Unmittelbar vor meinem Fenſter erhob ſich das ſpitze Minaret einer benachbarten Moſchee, von deren Zinne jetzt die Stimme des Murzzim ertönte, der die Gläubigen zum Morgengebet rief. Ein halbnackter Araber eilte in vollem Laufe vorbei, mit einer langen Peitſche knallend, um den Weg für ſeinen Herrn zu ſäubern, der in ſeidenen Gewändern auf einem reich gezäumten, mit

*) Augenweh — durch den feinen Sand und die blendenden Lichteffekte hervorgebracht, denen das Auge im Freien fortwährend ausgeſetzt iſt.

Sammet, Gold und Troddeln behangenen Pferde vorbeiritt; dicht neben ihm sein Pfeifenträger. Und horch! welches Geheul, welches Gekreisch ist das, welches von Zeit zu Zeit das lärmende Treiben dort unten übertönt? Es ist das Morestan oder öffentliche Tollhaus von Kahira, das in der Nähe liegt, und dessen unglückliche Bewohner ihr wildes Geschrei und wahnsinniges Gelächter in schneidender Dissonanz mit dem heitern und geschäftigen Alltagsleben vermischen.

Ein Abenteuer in Kairo.

Wir ritten en file durch eine enge Straße, Herr P., ein Quäker, war unmittelbar vor mir, als ich zu meinem Schrecken einen Mann mit einer langen Karbatsche bewaffnet aus dem Haufen der Menge heranstürzen und unserem harmlosen Freunde einen Schlag versetzen sah, dem er einen zweiten, seinem eben so harmlosen Esel applizirten, folgen ließ. Der erste Antrieb des Herrn P. war, seine Peitsche zu erheben und den Schlag zu erwiedern; aber der Einfluß jener Grundsätze, die den Mitgliedern seiner Religionssekte alle gewaltsame Handlungen, oder die Vergeltung erlittener Beleidigungen verbieten, gewann bald in ihm die Oberhand, und er ließ seinen Arm fallen, ohne die ihm zugefügte Schmach gerächt zu haben, obgleich ich an seinen glühenden Wangen und funkelnden Augen erkennen konnte, daß seine

chriſtliche Ueberzeugung nicht ohne Kampf den Sieg über die Leidenſchaft erfochten hatte. Dieſes Alles war jedoch mit ſolcher Schnelligkeit vorgefallen, daß wir keine Zeit hatten, über den Vorfall nachzudenken, und ich erwartete ſchon meinen Antheil an den Prügeln zu bekommen, die von dem vermeintlichen Tollhäusler ausgetheilt wurden, als unſer Dragoman auf mich zueilte, meinen Eſel beim Zügel faßte und in eine Ecke hineinriß, indem er die ganze Sache durch die Paar Worte „Mohammed Ali!“ erklärte. Der Volkshaufe wich zurück; die Herren von unſerer Geſellſchaft ſtiegen ſogleich ab und entblößten das Haupt — mit Ausnahme unſers Freundes P., deſſen eigenthümliche Lehrſätze ihm ein anderes Verfahren vorſchrieben. Zwei Männer zu Pferde galoppirten an uns vorüber, hinter ihnen eine auf Dromedaren reitende Eskorte, von welcher der Vordermann den Bet-Teppich des Vicekönigs trug; dann kam der Vicekönig ſelbſt, in einer europäiſchen, von vier ſchönen Grauſchimmeln gezogenen Kaleſche ſitzend, mit ſeinem Kutſcher und zwei Lakaien in Mameluckentracht von Scharlach und Gold. Der Zug ward von einer zweiten Dromedar-Eskorte geſchloſſen, welche die Tſchibuck's (Pfeifen) des Paſcha trug, die ſich in karmoiſinrothen mit Gold durchwirkten Futteralen befanden und von dem zu ihnen gehörigen Feuerapparat in großen ſilbernen Kohlenbecken begleitet waren. Die Schnelligkeit, mit der Se. Hohheit fuhr, nöthigte die Dromedare, ſich im Trabe zu bewegen, was bei dieſen ungeſchlachten Thieren einen höchſt lächerlichen Anblick gewährte. Wir konnten indeß nicht läugnen, daß ſie recht gut für den Hofſtaat eines afrikaniſchen Machthabers paßten.

Der verſtohlene Moſchee-Beſuch.

Geſtern habe ich ein gewagtes Unternehmen ausgeführt — ich habe die Moſcheen von El-Azhar und Haſſaneyn beſucht, die beide von den Moslemin ſo heilig gehalten werden, daß es dem Chriſten bei Todesſtrafe verboten iſt, ſie zu betreten. Bis vor wenig Jahren war es einem Europäer nicht einmal geſtattet, an dieſen Tempeln vorbeizugehen, ohne ſich derſelben Strafe auszuſetzen. Es gab für mich nur Ein Mittel, den Zutritt zu erlangen; dieſes beſtand darin, die muſelmänniſche Tracht anzuziehen und mich für eine Aegypterin auszugeben, obgleich mein Begleiter Mohammed Furcht hatte, bei Entdeckung des Betruges als erſtes Opfer der Volkswuth zu fallen.

Am Thor von El-Haſſaneyn angekommen, ſtieg ich ab, ließ meine Pantoffeln an der Außenthür und überſchritt keck die Schwelle, von einer Dienerin gefolgt, während Mohammed in einiger Entfernung zurückblieb, da es bei den Moslemin nicht Sitte iſt, daß Weiber dem Gottesdienſte in männlicher Geſellſchaft beiwohnen; er trug jedoch Sorge, uns im Auge zu behalten, um ſogleich Hülfe leiſten zu können, im Fall ſich etwas Unangenehmes ereignen ſollte. Die Moſchee war ganz voll, weil es gerade der Tag war, wo die heulenden Derwiſche ihre ſeltſamen Gebräuche begehen. Wir lenkten unſere Schritte zuerſt nach der Kubbah oder dem Saale des Grabmals, in welchem ſich der Schrein befindet, worin das Haupt des Märtyrers El-Haſſaneyn

(Enkels des Propheten) aufbewahrt wird, und nach dem Beispiel meiner Gefährtin berührte ich das ihn umgebende Gitter mit der Stirn, und küßte die Thürklinke, worauf wir uns auf dem Boden neben den Frauen niedersetzten, die sich in der Nähe des Heiligthums zum Gebet versammeln. Nachdem wir einige Zeit hier verweilt hatten, begaben wir uns in das Innere der Moschee, wo sich die männlichen Beter einfinden, und in dessen Mitte die heulenden Derwische ihr Zikr verrichteten. Etwa vierzig von ihnen bildeten einen Kreis, und gaben sich die Hände, indem sie ihren Körper von einer Seite zur andern bewegten, und Allah hu hai! schrieen, bis ihre Geberden so heftig wurden und ihre Aufregung bis zu einer solchen Höhe stieg, daß mehreren von ihnen der Schaum vor dem Munde stand und ein Paar wie von der Fallsucht betroffen niedersanken. Einige Soldaten und andere Fanatiker schlossen sich ihnen an, und wetteiferten mit ihnen in wilder Ausgelassenheit. Wir wagten jedoch nicht, uns lange bei den Derwischen aufzuhalten, da wir keine Weiber in diesem Theile des Gebäudes bemerkten. Nachdem wir also die Runde um die Moschee gemacht hatten, kehrten wir nach der Kubbeh zurück, drückten die Stirn von Neuem gegen das Gitter und entfernten uns. Die Moschee El-Hassaneyn ist wegen der Reliquien die sie besitzt, die heiligste von allen religiösen Anstalten Kahiras; was aber ihre Bauart anlangt, so ist sie nicht mit der Moschee des Sultans Hassan zu vergleichen. Da ist der Fußboden mit persischen Teppichen bedeckt, und der Schrein mit dem Haupte des Märtyrers schien mir, soweit ich ihn bei dem Halbdunkel, das in der Kubbeh herrscht, durch das Gitter unterscheiden konnte, mit Platten von Gold oder

vergoldetem Metall beſchlagen zu ſein. Unter dem Dome (der Kuppel) hängen kleine Lampen an Drähten, wie in allen andern muhamedaniſchen Gotteshäuſern, und zwiſchen ihnen ſind Straußeneier, das Symbol der Auferſtehung, angebracht. Eine Predigt wurde nicht gehalten, und die Anweſenden ſchienen ihre Zeit zwiſchen Gebet und freundſchaftlichem Geplauder zu theilen. Sowohl beim Eintritt als beim Ausgang umringten mich die Waſſerträger, die an den Thüren der Moſcheen ſtehen, und von allen anſtändig gekleideten Leuten Geld erbetteln, unter dem Vorwande, den Armen unentgeltlich Trinkwaſſer zu verabreichen. Mein Führer gab ihnen etwas Scheidemünze, worauf ſie mir geſtatteten, in Ruhe meinen Eſel zu beſteigen, und mich nach der Moſchee von El-Hazhar zu verfügen.

Dieſes Gebäude liegt im Herzen der Stadt, und iſt von einem ſolchen Labyrinth enger und ſtark bevölkerter Straßen umgeben, daß die Anſicht von außen faſt verdeckt wird. Der Haupteingang — es ſind deren fünf — führt zu einem großen, mit Marmor gepflaſterten Hof, wo wir eine zahlreiche Studentenſchaar erblickten, die auf den Steinen umherſaßen und unter Leitung ihres Profeſſors ſtudirten. Ich muß bekennen, daß ich nicht ohne Zittern durch ihre Reihen ſchritt; ich fürchtete, daß meine hellen Augen und ungefärbten Augenbrauen ihnen verrathen könnte, daß ſie eine Europäerin und gar eine Engländerin vor ſich hätten; es ereignete ſich jedoch nichts von der Art, und ungefährdet gelangte ich in das Innere der Moſchee. Ihre großartigen Dimenſionen und die Menge von kleinen ſchmalen Pfeilern, welche den Plafond ſtützen und ſich in allen Rich-

tungen gleich einem Walde ausdehnen, erinnerten mich an die maurische Moschee zu Cordova.

Wir setzten uns am Fuße eines Pfeilers nieder, und ich ließ dann meine Blicke nach Herzenslust umher schweifen. Das Innere der Moschee war eben so voll als der äußere Raum; an jedem Pfeiler war eine malerische Gruppe versammelt, die in das Studium des Korans und seiner Kommentare vertieft schien. Einzelne horchten mit halbgeschlossenen Augen in einem Zustande halber Verzückung den geheiligten Worten, Andere schaukelten sich hin und her oder wackelten mit den Köpfen, wie es bei den Muhamedanern gebräuchlich ist, wenn sie ihren religiösen Uebungen obliegen. Ihnen zur Seite saßen mehrere Katzen, die ebenso feierlich und rechtgläubig aussahen, wie ihre Herren, und ich bin überzeugt, daß sie mir die Augen ausgekratzt hätten, wenn sie um den Schabernack gewußt, den ich den Anhängern des Propheten spielte.

In den Zwischenräumen der Pfeiler standen Hunderte von Betenden in Andacht versunken, Viele lagen aber auch auf den Matten und schliefen, mit den Korans neben ihnen, deren Lektüre sie in das Reich der Träume entführt hatte. Es waren nur wenig Frauen in der Moschee, aber doch genug, um unserer Gegenwart alles Auffallende zu benehmen. Nachdem ich eine Zeitlang im Schatten meines Pfeilers gesessen und Mohammed in meiner Nähe seine Andacht verrichtet hatte, machte ich die Runde durch die Moschee, und entfernte mich dann durch den Vorhof und die Hauptthür, wo ich meine Pantoffeln gelassen hatte. So hoch erfreut ich war, meinen Rückzug unentdeckt zu bewerkstelligen, wagte ich doch nicht eher frei zu athmen, bis mehrere

Straßen zwiſchen jenem Brennpunkt des muſelmänniſchen Fanatismus und meiner ungläubigen Perſon lagen; ja, ich wagte nicht einmal über die Geſchicklichkeit in's Fäuſtchen zu lachen, mit der ich die ehrwürdigen bärtigen Ulema's und Mullah's hinter's Licht geführt hatte.

Die Fahrt über die Nilfälle.

Um zehn Uhr nahm der Reïs des Nilfalls mit zwanzig ſeiner Leute von unſerem Nilboot Beſitz, indem er noch achtzig Mann nach dem Punkte vorausſandte, wo wir ihrer Hülfe am meiſten bedürfen würden. Wir ſpannten alle Segel auf, und ſobald wir Aſſuan verlaſſen hatten, lagen die Katarakten vor uns in aller ihrer wilden Pracht, die nach dem zahmen Charakter, der das ganze Nilufer von Alexandrien bis Aſſuan auszeichnet, einen um ſo größeren Eindruck hervorbringt. Es that unſern Augen wohl, eine rauhe Natur zu erblicken, die ſich von den ewigen Durafeldern und Palmbäumen unterſchied.

Am Anfang der Stromſchnellen ſieht man einen wahrhaften Archipel von rothen und ſchwarzen Granitfelſen, die in der Sonne glänzen und zwiſchen denen die zahlloſen Gießbäche in allen Richtungen dahinſchäumen: am weſtlichen Ufer erſtrecken ſich die Sandflächen der großen Wüſte, gelb wie Gold und durch den Wind wie in Wogen des Ozeans gekräuſelt, bis an den Rand

des Waſſers vordringend, wo ſich große Maſſen von ſchwarzem Baſalt erheben. Nach Oſten thürmen ſich Granitfelſen bis zu den Wolken empor, und zwar in ſo regelloſer und ſeltſamer Form, daß man veranlaßt wird, ihren Urſprung einem vulkaniſchen Ausbruche zuzuſchreiben. In der That ſcheint dieſe chaotiſche Wildniß aus einer jener Naturrevolutionen hervorgegangen, die einſt unſerem Erdboden ſeine gegenwärtige Geſtalt verliehen.

Die Briſe hielt zu unſerem Glück noch immer an und führte uns bisweilen zwiſchen Felſen, die ſo nahe zuſammenſtießen und bis zu einer ſolchen Höhe emporragten, daß ſie den Wind auffingen, und es einen Augenblick zweifelhaft ließen, ob wir durch den Engpaß kommen würden oder nicht. In ſolchen Augenblicken trat eine kurze Pauſe ein, wo das Boot völlig ſtill ſtand und die Segel gleich dem Puls eines Sterbenden zitterten. — Dann füllten ſie ſich von Neuem, und das Angſtgeſchrei unſerer Mannſchaft verwandelte ſich in ein triumphirendes Hurrah! So oft ſich dergleichen Zwiſchenfälle ereigneten, pflegte unſer guter Reïs-Ali ſeinen Poſten im Vordertheil des Schiffs zu verlaſſen, um mich zu verſichern, daß keine Gefahr vorhanden ſei. Er ermuthigte mich immer mit einem freundlichen tayb, tayb! (ſehr wohl, ſehr gut!) durch welches Verfahren ich nicht nur überzeugt wurde, daß wir eine Gefahr überſtanden hatten, ſondern auch, daß uns noch mehrere erwarteten — eine Ueberzeugung, die nur allzugegründet war.

Ich hatte einen Maaßſtab für unſere Sicherheit feſtgeſtellt, der mir größeres Zutrauen einflößte als die freundſchaftlichen Beſuche Reïs-Alis — ich meine unſern vortrefflichen Koch, Hadſchi-Muſtapha, deſſen kleine trag-

bare Küche, in der er so Großes vollbringt, sich meiner Zeltdecke gegenüber befand. Hier saß er unbeweglich an seinem Posten und beschäftigte sich mitten unter dem betäubenden Lärm und der Verwirrung, die ihn umgab, ganz ruhig mit den Vorbereitungen zu unserem Mittagsmahl, obwohl es mir zweifelhaft schien, daß wir es je verzehren würden. Sein unzerstörbarer Gleichmuth galt mir jedoch als Beweis, daß er, ein geborner Nilvogel, an keine Gefahr dachte, und in meiner trügerischen Sicherheit verlor ich den Umstand aus den Augen, daß er als Muselmann und Fatalist, vor Allem aber als Koch, durch Religion und Gewerbe verbunden war, die unerschütterlichste Fassung zu behaupten — das Boot seinem Schicksal zu überlassen und nur seine Kasserollen im Auge zu behalten.

So standen die Sachen um Mittag, und auf meine dringenden Fragen, die ich an Mahomed, den Dragoman richtete, erklärte er, daß wir in Kurzem bei jenem Theil des Falles anlangen würden, der das Bab oder „das Thor" heißt, und wo die achtzig Mann stationirt wären, um uns die Stromschnelle hinaufzuziehen; nach Beendigung dieser Operation würden wir die Insel Philä erreichen, wo alle Gefahr aufhört. Kaum waren diese Worte gesprochen, als die Dahabich (Nilboot) in einen jener kurzen aber rauschenden Gießbäche einlenkte, durch welche der fahrbare Kanal führt. Es erfolgte eine Scene der furchtbarsten Verwirrung; ich hörte die Stimmen der ganzen Mannschaft im wüthendsten Geschrei durcheinander — am lautesten das heisere Brüllen des Reïs; ich sah Mohamed seinen Säbel ziehen und nach der Seite rennen, wo der Lootse des Reïs postirt war. Ich bemerkte augenblicklich, daß wir nicht mehr

vor-, sondern rückwärts gingen, denn die zur Seite liegenden Felsen, die wir so eben hinter uns gelassen hatten, schienen jetzt vor uns zurückzuweichen. Ich blickte aufwärts und sah die Segel flattern; ich blickte vorwärts, und — o Schrecken aller Schrecken! ich sah, wie der Koch eine Puddingform aus der Hand fallen ließ, eine Stange ergriff, um mit der übrigen Mannschaft an's Werk zu gehen und das Schiff am Umdrehen zu verhindern. Alles ist verloren, dachte ich, wenn Hadschi-Mustapha seinen Pudding im Stich läßt! Im nächsten Augenblick vernahm ich einen hohlen knarrenden Ton, der meine schlimmsten Befürchtungen rechtfertigte: das Boot war gestrandet. Glücklicherweise saß es am Hintertheil fest, so daß es nicht gegen die Felsen abfallen konnte, die es unfehlbar zerschmettert hätten. Nachdem man die Vorsichtsmaßregeln getroffen, die unsere gegenwärtige Lage erforderte, warfen zwei von unsern Leuten sich in den Strom und schwammen nach einem Felsen, an den sie einige Taue befestigten, damit das Boot sich nicht wenden und an das Ufer treiben möchte. Der Lootse, dessen nachlässiges Steuern uns in diese verzweifelte Lage gebracht hatte, verließ inzwischen das Steuerruder und schwamm an's Ufer, von wo er seine Flucht in die Wüste fortsetzte.

Während wir uns in einer so kritischen Lage befanden, und der Tod an unsere Thür zu klopfen schien, so oft der Kiel an einen Felsen stieß, bedeckten sich die Anhöhen um uns her plötzlich mit nackten Nubiern, die wie schottische Clansmänner aus der vor einem Augenblick noch so stillen Einöde hervorstürzten. Wie man mir sagte, stehen diese Leute immer auf der Lauer und erscheinen in dem verhängnißvollen Augenblick der Ge-

fahr, sei es um Hülfe zu leisten und ein Bakschisch (Trinkgeld) zu gewinnen, sei es, um das Wrack zu plündern im Falle das Boot zu Grunde geht. Viele von ihnen näherten sich der Dahabich, auf Baumstämmen reitend und mit den Händen rudernd — ihre gewöhnliche Art, über den Fluß zu schiffen. Wir lehnten aber ihre Dienste ab, da wir Leute genug selber hatten. Nach unerhörten Anstrengungen gelang es endlich, das Boot von dem Riff abzubringen, auf dem es festsaß; doch nur, um aus der Scylla in die Charybdis zu kommen. Denn kaum hatte sich das Fahrzeug von der Stelle bewegt, als es wieder auf den Grund stieß, und einen Leck bekam. Nun blieb nichts Anderes übrig, als es auf den Sand einer benachbarten Insel laufen zu lassen und Werkleute aus dem nächsten Dorfe herbeizuholen, um den erlittenen Schaden auszubessern. Wir richteten uns ein, den Rest des Tages und die Nacht auf dem Sande zu kampiren, und verzehrten den Pudding des Hadschi-Mustapha auf dem Festlande.

Eine Wanderung zu den Pyramiden von Gizeh.*)

Wir beschlossen für den folgenden Tag unsere Ausflüge bis zu den Pyramiden auszudehnen, und zugleich das in der Nähe von Kairo gelegene Schlachtfeld zu

*) Nach Alex. Dümas.

besichtigen, auf welchem vor einem halben Jahrhundert Napoleon die Mamelucken in die Flucht geschlagen hatte. Mit Tagesanbruch wurden die Esel vorgeführt, die uns in weniger als 10 Minuten nach Bulack trugen; hier setzten wir über den Nil, und befanden uns bald darauf auf der Sandebene, die kein Denkmal weiter hat, als die Nähe der Pyramiden, welche wie der kühne Feldherr seiner Armee zurief, auf das Schlachtfeld niederschauten. Und zu diesen Pyramiden ritten wir so schnell uns die Thiere fortzubringen vermochten. Wir glaubten, in einer Viertelstunde diese Steinhügel zu erreichen, hatten uns aber sehr getäuscht. Die Esel sanken bis an die Kniee in den Sand, und es dauerte wohl 5 Stunden, ehe wir bei der ersten Pyramide anlangten.

Es sind bekanntlich im Ganzen 40 Pyramiden vorhanden, alle auf der Westseite des Nil erbaut, und in 5 Gruppen gesondert. Uns war es aber um die größte, nordwestlich von Memphis gelegene zu thun, welche man auch vorzugsweise besteigt. Sie und ihre Schwestern führen von dem nahegelegenen Dorfe Gizeh den Namen, und diese Gruppe ist durch die Massenhaftigkeit ihres Baues die berühmteste. Die Pyramiden von Gizeh sind wie alle übrigen Grabmäler für die Könige; jede Pyramide bildet den Mittelpunkt eines Gräberfeldes, auf welchem die Verwandten, Priester und hohen Beamten des königlichen Erbauers begraben liegen, theils in Kammern in den Felsen ausgehauen, theils in hohen Malen, die in oblonger Gestalt mit schrägen Wänden und flachen Decken meist 12 Fuß hoch aufgebaut sind, als solide Würfel aus gewaltigen Quadern.

Zwischen den südlichen Pyramiden von Gizeh und

den nördlichen von Sakkarah ist nur eine geringe Strecke, und zwar ein Arm der Wüste.

Zu Sakkarah ist der alte Kirchhof von Memphis, die Mumienebene genannt, besäet mit Pyramiden und Grabmalen. Sein Anblick ist heutzutage niederschlagend und sehr düster. Die Raubsucht der Nachgrabenden hat überall Verwüstung verbreitet, die mit Skulpturen verzierten Grabmäler sind verstört, der Boden ist mit Sandhügeln bedeckt, welche durch die Umwühlungen entstanden, und überall liegen die gebleichten Todtengebeine umher.

Vor der größten Pyramide von Gizeh machten wir Halt. Sie steht auf einem Felsen, der noch 100 Fuß über die höchsten Gewässer des Nils hervorragt. Seine Oberfläche ist eine von allem Pflanzenwuchs entblößte Wüste. Die erste Steinschicht ist in den Felsen eingelassen, und über dieser zählt man noch 202 andere, von denen die obere immer zurückweicht, so daß eine Riesentreppe entsteht, die 428 Fuß 3 Zoll Höhe hat. Die Basis des gewaltigen Baues ist 716½ Fuß lang.

Diese große Pyramide ist genau nach allen vier Weltgegenden gestellt; jede ihrer vier Ecken sieht genau nach einem Hauptpunkte des Himmels; heutzutage würde man nur mit großer Schwierigkeit einen Meridian von so großer Ausdehnung, ohne abzuweichen, zeichnen können. Aus dieser Stellung der Pyramiden hat man eine Thatsache von großer Wichtigkeit für die Geschichte unseres Erdkörpers gezogen, nämlich daß die Stellung der Erdaxe sich seit mehreren tausend Jahren auf keine merkliche Weise verändert hat: die große Pyramide ist das einzige Denkmal auf der Erde, das vermöge seines Alterthums Gelegenheit zu einer solchen Beobachtung geben kann.

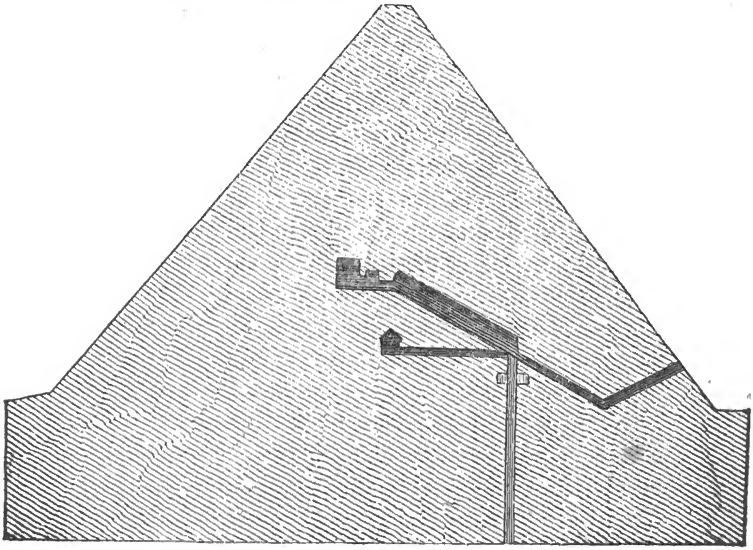
Es war keine ganz leichte Arbeit, unter dem Strahl der heißen ägyptischen Sonne die Pyramide zu erklettern, und wir brauchten ziemlich eine halbe Stunde dazu. An der Spitze sind wenigstens zwei Steinschichten abgeschlagen. Ich erging mich auf der Platte, die etwa 30 bis 35 Fuß lang ist; einige noch aufrecht stehende ungeheure Steine kamen mir vor wie zerrissene Gipfel eines Gebirgskammes. Diese Steine waren mit Namen von europäischen Reisenden ganz bedeckt. Der Blick in die Umgegend ist höchst ergreifend. Indem ich der Stadt Kairo den Rücken wandte, hatte ich zu meiner Linken den unermeßlichen Palmenwald, der bis nach Memphis reicht; hinter diesem Walde die Pyramiden von Sakkarah, und jenseits derselben die Wüste, — mir gegenüber die Wüste, und zu meiner Rechten die Wüste, eine weite feuergelbe Fläche, die keinen Punkt bietet, woran der Blick haften könnte, als höchstens ein Paar vom Winde gebildete Sandhügel, die bloß erscheinen, um bald wieder zu verschwinden. Auf der entgegengesetzten Seite dehnt sich Aegypten, d. h. der Nil aus, welcher in seinem smaragdgrünen Thalgrunde dahinfloß, dann Kairo die lebende Stadt inmitten der todten. Jenseits von den Gräbern der Kalifen zog die Kette von Mokattan mit ihren dürren Felsenabhängen, welche einer Granitmauer gleich den Horizont schließen.

Als ich hierauf meinen Blick nach unten richtete, erschienen unsere Esel und Eseltreiber so klein wie Schnecken und Ameisen; ich versuchte ihnen einen Stein zuzuwerfen, aber mit welcher Kraft ich ihn auch fortschleudern mochte, er kam doch nicht über die Seitenwand der Pyramide hinaus, und langte nur dadurch auf den Boden, daß er von Stufe zu Stufe hinabrollte.

Diese Steine erinnerten auch mich an das Hinabsteigen, und ich muß gestehen, das erschien mir noch gefährlicher und schwerer als das Hinaufklettern. Jedoch, als ich die erste Stufe hinter mir hatte, folgte bald auch die zweite und dritte, und ich gelangte schneller auf den Boden als ich dachte. Uebrigens möchte ich Allen, die an Schwindel leiden, die Ersteigung der Pyramiden abrathen.

Wir gingen nun um das mächtige Gebäude herum, um etwas Schatten zu finden, wo wir ohne Gefahr den Sonnenstich zu bekommen, unser Frühstück verzehren könnten. Aber die Sonne stand fast im Zenith, und die Hitze rieselte auf allen vier Seiten des Cheops-Denkmals gleichmäßig herab. Da zeigten uns die Araber auf der Nordseite der Pyramide eine Oeffnung, durch welche man in das Innere des großen Gebäudes gelangt. Dieses Thor ist etwa 45 Fuß hoch über dem Grunde und führt in eine enge Gallerie, die sich nach abwärts neigt, dann kommt ein Gang, 102 Fuß lang, der wieder aufwärts führt. Am Ende desselben ist ein horizontaler Kanal, der fast 100 Fuß lang ist; er führt in eine Kammer, das Zimmer der Königin genannt, von 18 Fuß Länge und 16 Fuß Breite. Diese Kammer ist jetzt leer. Eine andere Gallerie führt von dem Eingange des horizontalen Kanals aufwärts zur Kammer des Königs, und dieser Gang ist 125 Fuß lang 25 Fuß hoch. Auf jeder Seite sind Bänke von 21 Zoll Höhe und 19 Zoll Breite. Acht vorstehende Steinschichten bilden die Mauern dieser Gallerie, und geben ihrer Decke das Ansehen eines Gewölbes. Am Ende derselben befindet sich ein Ruheplatz, und da kommt man auf einen Vorplatz, der zu einer 3 Fuß 2 Zoll

breiten und 7 Fuß 10 Zoll langen Oeffnung führt: dieß ist der Eingang zu der oberen Kammer, welche die königliche heißt, die aber ursprünglich durch Steinblöcke verschlossen und verborgen war.



Das Innere des großen Pyramids von Memphis.

Diese Kammer ist ganz von schönen polirten Granitblöcken erbaut, und an ihrem westlichen Ende steht der Sarkophag, ebenfalls von Granit; seine Stellung ist von Norden nach Süden. Der Deckel dieses Sarges ist aber nicht mehr vorhanden. Hier machten wir Halt, aber der Dampf der Fackeln und der aufgewühlte Staub machten die Luft, trotz ihrer Kühle, nicht sehr angenehm. Als wir zurückkamen, besichtigten wir noch den am Eingang der horizontalen Gallerie befindlichen Brunnen; er ist bedeutend tief und steigt noch unter das Niveau

des Nils herab. Bis auf 200 Fuß ist man hinab gedrungen, und dieß Hinabsteigen ist durch die unregelmäßigen in den Wänden angebrachten Einschnitte sehr erleichtert. Ich verzichtete indessen gern auf diese Höllenfahrt, und war herzlich froh, als ich wieder das helle Sonnenlicht erblickte.

Unser Besuch galt nun der wunderbaren Sphinx, die einige hundert Schritt näher dem Nil zu liegt, und gleich einem Riesenwächter ihre Pyramidenheerde bewacht. Mit Hilfe meiner Araber gelang es mir, der Sphinx auf den Rücken zu klettern, und von da auf den Kopf zu steigen, wo ich mich in die Höhlung setzte, in der früher die heiligen Zierrathen und der königliche Kopfschmuck angebracht gewesen sein soll. Der Koloß wurde aus dem Felsen des Gebirgszuges selber ausgehauen, und da er sich 40 Fuß über den Boden erhebt, so kann man denken, welche ungeheure Steinmasse fortgehauen werden mußte, bis man nur die Ebene gewann. Die ganze Länge der aus Einem Stein gehauenen Sphinx ist 117 Fuß, der Umfang des Kopfes bis zur Stirne beträgt nicht weniger als 81 Fuß, die Höhe vom Bauch bis zur Spitze des Kopfes ist 51 Fuß. Sie ist in Wahrheit ein Räthsel, eine der geheimnißvollen Hieroglyphen, die das wunderbare Volk der Aegyptier uns hinterlassen hat und die ganz zu entziffern uns noch lange nicht gelingen wird.

Die Oasen Aegyptens. *)

Man nennt Oasen mehr oder weniger ausgedehnte Strecken Landes mitten im Sand, die eine Quelle haben, welche sie fruchtbar macht — grüne Inseln in dem Sandmeer der Wüste. Sie liegen im Westen der libyschen Kette, auf dem linken Ufer des Nils und sind aus dem höchsten Alterthum bekannt, wo man sie als zu Aegypten gehörig betrachtete. Erst nach mehreren Tagereisen durch die Wüste gelangt man in diese abgeschiedenen Reviere, doch haben sich neuere Reisende nicht abschrecken lassen, bis dahin vorzudringen.

Der Name „Oase" stammt aus der altägyptischen Sprache, in welcher er „Wohnung" bedeutete. Es waren, wie ein griechischer Geograph sagt, bewohnte Gegenden, umgeben von ungeheuren Wüsten, ein anderer griechischer Schriftsteller fand ihre Reize so groß, daß er sie „Inseln der Seligen" nannte. Die große Oase der Alten ist diejenige, welche man heutzutage El-Chargah nennt, auf der Höhe von Theben; sie ist die südlichste der Oasen Aegyptens. Gegen das Delta zu trifft man die Oasen Dachel, Farafrah, El-Behrych, von wo man, in nordwestlicher Richtung zu der berühmtesten der Oasen, dem jetzigen Siwa, weiland der Oase des Jupiter Ammon, gelangt. Hier war es, wo das berühmte Orakel sich befand, zu dem das ganze Alterthum wallfahrtete,

*) Aegypten von Champollion-Figeac (Weltgemälde-Gallerie, Afrika.)

das aber wie alle übrigen Rath zu ertheilen und zu weissagen aufhörte, als die politische Wichtigkeit des Landes, dem es angehörte, vernichtet war. Die Mythe schreibt die Entstehung des Ammon-Orakels einer höheren Dazwischenkunft zu. Eine Taube, so erzählt man, vom großen Tempel zu Theben in Aegypten ausgeflogen, bezeichnete deutlich die Stelle, wo das Orakel seinen Sitz aufschlagen sollte. Wirklich wurde dem Ammon, dem großen Gott Thebens, bei den Griechen Zeus genannt, in dem fruchtbarsten Theile der Oase ein Tempel gebaut. Das Standbild des Gottes war aus Bronze, mit Smaragden und Edelsteinen reich verziert. Es ward getragen von einer goldenen Barke, wie die andern großen Götter Aegyptens. Mehr als hundert Priester waren im Tempeldienst angestellt und durch den Mund des Aeltesten that der Gott Ammon seine Orakel kund, welche die berühmtesten waren im ganzen Alterthum. Herkules und eine Menge in den historischen Sagen Griechenlands gefeierte Helden pilgerten andächtig rathfragend zu seiner heiligen Wohnung. Unfern vom Tempel war ein anderes Wunder — eine Quelle, der Brunnen der Sonne genannt. Dieser Wasserquell war nach Herodot, am Morgen lau, Mittags kalt, um Sonnenuntergang wieder lau, und um Mitternacht siedend. Alexander der Große wollte dieses Orakel Jupiters, des Urhebers seines Geschlechts, wie er sagte, besuchen und befragen. Aus den Umgebungen von Memphis begab er sich hinab nach Niederägypten in die Nähe des See's Mareotis, und von da schickte er sich mit seinem Gefolge an zum Zuge in die Wüste. Die zwei ersten Tagereisen, erzählt Quintus Curtius, ging es erträglich, obwohl man nie solche Einöden

gesehen. So wie man sich in das Sandmeer vertiefte, war alles fruchtbare Land verschwunden, kein Baum, kein Strauch mehr zu sehen; der Wasservorrath, den die Kameele trugen, hatte sich erschöpft und in dem glühenden Sande war kein Tropfen zu finden. Zum Glück kam ein kleiner Regen*) und gierig haschte man nach dieser Erquickung, indem man das vom Himmel niederfallende Wasser mit dem Munde auffing. Man brauchte 4 Tage um die ungeheure Einöde zu durchziehen. Als man dem Ziele der Fahrt nahete, diente ein Schwarm von Raben Alexanders Heere zum Führer. Endlich langte er in der Oase an, und fand den Tempel, umgeben von einem schattigen Haine, wo zahlreiche Quellen die Frische und das Wachsthum unterhielten. Er besuchte dann den wunderbaren Brunnen, von dessen Dasein bereits hundert Jahr zuvor Herodot den Griechen Kunde gebracht, und als er das Orakel befragte, nahm dieses keinen Anstand, ihn für Jupiter's Sohn zu erklären.

Die neueren Reisenden trafen in der Oase von Siwah die Reste ägyptischer Tempel, die intermittirende (zu Zeiten ausbleibende) Quelle, welche Herodot und Alexander schon kannten, in Felsen gehauene Gräber, Ueberbleibsel von Mumien, und mehrere fruchtbare Ländereien, mit ihren Dörfern. Die Stadt Siwa, welche der Oase ihren Namen gibt, ist der Hauptort; sie ist auf dem Gipfel eines Felsen erbaut, und besteht aus zwei abgesonderten Theilen. In dem östlichen wohnen

*) Der Regen in der Wüste ist etwas höchst Seltenes, da die Hitze der Luft den Wasserdampf auflöst und es zu keinem Niederschlag kommen läßt.

die verheiratheten Leute mit ihren Weibern und Kindern und in dem westlichen, tiefer gelegenen, die Wittwen und Junggesellen. Die Gassen sind bedeckt, und man geht in der Stadt herum von einem Haus in's andere, wie die Bienen in einem Korbe, — am hellen Mittage mit den Lampen in der Hand. Die Bevölkerung von Siwa ist etwa 2500 Seelen.

Jetzt sind die Oasen von Aegypten getrennt, und stehen mit diesem Lande bloß in Handelsverkehr. Sie sind die Stationen, die Erfrischungsorte für die Karavanen, die jedes Jahr aus dem Innern von Afrika durch die große Wüste nach Aegypten ziehen. Sie sind für die Sicherheit und den Erfolg dieser Reisen eine unschätzbare Hilfsquelle.

Lebensbilder aus Kordofan. *)

Lage und Klima.

Kordofan, eine der südlichsten Provinzen des Vizekönigs von Aegypten, erstreckt sich von Haraza im Norden bis Kodero und dem Nubagebirge im Süden; ostwärts bilden die Shelukberge die Gränze, im Westen die Wüste von Darfur, im Norden die Wüste von Don-

*) Nach J. Pallme's Beschreibung von Kordofan (Stuttgart, Cotta, 1843.).

gola. Im Süden nimmt das Gebiet bald zu bald ab, je nachdem die Bewohner freiwillig oder mit Gewalt tributpflichtig werden oder nicht. Am Bahr el Abbiad oder weißen Nil hat Kordofan keine Orte, und das nächste Dorf ist noch vier Stunden von demselben entfernt.

Im Ganzen besteht Kordofan aus sehr vielen, theils großen, theils kleinen Oasen, welche jedoch nicht, wie es in der großen Wüste der Fall ist, von einander weit entfernt sind. Der Boden, obwohl durchgehends sandig, ist doch sehr fruchtbar, denn sobald die Regenzeit beginnt, drängt sich Alles wie durch einen Zauberschlag aus der Erde hervor, und die Natur zeigt sich in ihrer ganzen Fülle und Pracht. Ueberall duften Wohlgerüche, die fast berauschend auf die Sinne wirken, und man glaubt sich zuweilen in die Feengärten von Tausend und einer Nacht versetzt.

Fließende Gewässer sind in Kordofan keine, und nur in der Regenzeit entstehen einige Wildbäche, welche jedoch eben so schnell versiegen als sie entstehen. Kleine Seen gibt es mehrere, von denen einige reich an Blutegeln sind, und das ganze Jahr Wasser behalten; einige trocknen in der heißen Jahreszeit aus.

Das Klima ist vorzugsweise in der nassen Jahreszeit sehr ungesund, und man findet dann keine Hütte, in der nicht ein Kranker wäre; hingegen verschwinden alle Krankheiten in der trockenen Jahreszeit. Doch leiden dann wieder Menschen und Thiere durch die überaus große Hitze. Trauernd weilt dann das Auge auf den öden ausgebrannten Steppen, die als Trophäen des Sieges, den sie über die lebende Natur errungen haben, nichts aufweisen können, als gebleichte Knochen

von Menschen und Thieren. Der Himmel ist während dieser ganzen Zeit, welche ungefähr 8 Monate dauert, wolkenlos und rein, die Hitze aber besonders in den Monaten April und Mai unerträglich. Von 11 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags, wo das Thermometer bis auf 40° R. steigt (im Schatten), ist es keinem athmenden Geschöpfe möglich, sich im Freien aufzuhalten. Alles, Menschen und Vieh, sucht Schatten, um sich vor der Gluth der Sonnenstrahlen zu schützen. Der Mensch sitzt während dieser Stunden wie in einem Schwitzbade, die Heiterkeit des Geistes schwindet dahin, und man ist beinahe unfähig, etwas zu denken. Stumpf und fast geistesabwesend, stiert ein Jeder vor sich hin, und schmachtet mit seinem Blick nach irgend einem kühlen Plätzchen. Die Luft, die man einathmet, ist so heiß, als wenn sie aus einem glühenden Ofen herausströmte, und wirkt so erschlaffend auf die Nerven, daß man Mühe hat, ein Glied zu bewegen. Alle Geschäfte ruhen, und Alles liegt wie in einem Todesschlafe, bis nach und nach die Sonne sinkt und eine kühlere Luft die Menschen und Thiere wieder zum Leben erweckt. Doch sind die Nächte wieder so kühl, daß man sich gegen Erkältung wohl in Acht nehmen muß, denn die Folgen sind hier gefährlicher als in Europa.

Tag und Nacht sind mit einer fast unmerklichen Abweichung das ganze Jahr hindurch sich gleich, und wie in allen heißen Ländern gibt es keine Morgen- und Abenddämmerung, die Sonne ist plötzlich da, und wenn sie sinkt, ist es Nacht. Im Freien sieht man in der trockenen Jahreszeit Alles wüst und öde, die Pflanzen verkohlen, die Bäume verlieren ihre Blätter und stehen wie Besen da; keinen Vogel hört man singen, kein Thier

sieht man im freudigen Gefühl seines Daseyns sich ergötzen, Alles verkriecht und verbirgt sich in den Wäldern, um Schutz zu finden gegen die schreckliche Hitze. Nur dann und wann sieht man einen Strauß im Flugschritte die wüsten Felder durchschreiten, oder eine Giraffe von einer Oase zur andern eilen. Doch erheben sich in dieser Jahreszeit zuweilen furchtbare Orkane, durch die Jeder, der noch keine solche Naturerscheinungen erlebte, in das größte Entsetzen geräth. Sie bestehen in einem erstickend heißen Luftstrome, der von einer Gegend zur andern seinen Strich hält, und Alles, was ihm in den Weg tritt, verheert. Gewöhnlich ist die Atmosphäre dann grau und mit feinem Sande geschwängert, die Sonne verliert ihren Glanz, es wird dunkel, so daß man kaum auf drei Schritte weit sehen kann; die Luft ändert plötzlich ihre Farbe, sie wird erst gelblich, dann röthlich, die Sonne aber erscheint blutroth. Der Wind saust, reißt Alles, was er erreicht — Häuser, Zäune, Bäume sammt den Wurzeln aus dem Boden und mit sich fort, deckt Sandhügel ab und wirft neue auf, kurz, er fährt als ein Verwüster daher. Schlimm ist's für den, welcher sich während eines solches Sturmes in der Wüste befindet; es bleibt ihm nichts Anderes zur Rettung übrig, als sich mit dem Gesicht auf die Erde zu werfen, damit er von dem Luftdruck nicht erstickt werde; das Athemholen wird gehemmt, die Brust möchte zerspringen, weil es ihr an reiner Luft fehlt, alle Nerven ziehen sich zusammen. Ein schwacher Mensch, der von einem solchen Orkan überrascht wird, kommt selten mit dem Leben davon; doch auch ganz gesunde in voller Lebenskraft stehende Menschen befinden sich mehrere Stunden wie geschlagen

in den Gliedern und können sich nur nach und nach wieder erholen. Die Thiere fliehen und suchen sich zu verbergen. Die Kameele, welche sich unterwegs befinden, zeigen diesen Sturm schon immer früher an, bevor er losbricht: ihre Schritte werden unruhig, und sie lassen den Kopf zur Erde hängen.

Eine andere nicht minder merkwürdige Naturerscheinung ist die Luftspiegelung (mirago), d. h. der Anschein von Seen und Flüssen, welche man mitten in der Wüste zu sehen glaubt, und die durch die aufsteigenden Dünste und die Brechung der Sonnenstrahlen dem Auge so täuschend vorgespiegelt werden. Wenn man nach einigen mühseligen Tagreisen durch die Wüste nichts als Himmel und Sonne geschauet hat und nach dem Anblick des Wassers lechzt: dann kann es nichts Reizenderes geben, als solch' einen Anblick, man wünscht sich Flügel, um das so lang entbehrte Element so schnell als möglich zu erreichen, und verwendet kein Auge von dem lieblichen Gegenstande. Doch wie sinkt der Muth, wie schmerzlich ist die Enttäuschung, wenn alle die blendenden Gewässer sich in Dunst und Nebel auflösen, und nur wieder den einen, heißen, trockenen Sand zeigen, in welchem man wie verzaubert ist. Sieht man indeß diese Erscheinung öfters, und gewöhnt sich an solche, so ergötzt sich das Auge und labt sich daran, voll Dank gegen den Schöpfer, der auch in reizlosen Gegenden den Blick des Menschen zu erfreuen weiß. Sehr poetisch nennt man im Lande die vorgespiegelten Flüsse „Gazellenflüsse" (Bacher el Gazal), vermuthlich, weil sie so schnell wie Gazellen dem Auge wieder verschwinden.

Im Monat Junius tritt die nasse Witterung ein,

und endigt im Anfange Oktobers. Es kann sich, wer diese Jahreszeit in den Tropenländern nicht erlebte, keinen Begriff von den Schlagregen machen, welche dann fallen. Gewöhnlich steigen die Gewitter im Osten und Süden auf. Man sieht von ferne eine kleine schwarze Wolke, welche je näher sie kommt desto größer wird, und sich in den letzten Minuten mit einer unglaublichen Schnelligkeit über die ganze Gegend ausbreitet, um dann zu sinken. Nun bricht ein furchtbares Gewitter los, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, ein fürchterliches Krachen als ob der Himmel im Feuer stünde und der Erdboden bersten wollte, Ströme von Wasser stürzen herab und so reichlich, daß die Erde all' das Wasser nicht aufnehmen kann und Bäche sich bilden, welche freilich bald wieder im Sand versiegen. Gewöhnlich dauert ein solcher Regen nur eine Viertelstunde, selten länger, und noch seltener wiederholt er sich in Einem Tage, ja er setzt öfters zwei, drei, sogar sechs Tage aus, und dieses ist die gefährlichste Zeit für die Fremden sowohl wie für die Eingebornen. Doch leiden die von weißer Hautfarbe immer mehr als die Schwarzen.

Wie durch einen Zauber erwacht die Natur aus ihrem Todesschlafe, denn gleich nach dem ersten Regen fängt der Boden an zu grünen, die Bäume knospen auf's Neue, und nach und nach verbreitet sich ein Blumenteppich über das ganze Land. Einzelne Gegenden in Kordofan, welche etwas tief liegen, können dann in der That ein Paradies genannt werden. Alles steht da in voller Ueppigkeit, alle Bäume und Sträucher sind mit Blüthen und Früchten überschüttet, so daß man das Laub kaum erblickt. Das Gras erreicht eine

Höhe, daß es einen Reiter faſt verbirgt. Schlingpflanzen winden ſich bis zum Gipfel der höchſten Bäume, die Vegetation iſt üppig und kräftig. Das Auge ergötzt ſich wie an dem Farbenſpiel der Papageyen und Kolibri's, ſo an der Farbenpracht der Blumen und Blüthen. Die Wüſte iſt wie aus ihrem Zauber befreit; wetteifernd laſſen die ſchönbefiederten Sänger ihre melodiſchen Töne von den Zweigen erſchallen, und ich vergaß bei dieſen Melodieen die Lerchen und Nachtigallen meiner Heimath. Doch dieſe Silbertöne ſind nicht von langer Dauer; der Geſang iſt zu ſüß, als daß er lange währen könnte. Wie ſich der Schleier der Morgendämmerung hebt, fängt er an, wird ſtärker mit dem ſich verbreitenden Lichte; doch ſobald die Sonne über den Rand der Wüſte emporgerückt iſt und mit ihren Strahlen die Berge vergoldet, ſo verſtummt ein Sänger nach dem andern, und man vernimmt nur noch einzelne Töne. Es erſcheinen nun Schwärme von Schmetterlingen und ſchönen Inſekten, die wiederum das Auge mit ihrem Farbenwechſel ergötzen; Giraffen, Antilopen und andere Vierfüßer weiden im hohen Graſe und freuen ſich ihres Lebens.

Doch all' dieſer Reiz ſchwindet bald, denn ohne daß man es will wird durch die Einwirkung des ungeſunden Klima's die frohe Laune verſcheucht; den Menſchen befällt eine Bangigkeit, die ihm alle Kräfte raubt. Schwäche im Magen, Eckel vor allen Speiſen, kurz die Vorboten einer Krankheit verleiden jeglichen Genuß, den die Schönheit der Natur gewähren könnte, und in Kurzem liegt man auf dem Krankenlager, welchem ein Fremder nie ganz entrinnt. So weit jetzt die Erfahrung reicht, ſind von den Europäern, welche dieſe Ge-

genden bereist und längere Zeit sich dort aufgehalten haben, wenige mit dem Leben davon gekommen. Die aus den Moräſten aufſteigenden Peſtdünſte, welche die ganze Luft ſchwängern, der Mangel an gutem Trinkwaſſer, die feuchten Südwinde, welche die Nerven angreifen — Alles dieſes vereinigt ſich, den Faden des Lebens bald möglichſt abzuſpinnen. Man glaube ja nicht, daß durch den Regen die Atmoſphäre gereinigt werde, wie es der Fall in Europa iſt; denn ſo bald die Regengüſſe aufhören, tritt wieder eine ſtarke Hitze ein, und von erfriſchender Luft iſt nichts zu ſpüren. Die Monate Dezember und Januar ſind noch die geſündeſten, aber auch ſo kühl, daß vor Sonnenaufgang das Thermometer bis auf 8°, zuweilen ſogar bis auf 1° fällt. Dieſer ſchnelle Wechſel wird für den Europäer, ſelbſt für den aus dem nördlichen Aegypten kommenden Einwanderer leicht verderblich, und es gibt wenig Eingewanderte, die ſich ganz akklimatiſiren.

Sitten und Gebräuche.

Die Wohnungen werden in Kordofan Tukkoli genannt, und ſind von einer ganz einfachen Konſtruktion. Das Haus, gewöhnlich 10 bis 12 Fuß im Durchmeſſer haltend, iſt rund; es hat nur eine einzige Oeffnung, welche als Thür, Fenſter und Rauchfang zugleich dient, und nur ſo groß iſt, daß ein Mann ganz gebückt hin-

einschlüpfen muß. Ein jedes Haus sieht dem andern so ähnlich, wie ein Ei dem andern; wie vor Jahrhunderten, so werden noch fort und fort diese Negerwohnungen in gleicher Form und aus gleichem Material aufgeführt. Man steckt in die Runde die für die Größe des Hauses erforderlichen Holzstäbe, welche oben eine Gabel bilden; in diese Gabel wird ein zweites Stück Holz eingeschoben, die Enden aber bindet man in einer Spitze zusammen, so daß diese zweite Lage von Stäben eine Zuckerhutform erhält und das Dach bildet. Das Ganze wird dann verflochten, mit Stroh belegt, und die Spitze des Daches bildet einen Korb, welcher dem schwarzen Storche zum Neste dient, einem Vogel, der gewöhnlich im Mai und Julius von seiner Wanderung zurückkehrt, um in dem für ihn bereit stehenden Neste seine Jungen auszubrüten. Ist auf einem oder dem andern Tukkoli kein Storchennest vorhanden, so werden zur Zierde auf die Spitze des Daches zwei bis drei Straußeneier gesteckt.

Diese Häuser sind trotz ihrer Einfachheit im Durchschnitt doch sehr fest gebaut, so daß in der Regenzeit kein Wasser eindringt, und man immer noch Schutz darin findet. Für eine Familie werden zwei bis fünf solcher Tukkoli erbaut und sodann mit einem Dornenzaun eingehegt. In dem Dorngehege läßt man eine Oeffnung, welche das Thor bildet und ebenfalls mit einem Dornstrauche verschlossen wird, den man gewöhnlich beim Ein- und Ausgehen wieder an seinen Ort stellt. Dieses geschieht nicht aus Furcht vor Dieben oder sonstigem Einbruch, sondern bloß um die hungrigen Kameele von den Häusern entfernt zu halten, welche sonst in ganz kurzer Zeit ein Haus bis auf das Gerippe

auffreſſen würden. Dieſe Dornenzäune ſind für einen Fremden ſehr läſtig, denn wenn ſie auch nicht immer die Haut ritzen, ſo haben ſie doch große Liebe zu den Kleidungsſtücken, und behalten zum Andenken dieſes und jenes Stücklein zurück.

Die Tukkoli ſind ſo leicht zu bauen, daß auch der Aermſte ein eigenes Haus beſitzt, außerdem haben ſie aber noch den Vortheil, daß wenn es dem Bewohner nicht mehr an einem Platze zuſagt, er mit Hülfe von ſechs bis acht Männern ſeine Reſidenz verlegen und das ganze Haus forttragen kann, um es in Tagesfriſt an einer bequemeren Stelle wieder aufrichten zu laſſen. Bricht in einem oder dem andern Orte ein Feuer aus ſo wird da nicht gelöſcht — das wäre vergebliche Mühe; ſondern die der Brandſtätte zunächſt gelegenen Häuſer werden fortgetragen, und damit wird auch dem Feuer Einhalt gethan. Auch geſchieht es wohl, daß ganze Dörfer fortgetragen werden, weil ein Inſekt den Aufenthalt an der Stelle unerträglich macht. Es iſt der Ricinus, im Lande Kurat genannt, ein Thierchen, das ſich ſtark vermehrt und im Sande lebt. Legt ſich ein Menſch oder ein Thier mit bloßem Körper auf den Sand, ſo kommt das Inſekt ſogleich herbei und beißt empfindlich. Die Kameele fürchten das kleine Thier ſo ſehr, daß ſie in einem Ort, wo es in Menge ſich findet, nicht mehr zu halten ſind und Reißaus nehmen. Nur wenn man ſich auf Strohmatten legt, iſt man vor dem Biſſe des Ricinus ſicher, denn es kriecht ſelten auf Stroh.

Jede Familie hat übrigens noch eine Hütte, Moraka genannt, worin das erforderliche Mehl gerieben wird. Dieß geſchieht in einer ausgehöhlten ſteinernen Platte,

welche in die Erde fest eingegraben ist, und in welcher das Mädchen, gewöhnlich eine Sklavin, das Getraide (Dohen) mit einem walzenartig geformten Steine zu Mehl reibt. In einer Familie von acht Personen ist so ein Mädchen das ganze Jahr lang beschäftigt, das erforderliche Mehl zu reiben, und die Arbeit ist sehr mühsam. Dennoch hört man die Sklavinnen den ganzen Tag singen; es sind Lieder freilich, worin sie ihre Sehnsucht nach der Heimath ausdrücken. Diese Lieder haben etwas ganz Eigenthümliches, und sind fast immer der Erguß eigener Gefühle. Man findet nur wenig Lieder, die einer von dem andern lernt; denn Jeder singt, was er eben denkt und fühlt, ohne Sylbenmaß im Takte. Nur zu ihren Tänzen haben sie eigene Melodieen, die jedoch auch öfters mit Variationen eigener Empfindung abwechseln. In Molltönen und mit gedämpfter Stimme hört man dann diese Mädchen singen: „Die Sonne versteckt sich hinter die Berge, kommt Leutchen zum fröhlichen Tanze, die Kühe sind gemolken, die Arbeit ist vollbracht, zündet das Feuer an, mein Geliebter kommt und holt mich nach Hause ꝛc.“ Manchem Mädchen läuft bei diesen Gesängen eine Thräne über die Wangen, wenn sie sich in ihre heimathlichen Berge zurückversetzt; doch auch hier muß die Zeit das Ihrige beitragen, um den Kummer der armen Geschöpfe zu lindern, denn sind nur zwei bis drei Jahre vorüber, so gedenken sie kaum noch ihrer Heimath. In Aegypten habe ich sehr oft Sklaven und Sklavinnen gesprochen, die sich kaum mehr ihres Vaterlandes erinnerten, namentlich wenn sie eine Behandlung erfuhren, wie sie ihnen im väterlichen Hause nie zu Theil werden konnte. Sie nehmen gar bald die Sitten der Völker an, unter

denen sie leben müssen, und lachen dann wohl selbst über die einfältigen Gebräuche ihrer Heimath.

Die innere Einrichtung in den Tukkoli ist ebenso einfach wie diese Häuschen selber, und außer einem Angareb (Bettstelle mit Riemen überzogen) einem ledernen Schild und einigen Lanzen finden sich bloß folgende Gegenstände: ein Topf, Burma genannt, zur Aufbewahrung des Wassers, ein zweiter zum Kochen und ein dritter zur Bereitung der Merissa (berauschender Pflanzensaft); ferner eine flache Thonschüssel, Doka, zum Brodbacken, einige halbe Kürbisschaalen zum Trinken, eine hölzerne Schüssel, Gedda genannt, für die gekochten Speisen, und eine Strohschüssel von Dompalmen gewunden, Tabake genannt. Lebensmittel und andere Sachen werden an den Wänden aufgehängt, um sie vor den Mäusen, und vorzüglich vor den Termiten zu schützen. Diese weißen Ameisen sind eine wahre Landplage und es ist nichts vor ihnen sicher; ja sogar das Holzwerk zernagen sie, bis es so morsch wird, daß das ganze Häuschen einstürzt.

Die Wohlhabenderen wissen übrigens ihre Tukkoli auch zu schmücken und zu verzieren, denn sie hängen an den Seitenwänden buntfarbige Strohmatten auf, die auch auf das Angareb gebreitet werden, welches dann zugleich als Sopha dient. An einem Stricke hängen gläserne schwarze Flaschen, die mit Goldpapier verziert sind; ein Theil derselben ist gewöhnlich leer, der andere aber mit den Toilettengegenständen der Frauen, als Fett, Oel u. drgl. gefüllt. Dann hängen ferner an der Wand die Waffen der Männer, nämlich ein Schild, ein zweischneidiges Schwert und einige Lanzen. Vor dem Tukkoli ist öfters ein aus Kuhmist geformter hoh-

ler Cylinder, welcher auf Steine gestellt und mit einem Deckel fest verschlossen ist; darin befindet sich das Getraide. Viele vergraben solches aber auch in die Erde, nachdem die Wände des Loches zuvor mit Strohmatten ausgelegt sind.

Für das Hausvieh hat man keine Ställe; man treibt es in eine Dornenbusch-Hürde, doch muß die Hecke sehr dicht seyn, damit die wilden Thiere nicht so leicht durchdringen; und doch geschieht es nicht selten, daß Hyänen und Löwen, wenn sie stark vom Hunger geplagt werden, durch die dichteste Einzäunung dringen, um sich ein Schaaf, eine Ziege oder ein Kalb zu holen.

Die Lebensweise der Menschen ist sehr einfach; ihre Hauptnahrung ist Dochenbrod, Assida und Woika. Sobald die Dochen auf einer steinernen Platte zu Mehl gerieben ist, wird solches in einen Topf geschüttet, und sodann mit Wasser zu einem dünnen Brei angerührt; darauf wird unter einer aus Lehm gebrannten oder einer eisernen Platte ein Feuer angezündet, auf die Platte, wenn sie heiß geworden, Butter gestrichen, und der Teig in Form von Kuchen darauf geschüttet. Ist die eine Seite gar, so wird das Brod gewendet, die Platte aber nochmals mit Butter bestrichen. Diese Brodkuchen sind einen Finger dick, aber für einen Europäer schwer verdaulich und sehr aufblähend, da die Hülsen vom Mehl nicht gesondert werden und das Ausbacken nie vollständig geschieht. Es erfordert viel Zeit, bevor für den Hausbedarf alles Brod fertig wird, und es braucht mehr als eine Stunde, um nur für zwei Personen das zum Mittagsmahl nöthige Brod zu bekommen.

Die Assida und Woika sind das gewöhnliche Gericht der Kordofaner; jene ist gekochtes Mehl nach Art der

italienischen Polenta, die Woika aber wird auf folgende Art zubereitet. Man nimmt getrocknetes Rindfleisch, welches zu diesem Behufe in fingersdicke Streifen geschnitten wird um besser an der Sonne trocknen zu können. Dieß stößt man in einem Mörser zu grobem Pulver, sodann werden in einem andern Topfe Zwiebeln mit Butter geröstet, Wasser zugeschüttet, das, wenn es kocht, unter beständigem Quirlen jene zerstoßene Masse empfängt. Dieß Ragout wird nun auf die Assida geschüttet und aufgetragen, und es schmeckt gar nicht übel. Hier und da wird auch dicke saure Milch mit eingebrocktem Brod in der Schüssel aufgetragen. Die ärmere Klasse hat nicht immer die Assida, sondern nur die Woika mit Milch und Brod.

Obwohl von Abyssinien und selbst von Yemen (in Arabien) das mit Kordofan in Verbindung steht, der Kaffee sehr billig zu haben ist, so genießt doch außer einigen Türken und Djelabi Niemand dieses Getränke; im ganzen Lande ist nur Ein Kaffeehaus, das von Türken besucht wird. Ich wurde eines Tages bei einem Djelabi zum Frühstück eingeladen, und fand mich zur bestimmten Zeit ein. Ich erhielt meinen Platz auf einem mit schönen Teppichen belegten Angareb angewiesen, und wurde zunächst mit Pfeife und Merissa bedient. Als ich später bemerkte, daß auf dem Feuerherde noch kein Feuer angezündet war, noch sonst eine Vorbereitung getroffen wurde, wunderte ich mich, denn es war mir bekannt, daß es nicht bei der Merissa sein Bewenden hat. Ohne weitere Komplimente fragte ich, wo das Frühstück sei? Der Djelabi antwortete, es werde sogleich bereit sein und ich würde für den Vor-

mittag noch Zeit genug haben, meine Geschäfte zu besorgen. Meine Neugierde stieg immer mehr, als ich das zum Opferlamme bestimmte Schaf erblickte, und doch kein Feuer angezündet wurde. Auf den Wink seines Herrn faßte plötzlich ein Sklave das Schaf, schnitt ihm den Kopf ab, schlitzte den Bauch auf, ohne erst das Fell abzuziehen, nahm dann den Magen heraus, reinigte diesen und zerschnitt ihn in Stückchen, die in eine hölzerne Schüssel gelegt wurden: darauf wurde die Gallenblase des Thiers genommen, wie eine Citrone über den dampfenden Magenstreifen ausgequetscht, und zuletzt Alles mit einem tüchtigen Quantum rothen Pfeffers bestreut. Sobald alles dieses und zwar mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit geschehen war, nöthigte man mich schnell zuzugreifen, und zwar bevor das Gericht abkühle. Ich holte aber tief Athem und bedankte mich recht schön, indem ich mich entschuldigte, daß ein europäischer Magen nicht im Stande sei, so delikate Speise zu vertragen, und ich mich bloß mit dem Zusehen begnügen wolle. Man lächelte mitleidig über meine Blödigkeit, und ließ sich den Leckerbissen herrlich schmecken. Später versuchte ich, ein wenig von dem in hohem Rufe stehenden Gerichte zu kosten; es schmeckte weniger übel, als ich dachte, aber zum eigentlichen Essen konnte ich es doch nicht bringen.

Die Arbeit, welche die Kordofaner zu verrichten haben, erfordert nur sehr geringe Mühe, und ich habe in keinem Lande eine größere Faulheit gesehen als in Kordofan, denn jeder nur etwas Bemittelte trachtet, sich einen Sklaven zu verschaffen, der alle schwierigeren Arbeiten für ihn thut, damit nur der Herr den ganzen Tag im Schatten liegend der Faulheit pflegen kann.

Diejenigen, welche Ackerbau treiben, haben dabei wenig Sorge, denn sie haben nichts Anderes zu thun, als zur bestimmten Zeit den Samen zu säen und sodann nach drei Monaten das Getraide einzuernten. Handwerker gibt es sehr wenige. Ihre Häuser werden alle drei oder fünf Jahre ausgebessert oder überbaut, und so hat Niemand viel zu thun. Dabei fehlt es den Männern auch an Unterhaltung; von den Dongolawi rauchen nur wenige Tabak, von den Negern freilich desto mehr. An dem Tanze des weiblichen Geschlechts nehmen sie keinen oder sehr geringen Antheil, und haben sie auf ihrem Angareb sich müde gelegen und ausgeschlafen, so kommen einige Nachbarn zusammen, und nach langen Begrüßungen und Fragen, wie man sich befinde, wird höchstens vom Gouverneur und den Oberbeamten, sowie von einigen kranken Kameelen und Eseln gesprochen. Die Politik kümmert sie sehr wenig, nur die Entrichtung der Steuern macht ihnen alljährlich einige kummervolle Tage. Da wird dann Rath gehalten, wie man diese zusammenbringe, und wenn die Ernte gut war, folglich in Ueberfluß Merissa gebraut worden ist, so wird der Unmuth mit dem beliebten Getränke verwaschen und das Uebrige läßt man gehen, wie es geht.

Das weibliche Geschlecht ist viel arbeitsamer als die Männer, denn außerdem, daß die Weiber alle häuslichen Arbeiten zu verrichten haben, beschäftigen sie sich auch noch mit Anfertigung von Strohmatten, mit Flechten von Körben zur Aufbewahrung der Milch, von Trichtern zum Durchseihen der Merissa, sogar mit dem Gerben der Thierhäute. Bei aller Arbeit sind sie fröhlich und wohlgemuth, aber sie altern rasch, ein zehn-

jähriges Mädchen heirathet schon, und eine vierundzwanzigjährige Frau ist alte Matrone.

Die Kleider der Männer sowohl als der Frauen sind sehr einfach, denn nur die Dongolawi, als die wohlhabendsten unter allen Stämmen, tragen lange Hemden mit weiten Aermeln und auf dem Kopf ein weißes Käppchen mit einem weißen Shawl nach Art des türkischen Turbans; doch wird dieß „Takkir" durch Schmutz und Fett bald so schwarz als der Herr selbst. Die übrigen Stämme gehen fast ganz nackt, und binden bloß um die Lenden ein Baumwollentuch, dessen langes Ende sie über die Schultern werfen. An dem linken Oberarm trägt jeder Mann einen zweischneidigen Dolch in einem Futteral und außer diesem auch einige in rothes Leder eingenähete Zauberformeln, welche die Fakirs schreiben und verkaufen. Auf Reisen hängen die Kordofaner über die linke Schulter ein langes zweischneidiges Schwert, dessen Griff ohne Bügel bloß mit einem Leder umnähet ist. Bloß die Schechs haben silberne Griffe an ihren Schwertern, und die Scheide ist hier und da mit Agat- und Glassteinen geziert. Auch tragen die Männer große längliche Schilde, die sie aus Antilopenhaut verfertigen und beim Gehen auf dem Rücken tragen. Eine Zahl Wurflanzen führen sie in einem ledernen Säckchen beisammen, das gleichfalls auf der Schulter ruht. Ihre Reisen, wenn sie kurz sind, machen sie zu Esel, längere Reisen zu Kameel oder Dromedar, und die Bauern, welche keine Kameele haben, machen kleine Reisen auf Ochsen.

Die Weiber tragen nicht bloß Ohr- sondern auch Nasenringe, meistentheils von Silber oder Messing; jene von Gold sind verschwunden oder doch sehr selten

geworden. Manche tragen auch Armspangen und Ringe an den Füßen; diese Fußringe sind von Kupfer und sehr schwer. An den Kopf und Hals hängen sie Schnüre von böhmischen Glasperlen; die Lieblingsfarbe ist lasurblau. Die Reicheren tragen auch an der Stirne runde Goldblättchen, einen Zoll im Durchmesser oder runde Bernsteine von dieser Größe. Männer und Frauen schmieren ihren Körper fleißig ein mit Butter, Oel und andern fetten Substanzen, nicht um dem Körper eine glänzende Farbe zu geben, sondern mehr um die Haut vor dem Aufspringen zu bewahren, das bei diesen Leuten, die fast ganz nackt gehen, wegen der stechenden Hitze oft genug erfolgen würde. Die Fußbekleidung sind Sandalen aus rohem Leder, mit Riemen festgebunden. Auf Reisen tragen einige ein Schaffell, sowie die Bergleute das Hinterleder, damit sie nicht mit dem bloßen Leibe auf den heißen Boden zu sitzen kommen.

Die Kordofaner sind ein sehr gutmüthiges Volk, und man findet überall auf der Reise eine herzliche und freundschaftliche Aufnahme. Langt man des Mittags oder Abends in einem Dorfe an, so sucht man sich nach Belieben eine Hütte aus, welche die Bewohner auch sogleich verlassen und ganz zur Disposition des Gastes stellen. Sie selbst begnügen sich zu ihrem nächsten Nachbar zu gehen, oder sie bringen, wenn es das Wetter erlaubt, die ganze Zeit im Freien zu. Wenn man ihre Kost nicht verachtet, hat man keinen Pfennig Auslagen, weder für sich noch den Bedienten, noch die Kameele, welche ihr Futter unweit des Dorfes finden. Alle Dienste, die man von ihnen verlangt, leisten sie gern und ohne Widerspruch. Das Einzige, was dem Fremden lästig fällt, ist, daß sie bald nach seiner Ankunft sich in Menge

einfinden und ihren Beſuch abſtatten. Der Richter und die angeſehenen Perſonen des Dorfes treten in die Hütte ein und die Uebrigen lagern ſich im Freien herum. Nun fangen vorerſt die Begrüßungen an, und ſodann werden hundert Fragen geſtellt, woher man komme, wohin man reiſe, was einem unterwegs begegnet ſei, ob man von keinem neuen Kriege gehört habe u. ſ. w., kurz ſie laſſen den Gefragten gar nicht zu Athem kommen, und kaum iſt man mit einer Antwort fertig, ſo ſind ſchon wieder zehn Fragen geſtellt. Noch ärger ergeht es aber dem Bedienten, von welchem man Alles zu erforſchen ſucht; man fragt ihn, was der Fremde ſei, ob eine vornehme Perſon, von welcher Nation, und was ihnen noch wiſſenswerth ſeyn mag. Hören ſie, daß es ein Franke ſei, ſo wird der Zudrang erſt recht groß. Alle Kranken des Dorfes werden herbeigeſchleppt, und für ſelbige Rath und Medizin verlangt. Alles Proteſtiren, man ſei kein Arzt, hilft nichts, denn ein Franke muß Arzt ſeyn, und es bleibt nichts Anderes übrig, wenn man keine Medizin mehr hat, mit der Hoffnung die Leute zu tröſten, es werde dem Kranken ſchon beſſer gehen. Eine beſondere Freude wird ihnen gemacht, wenn man Kaffee mit Zucker aufwartet, oder wenigſtens eine Pfeife guten Tabak bringen läßt. Ein Jeder thut nur einige Züge aus der Pfeife, reicht ſie dann ſeinem Nachbar und ſo geht ſie in die Runde herum. Doch darf man nicht glauben, daß ſich die Gäſte, wenn der Kaffee getrunken und die Pfeife ausgeraucht iſt, wieder entfernen; im Gegentheil, ſie werden nur geſprächiger, da ſich die erſte Scheu verloren hat. Es bleibt kein anderes Mittel, ſich des läſtigen Beſuchs zu entledigen, als die Miene anzunehmen, wie wenn man

vom Schlaf befallen würde. Sehen sie nun, daß man die Augen schließt, so stehen Alle auf und entfernen sich ganz leise aus der Hütte. Der Männer ist man nun freilich los, aber das Aergste hat man doch nicht überstanden, denn nun kommen die Weiber, welche von der Neugierde geplagt sind, einen Franken zu sehen. Sie sammeln sich gewöhnlich in einiger Entfernung von der Hütte, und warten mit Sehnsucht auf den Augenblick, wo man heraustritt. Sobald man sich zeigt, halten sie sich zwar noch in ehrfurchtsvoller Entfernung, aber bald sind sie vertraulich geworden, und kommen nun gleich einem Bienenschwarm, den wunderbaren Fremdling zu umringen.

Diejenigen Dörfer, welche auf der Straße nach Dongola oder Kartum liegen, sind wegen der häufigen Durchmärsche der Truppen und besonders bei den immerwährenden Reisen der türkischen Offiziere sehr geplagt. Letztere, wenn sie in einem Orte ankommen, nehmen sogleich von der besten Hütte Besitz, und den Einwohnern wird keine Zeit gelassen, ihre Sachen erst herauszunehmen, denn mit Peitschenhieben und allen möglichen Schimpfworten jagt man sie heraus. Dann wird in barschem Ton Alles verlangt, was an Lebensmitteln zu haben ist, und ist es nicht gleich zu haben, regnet es von Neuem Hiebe. Hühner, Tauben und dergleichen werden ohne Weiteres von dem Offizier oder dessen Bedienten auf der Straße zusammengeschossen und deßhalb trifft man auch in diesen Orten sehr wenig Geflügel. Und doch sind die Kordofaner, wenn man sie nur ein wenig freundlicher behandeln würde, das gutmüthigste Volk von der Welt, das freiwillig gern von dem Seinigen mittheilt, aber freilich durch die türkische Herrschaft mißtrauischer und störrischer werden muß.

Produkte.

Pflanzen.

Der Ackerbau beschränkt sich blos auf Dochen, eine Feldfrucht, welche mit der Hirse verglichen werden kann mit dem Unterschied, daß der Stengel mit der Kolbe 7 bis 8 Fuß hoch wird. Der Dochen ist das einzige Getreide, das die Einwohner Kordofans und der Grenzgegenden haben, und es wird in der ganzen Provinz angebaut. Viele Dochenfelder befinden sich in den Wäldern; um solche Stellen urbar zu machen, werden die Bäume bis zur Manneshöhe abgehauen, das andere Jahr ist der Stamm dürr, man zündet Feuer an und verbrennt das kleine Gesträuch mit. Dann bedarf es nur geringer Anstrengung, um den Boden urbar zu machen. Man kennt keinen Pflug, keine Egge, oder sonstige Ackergeräthe, ein einziges sichelförmiges an beiden Enden zugespitztes Eisen, in dessen Mitte ein Stiel angebracht ist, vertritt alle nothwendigen Geräthschaften. Man nennt es Haschasch und jede Hütte ist damit versehen, denn das ganze Ackergeräthe eines Kordofaner Bauern kostet nur 3 Kreuzer. Sobald nun die ersten Regen gefallen sind, wird das Gras auf dem Acker ausgekratzt, und sogleich zur Aussaat geschritten, zu welcher nicht mehr als zwei Personen erforderlich sind. Einer geht voraus, macht in der Entfernung von zwei zu zwei Schritten mit dem Haschasch ein Loch in den sandigen Boden, in welches der nachfolgende einige Körner

legt, und dann das Loch mit dem rechten Fuße zutritt. Dieß Alles geschieht mit einer außerordentlichen Schnelligkeit. Der nachfolgende Regen gibt dem Boden die nöthige Feuchte, und sobald die Regenzeit vorüber ist, wird die Frucht reif. Damit aber der zu viele Regen der Frucht nicht schade, wird das Feld auf einem Abhang angelegt, damit das Wasser ablaufen kann. Aus dem Stroh werden die Tukkoli gebaut, das Uebrige verwendet man zum Viehfutter; ausgeklopft wird die Frucht auf dem Acker selbst, und dann auf Kameelen oder mit Ochsen in das Dorf geschafft, in Gruben geschüttet, mit Strohmatten zugedeckt und sodann mit Sand überschüttet, theils wegen des Ungeziefers, theils aber auch, um sie vor der Regierung zu sichern.

Es gibt Jahre, wo der Mangel an Regen Mißwachs erzeugt, dann sind öfters ganze Dörfer gezwungen, sich in die Wälder zu begeben und von der Egelitfrucht zu zehren. Diese sieht gelblich aus, ist fleischig und hat einen nicht unangenehmen Geschmack. Trotz seiner Armuth ist Kordofan doch mit fruchtbringenden Bäumen reich gesegnet, und könnte bei geringer Nachhilfe noch mehr gewinnen. Doch die Einwohner sind für jede Industrie zu faul und zu beschränkt, und die Regierung versteht bloß zu rauben.

Zu den nützlichsten, wildwachsenden Bäumen gehört der Gummibaum, die Tamarinde und der schöne Tabaldi. Der Gummibaum (Mimosa nilotica) verdiente wohl in Kordofon noch einen anderen Namen, da seine Gestalt, die Blätter und selbst die Dornen ganz verschieden sind von der Mimosa nilotica, die nur ordinäres Gummi liefert, während das kordofanische die feinste Sorte ist, und mit Unrecht Gummi arabicum genannt

wird. In einigen Gegenden bildet der Gummibaum die umfangreichsten Wälder der schönsten Bäume von 18 bis 20 Fuß Höhe. Regnet es viel, so schwitzen die Bäume auch viel Gummi aus, sowohl aus der Rinde des Schaftes wie der starken Aeste. Die Regierung zieht großen Gewinn aus der Gummi-Ernte, die in den Monaten Dezember und Januar vor sich geht. — Der Tamarindenbaum (Tamarindus indica) ist zwar auch nicht selten, aber doch nicht so häufig als der Gummibaum. Die schotenartigen Früchte werden gesammelt und dann gestampft, um eine Art Brodkuchen daraus zu bereiten, die man trocknet, und sowohl zum eigenen Gebrauch als auch für den Handel bestimmt. Leider fressen oft die Heuschrecken Blüthe und Frucht der Tamarinde gänzlich ab. — Der Tabaldibaum ist eines der schönsten Gewächse des Landes. Wenn er in Blüthe steht, und diese in Form einer rothen vollen Pappelrose den majestätischen Baum beinahe ganz bedeckt, so glaubt man aus der Ferne lauter Rosenhügel zu erblicken, und das Auge kann sich nicht satt sehen. Der Baum blüht Anfangs August; seine Frucht ist $^3/_4$ Schuh lang, und inwendig in Markzellen abgetheilt, welche jede einen Kern einschließt. Der Stamm hat zuweilen über 40 Fuß im Umfange, und das Holz ist so hart wie Ebenholz.

Thiere.

An Thieren ist kein Mangel; von zahmen finden sich Pferde, Kameele, Esel, Maulthiere, Kühe, Schafe, Hunde, Katzen, Hühner, Tauben ꝛc.; von wilden Löwen, Giraffen, Leoparden, Panther, zwei Arten von Hyänen, Schakals, gegen zehn Arten Antilopen, Affen, drei Ar-

ten wilde Katzen, Hasen, Igel, schwarze und gelbe Mäuse, Ratten ꝛc. Elephanten und Rhinocerosse sind eine große Seltenheit. An Schlangen und Insekten ist das Land reich. Man findet Vögel von den schönsten Farben; selbst viele europäischen Vögel halten hier Winterquartier, worunter manche deutsche Vögel, z. B. die graue Bachstelze, die in zahllosen Schaaren sich einstellt. Die Wüste, die Wälder, sogar die Hütten in den Dörfern sind mit den gefiederten Luftbewohnern erfüllt. Die schwarzen Störche, dann die den Aegyptiern so heiligen Ibis spielen nebst den Straußen die Hauptrolle unter den Vögeln Kordofans.

Die Pferde sind nicht von reiner Race und nicht so schön gebaut, wie die arabischen, aber sehr gute Läufer und äußerst dauerhaft. Die Bakkara halten Alles auf ihre Pferde, und sind mit ihnen so zu sagen verwachsen. Sie geben ihnen fortwährend Milch zu trinken, was die Pferde ungemein steckt und sie zu Ertragung der größten Strapatzen fähig macht.

Die schönste Gabe aber, welche die heißen Länder Afrika's vom lieben Gott empfangen haben, ist unstreitig das Kameel. Der Nutzen ist gar nicht zu berechnen, den dieses Thier dem Lande bringt, denn es schleppt Lasten, die außer dem Elephanten kein anderes Thier tragen oder fortziehen könnte. Die Nahrung verursacht dem Kameelführer die geringste Sorge, denn mit der allerschlechtesten, die man in wüsten Gegenden findet, nämlich mit Disteln und trockenen Baumblättern nimmt das Kameel fürlieb, das überdieß vier Tage ohne zu fressen und acht Tage ohne zu saufen aushalten kann, und doch seine Kräfte behält. Es hat einen sicheren Tritt, und fällt fast nie, daher auch zerbrechliche Waaren

mit Kameelen viel leichter und ſicherer fortzubringen ſind, als es mit andern Thieren oder im Wagen möglich wäre. Beim Auf- und Abladen legt ſich das Kameel nieder, ebenſo wenn es ein Reiter beſteigt. Wenn die Ladung zu ſchwer iſt, gibt es ſolches alsbald durch ein Stöhnen zu erkennen; man braucht es gar nicht zu ſchlagen, es geht ſeinen bedächtigen Schritt fort, ohne irgend aus dem Takte zu kommen. Ein beladenes Kameel macht in zwei Stunden eine deutſche Meile. Des Morgens und Abends, wenn es kühler geworden iſt und die Kameeltreiber Lieder ſingen, werden auch dieſe Thiere lebhafter und vergrößern um ein Drittel ihre Schritte. Sie haben äußerſt feine Seh- und Geruchsorgane, und ſchon eine halbe Tagereiſe weit wittern ſie die Nähe des Waſſers und geben ſolches durch ein freudiges Schnuppern der Oberlippe zu erkennen. Des Nachts vertritt das Kameel die Stelle eines wachſamen Hundes, denn wenn ſich in der weiteſten Entfernung der Karawane ein Menſch oder ein Thier nähert, ſo merken es die Kameele gleich, ſpitzen die Ohren und ſtrecken ihre langen Hälſe nach der verdächtigen Gegend hin, um ihren Wärter auf das aufmerkſam zu machen, was kommt. Von gleich großem Nutzen iſt das Dromedar (nicht zu verwechſeln mit dem aſiatiſchen Trampelthier, das zwei Höcker hat), das zum Reiten beſtimmte Kameel. Es werden nämlich unter den jungen Kameelen die etwas zarter geformten und leichtfüßigeren Thiere ausgeſucht, denen man nie eine Laſt auflegt als bloß den Reitſattel, und man zu ihrem wichtigen Dienſt eigens abrichtet. Kein Pferd vermag dem Dromedar, welches nur in geſtrecktem Trabe läuft, auf die Dauer nachzukommen. Der Reiter, welcher ſeinen Weg ſchnell fort-

ſetzen will, muß ſich vor das Geſicht ein Tuch binden, damit die Luft, welche entgegenkommt, ihm nicht heftige Schmerzen verurſache. Wenn man in der Wüſte in großer Entfernung einen dunkeln Punkt wahrnimmt, und dieſer ſich in kurzer Zeit vergrößert, ſo kann man gewiß ſein, einem Dromedarreiter in wenigen Minuten zu begegnen, und die Einwohner ſagen auch, wenn ſie den Fremden die Schnelligkeit eines Dromedarreiters recht begreiflich machen wollen: Wenn du einem guten Dromedar begegneſt, und der Reiter die „Salam aleikum" (den Friedensgruß) zuruft, iſt Dromedar und Reiter dir ſchon aus dem Geſicht verſchwunden, noch ehe du „aleikum ſalam" geantwortet haſt. Es gehört aber viel Uebung dazu, das Reiten auf dieſen Thieren zu ertragen. Die Briefe aus den ſüdlichen Ländern werden gewöhnlich durch Dromedar-Kouriere nach Kairo befördert, wozu auf die Entfernung von 17 Breitegraden (faſt 300 Meilen) nur 8 Tage erforderlich ſind. Gewöhnlich wechſeln drei bis vier Kouriere ab, doch macht den Weg auch wohl ein Kourier allein, und wechſelt nur auf den beſtimmten Stationen die Dromedare. Ein Reiter iſt leicht gerüſtet; außer ſeinen Waffen, beſtehend in einem Säbel, einem Paar Piſtolen und (zuweilen) einer langen Flinte, hat er nur noch zwei mäßig große Taſchen für Lebensmittel und einen Waſſerſchlauch am Sattel hängen.

Das Fleiſch der jungen zwei- bis vierjährigen Kameele wird von den Einwohnern gern gegeſſen, und macht die vorzüglichſte Nahrung der Nomaden aus. In Lobeid werden viele Kameele geſchlachtet, und das Fleiſch wird zu demſelben Preiſe wie das Rindfleiſch verkauft. Auch die Milch iſt ein Hauptnahrungsmittel.

Die Giraffe, eines der schönsten Thiere Afrika's, trifft man in Kordofan nicht selten, und fast alle bis jetzt über Aegypten nach Europa und Amerika gesandten Thiere dieser Art wurden in Kordofan gefangen. In der nassen Jahreszeit trifft man keine an, und man glaubt, daß sie sich sehr weit von Kordofan entfernen. Die Landeseinwohner sind der Meinung, daß sie sich in Gegenden begeben, wo es nur sehr wenig regnet, denn es ist unter den wilden Thieren der heißen Zone allerdings keins so empfindlich gegen die Witterung, als die Giraffe, und man muß, wenn man eines gefangen hat, mit aller Vorsicht zu Werke gehen, damit es nicht umkomme. Selbst wenn die Giraffen nach Aegypten gebracht werden, müssen sie während der Wintermonate vor jeder Erkühlung sorgfältig geschützt werden, und auch bei ihrer Nahrung ist große Sorgfalt nöthig: durch den geringsten Fehler bei ihrer Wartung kann man sie verderben. Sobald die trockene Jahreszeit eintritt, kehren die Giraffen wieder in das Land Kordofan zurück. Sie leben nicht in großer Anzahl beisammen, wie es bei den Antilopen der Fall ist, und man sieht immer nur höchstens zwei Stück beisammen. Das Einfangen geschieht zu Pferd, doch werden immer nur die Jungen lebend eingefangen, weil es bei den Alten fast gar nicht möglich ist, da diese Roß und Reiter über den Haufen werfen und übel zurichten würden. Man erlegt die alten Giraffen mit dem Säbel, verkauft die Haut und verzehrt das Fleisch, das nicht vorzüglich aber auch nicht schlecht schmeckt. Wenn man ein Thier für eine Menagerie einfangen will, so muß man vorher einen Ferman von dem Minister des Innern in Kairo zu erhalten suchen, und am besten ist es, sich gleich

an den Scheik Abdel Had in Haraga zu wenden; dieser gibt dann besonderen Auftrag seinen Leuten, welche sich eigens mit dieser Jagd beschäftigen; zu solcher Jagd gehört nicht blos ein gewandter Reiter, sondern auch ein gut abgerichtetes Pferd, und insbesondere mehrfache Erfahrung. Gewöhnlich gehen zwei Reiter mit einem oder zwei Kameelen, die Lebensmittel und Wasser für einige Tage geladen haben, in die Wüste, wo man weiß, daß sich Giraffen aufhalten. Da erfordert es nun eine genaue Sachkenntniß, um zu erkennen, ob die Fährte von heute oder gestern oder noch älter ist; im ersteren Falle wird die Fährte, namentlich die eines jungen Thieres, sogleich verfolgt, und man kann versichert sein, daß man die Giraffe in wenigen Stunden zu Gesicht bekommt. Ist dieß der Fall, so wird die Jagd augenblicklich vorgenommen; das Thier, ohnedieß sehr scheu, sucht sein Heil in der Flucht, und zwar mit einer außerordentlichen Schnelligkeit. Hier ist es nun der Reiter und die Behendigkeit des Pferdes, welche das Ihrige thun müssen, dem aufgescheuchten Wild den Weg abzugewinnen, was bei der Giraffe um so leichter wird, als dieses Thier nie geradeaus läuft, sondern in der Schüchternheit und Furcht bald rechts bald links sich wendet, und so in der Regel schnell von den Reitern eingeholt wird. Der Reiter nun, in der Nähe des jungen Thieres angelangt, wirft ihm eine Schlinge über den Kopf, welcher Wurf höchst selten mißlingt und im schlimmsten Fall auch öfters wiederholt werden kann. Das Ende des Seils ist am Sattelknopf befestigt, und das gefangene Thier wird so nahe als möglich an das Pferd herangezogen. Aber es muß ein gutes und geduldiges Pferd sein, das dem nach allen Richtungen ziehenden

und ſpringenden Thiere halb widerſtrebt, halb nachgibt, um es nach dem nächſten Orte zu bringen, den man ſo ſchnell als möglich zu erreichen ſtrebt. Hier ſteht ſchon ein Mutterkameel bereit, welches der junge Giraffe die erſte Zeit Milch gibt, ehe man es an Gras und Heu gewöhnt. Aber auch ſpäter, wenn die Giraffe ausgewachſen iſt, muß ſie zuweilen Milch erhalten, wenn ſie wohl bleiben ſoll.

Hat nun das junge Thier etwas ausgeruht, ſo wird es unverweilt nach Dongola weiter transportirt; allein auch jetzt iſt alle mögliche Vorſicht und Aufſicht vonnöthen. Man legt der Giraffe einen Zaum an den Kopf, und bindet vier Stricke daran, zwei Männer gehen voraus und zwei nach, und jeder nimmt ein Ende des Strickes in die Hand, um das Thier in ruhigem Gang zu erhalten, was in den erſten Tagen eine außerordentliche Anſtrengung erfordert. Auch ein Mutterkameel muß immer dabei ſein, um die nöthige Milch zu reichen. In Dongola raſtet das junge Thier wieder eine Zeit lang, und wird hier an Kuhmilch und Gras gewöhnt. Wenn man die großen Anſtrengungen erwägt, die nöthig ſind, um eine gefangene Giraffe am Leben zu erhalten, ſo wird man über den hohen Preis eines ſolchen Thiers ſich nicht wundern. Selbſt in Aegypten, z. B. in Kairo kommt ein lebendes Exemplar auf 500 bis 600 Thaler zu ſtehen.

Von Hyänen ſind drei Gattungen in Kordofan; die geſtreifte, welche auch in Aegypten und Syrien zu Hauſe iſt, trifft man am häufigſten, ſie iſt aber kleiner als die getigerte. Dieſe Thiere bilden ganze Heerden von zehn bis zwanzig Stück, halten ſich während des Tags in Höhlen und Schluchten der nahen Gebirge auf, und

gehen bloß des Nachts auf ihren Raub aus, indem ſie ſich dann einzeln vertheilen. Am liebſten ſcharren ſie die Leichen aus den Gräbern heraus, und wittern es gleich, wenn ein Todter in der Wüſte oder auf einem Friedhof begraben wurde. Auch holen ſie ſich gern ein junges Schaf aus den Heerden, obgleich dieſe des Nachts ſich in einer Umzäunung von Dornen befinden. Doch die Hyäne weiß die Dornen gut zu untergraben und in die Heerde einzudringen. Dem Menſchen fügt ſie nie ein Leid zu, höchſtens dann, wenn ſie angegriffen oder gereizt wird. Sie iſt keineswegs das grauſamſte Thier; nur der Hunger zwingt ſie, Leichname zu verzehren, wenn ſie aber Schafe, Gazellen oder Ziegen überraſchen kann, frißt ſie dieſe lieber. Durch Prügel kann man ſie zähmen. In einem Hauſe zu Lobeid lief eine Hyäne ganz zahm im Hof herum, die Kinder vom Hauſe neckten ſie, riſſen ihr das zum Futter vorgeworfene Fleiſch aus dem Rachen, ja ſteckten ſogar ihre Hände hinein, ohne daß dieſe Beſtie ihnen nur das geringſte Leid zugefügt hätte. Wenn wir am Abend im Freien ſaßen, näherte ſich dieſes Thier ohne Scheu unſerem Tiſch, fing die ihm zugeworfenen Brocken wie ein Hund auf, und zeigte nicht die geringſte Furcht. Zehn Hyänen laſſen ſich früher zahm machen, als ein einziger Schakal.

Löwen trifft man ſeltener, doch kommen ſie zuweilen in die Dörfer, und rauben, ehe man es ſich verſieht, ein oder das andere Stück Vieh. Des Tages ſieht und hört man ſie faſt gar nicht, denn da liegen ſie gewöhnlich unter einem dichten Geſtrüpp oder in einer Felſenhöhle und ſchlafen; aber vor Sonnenaufgang erhebt ſich der König der Thiere von ſeinem Lager, um ſeine Beute

zu erjagen. Man hört ſchon von weitem ſeinen Laut, welcher Anfangs in einem leiſen Gemurmel beſteht, das ſich aber nach und nach verſtärkt und zuletzt in ein donnerähnliches, fürchterliches Gebrüll ſich verwandelt, das man auf eine halbe Stunde Weges vernimmt. Alles zittert, wenn das königliche Thier ſich vernehmen läßt; die Schafe beben, als hätte das kalte Fieber ſie befallen, ſie ſtecken die Köpfe zuſammen und ſuchen ſich zu verbergen; die Pferde ſchwitzen vor Angſt und die Hunde können nicht genug eilen, einen ſicheren Zufluchtsort zu finden. Iſt eine Karawane in der Nähe, ſo iſt es nicht möglich, die Kameele beiſammen zu halten, ſie ſpringen hin und her, und wiſſen vor Furcht weder aus noch ein.

Der geheiligte Ibis der alten Aegyptier ſcheint in Kordofan ſein Vaterland zu haben; er niſtet in den Dörfern auf Bäumen und ich zählte oft 20 bis 50 Neſter auf einem einzigen Baume. Wenige Thiere möchten ſo friedlich beiſammen leben als die Ibis. In der Regenzeit werden die Jungen, zwei, ſelten drei Stück ausgebrütet; man hat von ihnen dieſelbe Meinung wie vom Storch, und faſt noch mehr Hochachtung vor denſelben, denn als ich eines Tages vor dem Hauſe des Sultan Themo von Lobeid mir einige dieſer Vögel ſchießen wollte, ſagte er zu mir ganz ernſthaft: „Schieße lieber einige Hühner in meinem Hauſe zuſammen, als nur einen von dieſen Ibis, welche auf meine Bäume gekommen ſind, um bei mir Schutz zu finden.“ Sind die Jungen groß, ziehen die Alten mit ihnen fort und kehren mit dem erſten Regen zurück.

Zu den vorzüglich nutzreichen Vögeln gehört der Strauß, denn ſein Fleiſch wird gegeſſen und iſt bei jungen

von besonders gutem Geschmack. Ein junger Strauß kostet 5 Piaster (30 Kreuzer Konv.-M.) Die Eier werden ebenfalls gegessen, und ein einziges kann vier Personen vollkommen sättigen. Die Eierschaalen werden im Handel ausgeführt, allein den Hauptgewinn geben die Federn. Ein ausgewachsener Strauß gibt immer 3 Rottoli*) schwarze und $^1/_2$ Rottoli weiße Federn. Die meisten Strauße werden in Caccie gefangen; dieß geschieht in Schlingen, welche man in einen von einer Art Weidenholz geflochtenen Teller legt, welcher durchlöchert ist und in den Sand gegraben wird. Die Schlinge selbst, welche in die Mitte dieses Tellers gelegt wird, bindet man sodann an den nächststehenden Baum oder an ein Stück Holz. Auf einen gewissen Raum legt man bis 50 Stück solcher Teller. Kommt nun ein Strauß oder auch eine Gazelle in diese Gegend und tritt mit dem Fuße in einen der Teller, so öffnet sich die Schlinge, und sobald das Thier den Fuß zurückzieht, geht sie zusammen und das Thier ist gefangen. Auf eine andere Weise des Vogels habhaft zu werden ist sehr schwer, da er schon die Flucht ergreift, wenn er von weitem einen Menschen erblickt, und so schnell läuft, daß es selbst mit dem besten Renner Mühe kostet, ihn einzuholen. Der Lauf ist so rasch, daß die Füße des Vogels kaum die Erde zu berühren scheinen, und wenn man die Bewegung der kurzen Flügel, die ihm als Ruder dienen, schaut, glaubt man, der Strauß fliege auf der weiten Fläche dahin.

*) 3 Rottoli sind 100 Once, also 1 Rottoli etwa $1^4/_5$ Pariser Pfund.

Charakter der Einwohner.

Man findet nicht leicht ein Land, in welchem die Einwohner so verschiedene und gegen einander abstechende Charaktere haben, als in Kordofan, denn öfters, wenn man nur eine halbe Tagereise weit von einer Gegend zur andern gelangt, so geräth man in Versuchung zu glauben, daß es schon ein anderes Land sei mit ganz anderer Regierung und Religion. Nur ein kleiner Unterschied in der Race der Einwohner, und der Charakter ist schon ganz anders. Man findet aber eigentlich drei von einander scharf getrennte Racen, nämlich die eigentlichen Neger als Ureinwohner, dann die Araber oder freien Leute und endlich die aus Dongola Eingewanderten.

Die Neger, welche sich mit Ausnahme vieler Sklaven zum Islam bekennen und über das ganze Land vertheilt angetroffen werden, treiben vorzüglich Ackerbau, weßhalb sie auch weniger Bedürfnisse haben und kennen als die, welche Handel treiben und durch Reisen auf manche Bequemlichkeit hingewiesen werden, die ihnen zum Bedürfniß wird. Diese Neger, vorzugsweise Nuba, haben einen gutmüthigen Charakter, sind sehr gastfreundlich, lieben ihre Kinder außerordentlich und besitzen ein gewisses Ehrgefühl; in ihrem Verkehr sind sie redlich, und der Fremde wird von ihnen nicht betrogen. Sie hängen sehr an ihrem Vaterland, und nur die äußerste Bedrückung von Seiten des Vicekönigs von Aegypten konnte sie bewegen, hier und da ein Dorf gänzlich zu verlassen. Werden sie jedoch erzürnt, so achten sie dann

auch ihr Leben nicht, um sich nur rächen zu können; doch ist dieß bei ihrer Gutmüthigkeit oder Trägheit ein äußerst seltener Fall, und wenn man sieht, daß ein solcher Neger in Wuth geräth, so darf man nur gute Worte und keinesfalls Strenge anwenden, um ihn wieder zu besänftigen; es ist daher nöthig, diese Menschen wie kleine Kinder zu behandeln. Ihre Geistesfähigkeiten sind jedoch sehr beschränkt, und sie stehen fast auf der untersten Stufe der Ausbildung. Es ist auch für jetzt nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß diese Neger in ihrer Bildung fortschreiten werden, denn wie sie es vor hundert Jahren machten, so machen sie es noch jetzt. Ihre Wohnungen und Geräthe und alle ihre Einrichtungen haben sich in Jahrhunderten um gar nichts geändert. Man sollte denken, da diese Kordofaner meist Ackerbauer sind, feste Wohnsitze haben, und auf dem Punkte stehen, von welchem aus alle Kultur beginnt, daß sie gleich anderen Völkern, die auf einer ähnlichen Stufe der Bildung standen, sich vervollkommnen könnten; allein dem ist nicht so, sie stehen in ihrer Bildung still. Man trifft unter ihnen wohl Einzelne an, die ein wenig lesen oder schreiben können, doch will das nicht viel sagen. Hauptsächlich trägt das Klima zu dieser Stumpfheit des Geistes sehr viel bei, denn es ist eine erwiesene Thatsache, daß Europäer, wenn sie mehrere Jahre in diesen Ländern zugebracht haben, an ihren Geisteskräften sehr leiden, und mit der Zeit Vieles vergessen. Den Negern steckt überdieß ihre geistige Trägheit schon im Blute, sie bleiben in vieler Beziehung immer Kinder, und es ist daher unwahrscheinlich, daß sie je auf eine höhere Stufe der Civilisation gelangen werden. Westafrika könnte vielleicht eine Ausnahme machen.

Die Neger der angränzenden Länder sind von derselben Gutmüthigkeit wie die in Kordofan, was man an den Sklaven, die von dort her gebracht werden, sehen kann. Diese Sklaven sind meistens Heiden, und werden deßhalb auch härter behandelt, als die, welche sich zum Islam bekennen. Ihr Loos ist schrecklich; des besten Gutes, der Freiheit beraubt, müssen sie alle schweren Arbeiten und zwar in Fesseln verrichten, welche man ihnen anlegt, um die Flucht in ihre oft sehr nahen heimathlichen Gebirge zu verhindern. Diese Fesseln sind jedoch nicht wie bei uns die sogenannten Springeisen der Sträflinge, sondern bestehen aus einem Ringe an beiden Füßen, die durch eine eiserne Stange auseinandergehalten sind, welche sich in zwei kleinen an die größeren angebrachten Ringen bewegt und den Sklaven nur einen Schritt machen läßt, ohne daß er je die Füße zusammenbringen kann. Die großen Ringe sind auf einer Seite so weit offen, daß das Fußgelenk hineingehen kann, und werden sodann in Ermangelung eines Hammers mit einem Stein zusammengeschlagen, bei welcher Operation man den Sklaven auf die Erde legt und ihm unter den Fuß einen Stein schiebt, der als Ambos dient. Es wird zwar alle mögliche Vorsicht hierbei angewendet; allein jeder Schlag ist doch schmerzvoll für den Sklaven. Selten findet man auch Schlösser an den Ringen.

Die zu Sklaven gemachten Neger sind im Anfange sehr düster, sprechen nur, wenn sie gefragt werden und ihre Gedanken sind fortwährend an die Heimath gefesselt; sie ersinnen alle möglichen Mittel, um sich flüchten zu können, und darum legt man ihnen auch die Eisen an. Die Männer sind durchgehends stark, und werden

zum Ackerbau verwendet; einige kommen nach Aegypten. Sie haben in Erfahrung gebracht, daß der Urin mit der Zeit das Eisen durchfrißt, und so gelingt es wohl, daß sie nach und nach sich der Fesseln entledigen und die Flucht ergreifen. Ein Neger, der auf solche Weise sich befreite, erzählte mir dieses selbst, doch mißlang seine Flucht, denn er wurde eingeholt und wieder zurückgebracht. Er hatte 14 volle Monate gebraucht, bis das Eisen so mürbe geworden war, daß er es mit einem Stein abschlagen konnte. Es gibt auch Sklaven, welche keine Fesseln tragen, vorzüglich jene, welche schon länger bei ihrem Herrn gedient haben und Zutrauen genießen, und doch trifft es sich, daß diese nach vielen Jahren vom Heimweh ergriffen die Flucht ergreifen. Während meiner Anwesenheit geschah es selbst, daß ein solcher, der 7 Jahre lang im Hause ohne Fesseln ging, plötzlich ohne eine bestimmte Ursache zu haben, davonlief. Ein anderer Sklave, welcher Fesseln trug, bot sich bei seinem Herrn an, den Entlaufenen zurückzubringen, wenn er dann keine Fesseln mehr tragen dürfe, und betheuerte hierbei, daß er sein Lebenlang Sklave bleiben wolle und die Freiheit nicht verlange. Der Herr war freilich etwas unschlüssig, doch wagte er es, ließ den Sklaven, dem er noch sein Kameel mitgab, ausziehen! und wirklich brachte dieser in kurzer Zeit den Flüchtling zurück. Der Herr hielt sein Wort, nahm ihm die Fesseln ab, und kaufte ihm eine Sklavin zum Weibe, wogegen der Entlaufene in Fesseln geschmiedet wurde. Die Mädchen gehen frei herum, weil man nicht fürchten darf, daß sie entlaufen, da sie zu furchtsam sind und in den nächsten Orten auch erkannt würden. Doch kommt es auch vor, daß ihnen zuweilen die Flucht gelingt, was ich einmal

selbst erlebte. Ein Sklavenhändler in Lobeid hatte acht Mädchen in einem Hause beisammen, welche nach Kairo bestimmt waren und welche er in einem Zimmer, das keine Fenster hatte, eingesperrt hielt. Um jedoch noch sicherer zu sein, stellte er Nachts sein Angareb*) quer vor die Thür und schlief darauf; doch wie erschrack er, als in der Frühe alle Mädchen aus dem Zimmer verschwunden waren! Er lief wie unsinnig herum, ging zu allen Nachbarn, und bat sie ihm suchen zu helfen; doch Alles war vergebens und der Mann glaubte nicht anders, als der Böse habe sie geholt. Allein er wurde bald eines Bessern belehrt, als er später bei genauer Nachforschung in der Wand des Zimmers ein großes Loch fand, durch welches die Mädchen hindurchgeschlüpft waren, und vor welches sie eine Strohdecke gehängt hatten. Bereits einige Tage zuvor hatten sie Wasser an die Lehmwand geschüttet, und hierauf mit leichter Mühe das Loch gegraben, denn diese Art Häuser schmelzen leicht wie Zucker, auf den man Wasser gießt. Keins von den Mädchen kam wieder zum Vorschein; die Flucht war ihnen gelungen.

Die Kordofaner behandeln ihre Sklaven sehr menschlich, dagegen aber sind es die Türken, welche sich kein Gewissen daraus machen, an ihnen die größten Grausamkeiten zu üben, ja ihre Hände mit dem Blute der Unglücklichen zu besudeln.

Die Arab oder freien Leute, zu welchen auch die Bakkara (Nomadenstämmen) gehören, sind von den Ureinwohnern gänzlich verschieden, obschon sie ebenfalls von schwarzer Farbe sind, mit Ausnahme eines Bakkara-

*) Bettstelle.

Stammes, dessen Hautfarbe kupferroth ist. Sie haben keine hervorstehenden Backenknochen, wie die Neger, und keine aufgeworfenen Lippen, ihre Haare sind mehr glatt als gerollt, und viele tragen Zöpfe. Sie treiben Viehzucht, besonders in Kameelheerden, und bekümmern sich wenig um den Ackerbau. Die Männer gehen auf den Sklavenraub aus, wozu ihnen die wenigen, aber ausgezeichnet schönen und dauerhaften Pferde, besonders dienlich sind. Wenn ein Bakkarastamm sich in der Nähe der Negerberge befindet, so wird die berittene Mannschaft ausgesandt, um Knaben und Mädchen einzufangen. Sie begeben sich an Orte, wo sie Kinder zu finden glauben, z. B. bei einzelnen Viehheerden oder Brunnen, lagern sich daselbst in einem Hinterhalt, und nehmen, sobald eines der Kinder sich unvorsichtig ihnen nähert, solches zu sich auf's Pferd und jagen im Galopp davon. Geschieht dieß auch in der Nähe einer Ortschaft oder einer Negerschaar, und entsteht auch Lärm darüber, so sind sie doch immer ihres Raubes sicher, weil die Schnelligkeit ihrer Pferde sie bald aus dem Bereiche ihrer Verfolger bringt, die gar keine Pferde haben. Die Neger hassen natürlich diese Räuberstämme auf's tiefste, und würden in Masse aufstehen, wenn irgend eine Bakkaratruppe sich in ihrer Nähe niederlassen wollte. So sind denn letztere gezwungen, fortwährend ihren Wohnsitz zu ändern und zuweilen sich in die Hände ihrer Unterdrücker, der Türken, zu liefern, von denen sie mit der größten Härte behandelt werden. Sobald nämlich die Bakkara an den Gränzen Kordofan's erscheinen, sendet die Regierung ihnen Truppen entgegen, um den üblichen Tribut einzufordern. Ich war selbst Augenzeuge, wie dieses geschah, und konnte das

höchst grausame Verfahren beobachten, mit dem die Regierung zu Werke geht. Ein Major mit drei Unteroffizieren und 200 Mann Infanterie nebst einigen Beduinen zu Pferd und etwa 50 Mann Landvolk wurde von der Hauptstadt Lobeid aus beordert, von den nächsten Bakkara den jährlichen Tribut, bestehend in 1000 Stück Ochsen, einzuholen. Die Bakkara von der Ankunft ihrer Feinde bereits in Kenntniß gesetzt, boten Alles auf, sie bei ihrer Ankunft zu bewirthen. Es wurden täglich mehrere Rinder und Schafe geschlachtet, Merissa in Ueberfluß verabreicht, alle Arten Lustbarkeiten veranstaltet, kurz Alles angewendet, ihren Peinigern den Aufenthalt möglich und angenehm zu machen. Offiziere sowohl als Gemeine befanden sich bei diesem Leben vier Tage recht wohl, doch am fünften Tage änderte sich plötzlich die Szene. Der Major ließ einen Schech zu sich rufen. Mit allen möglichen Schimpfworten ihn begrüßend, sagte er zu ihm in barschem Ton: „Weißt du noch, daß du mir voriges Jahr das allerschlechteste und magerste Vieh gegeben hast, von welchem mir ein großer Theil unterwegs krepirte, und daß ich aus meinem eigenen Beutel Muhamed Ali den Schaden ersetzen mußte? Damit ich vor einem ähnlichen Schaden dieses Jahr bewahrt bleibe, erinnere ich dich daran und will dafür sorgen, daß dein Gedächtniß es gut behalte. Hierauf befahl er dem Schech, sich auf die Erde zu legen; alles Bitten und Flehen von Seiten des Häuptlings half nichts. Zwei Korporale ergriffen den Verurtheilten, warfen ihn mit Gewalt zu Boden und machten sich bereit, mit ihren Peitschen aus Nilpferdhaut an dem Schech die Strafe zu vollziehen, die der Major diktirt hatte. Der Sträfling bot nochmals Alles auf, den Major mit

Bitten zu erweichen, und versicherte endlich, er werde dieß Mal nicht nur das beste Vieh aussuchen, sondern auch noch dem Major ein Geschenk machen. Das war es, worauf der Major gewartet hatte; doch, um den Schech noch etwas mehr zu ängstigen, stellte er sich unerbittlich, bis er endlich dem Flehenden erlaubte aufzustehen und nach Hause zu eilen, um die versprochenen Geschenke zu holen. Dieser erfüllte sein Versprechen, und brachte dem Major vier große massive goldene Nasenringe, und jedem Offizier zwei Sklaven. Dadurch wurde die frühere Harmonie wieder hergestellt, die verlangte Anzahl Ochsen, und zwar von den besten ward ausgesucht, und sodann der Rückmarsch nach Lobeid angetreten.

Oestlich vom weißen Nil wohnt das Nomadenvölkchen der Kabobisch, deren Stammverwandte sich auch in der benachbarten Provinz Dongola finden. Sie verbleiben das ganze Jahr in Kordofan, wechseln aber öfters ihre Weideplätze, und treiben fast gar keinen Ackerbau, ja auch wenig Viehzucht. Denn ihre Hauptbeschäftigung besteht darin, die Transporte, welche die Regierung nach Dongola und Sennaar sendet, auszuführen, und die Karawanen der Djalabi (Kaufleute), die nach allen Richtungen von Afrika abgehen, mit den nöthigen Kameelen zu versorgen. Diese Kabobisch sind ächte Kinder der Wüste, und man kann sich keine Vorstellung machen, welche genaue Kenntniß von allen Wegen und Richtungen der Wüste sie haben. Bei Tag oder bei Nacht orientiren sie sich so leicht, daß sie auf das Genaueste die Entfernung von dem Punkte, wo sie sich befinden, bis zu jedem andern Orte angeben können. Gegenstände, die ein Europäer kaum mit dem Fernrohr erkennt, entdecken sie leicht mit bloßen Augen, und in

großen Entfernungen hören sie in der Nacht die Schritte der Kameele, ja, sie wissen oft sogar die Zahl der Thiere zu bestimmen. Ihre Schech's nennen sich Sultane der Wüste.

Noch ist das Völkchen der Dar-Hammer zu nennen, das vor mehreren Jahren aus Darfur nach Kordofan einwanderte. Ihre Beschäftigung ist Kameelzucht und Ackerbau, doch machen sie keine Transporte wie die Kabobisch, sondern treiben bloß Handel mit den Kameelen, von denen sie alljährlich für die Regierung eine bestimmte Anzahl zu den Sklavenjagden und andern großen Expeditionen nach Kairo liefern müssen. Sie bilden die Grenzwache gegen Darfur, indem immer einige tausend kampffähige Männer mit Schild und Lanzen bewaffnet, zum Theil auch mit großen zweischneidigen Schwertern, in Bereitschaft stehen, einen Angriff zurückzuweisen. Oft, wenn die Dar-Hammer nicht die Anzahl der Kameele, die von der Regierung verlangt werden, auftreiben können, unternehmen sie einen Raubzug nach Darfur, und holen was sie brauchen.

Wo kein Wasser ist, kann Mensch und Thier nicht leben, ein großer Distrikt von Dar-Hammer macht aber eine Ausnahme; es scheint unbegreiflich, und doch ist es so. Jedes Jahr gewöhnlich drei Monate lang, ist in verschiedenen Gegenden kein Trinkwasser vorhanden, nachdem das in kleinen Teichen, welche sie „Fula" nennen, gesammelte Regenwasser ausgetrocknet ist. Ziehbrunnen oder Cisternen gibt es keine, mit Ausnahme der Brunnen Nedgér. Diejenigen Ortschaften nun, welche von diesen Brunnen weit entfernt liegen, sind genöthigt, für drei Monate alle Weiber, Kinder, alte und kränkliche Leute, die Ziegen, Schafe, Kameele

nach dem Brunnen Nedgér zu bringen, nur die erwachsenen Männer bleiben zurück mit einigen auserlesenen Kameelen. Um das ihnen fehlende Trinkwasser zu ersetzen, machen sie es also: Sie bauen große Felder mit Wassermelonen an, welche zur Zeit des Wassermangels zu reifen beginnen. Die reifen werden täglich abgeschnitten, der Saft wird ausgepreßt aber nicht getrunken, sondern zur Merissa benützt, so wie zum Kochen der Assida und Woika. Kleider brauchen sie sich keine zu waschen, denn sie haben keine, und diejenigen, welche ein Hemd tragen, waschen es auch bei dem größten Ueberfluß an Wasser nicht. Die zurückgebliebenen Kameele erhalten täglich zwei Mal frische Melonenschaalen anstatt des Wassers, in der Regel läßt man die Kameele nur alle drei bis vier Tage ein Mal saufen; da sie täglich durch die Fruchtschaalen soviel Wasser erhalten, als sie brauchen, so leiden sie keinen Durst.

Sklavenjagden in Kordofan.

Im Jahre 1825, also vier Jahre nach der Eroberung des Landes durch die Türken, schätzte man die Zahl der in die Sklaverei abgeführten Menschen gegen 40,000 und bis zum Jahre 1839 hat sich diese Zahl auf 200,000 gesteigert. Am meisten trifft das traurige Loos die Bewohner der Berge Nuba's. Sobald die Regenzeit vorüber ist, wird der Raubzug, Gasua genannt,

begonnen, und hierzu die nöthige Anzahl von Kameelen aufgetrieben. Wie groß die Anzahl dieser Thiere sein muß, kann man daraus entnehmen, wenn man erfährt, daß jeder einzelne Infanterist ein Kameel erhält und außer diesen zum Reiten bestimmten, noch eine gleiche Anzahl zum Fortschaffen der Vorräthe, Waffen, Zelte u. s. w. erforderlich wird. Doch dieses verursacht dem Kommandanten die geringste Sorge, denn da in den ägyptischen Ländern Alles als ein Eigenthum der Regierung betrachtet wird, so nehmen die Soldaten Alles weg, was sie finden, und in wenig Tagen ist das Erforderliche beisammen. Auf Lebensmittel wird nicht viel Bedacht genommen, da mit der Regenzeit auch die Ernte vorüber ist und die Soldaten aus mehrjähriger Erfahrung bereits wissen, wo sie die von den armen Negern mit saurem Schweiß erworbenen Vorräthe aufsuchen müssen. Die Provinz Dar-Hammer wird besonders für die Stellung der erforderlichen Kameele hart mitgenommen; da jedoch die Mehrzahl der requirirten Thiere aus jungen Kameelen besteht, die noch keine Last auf dem Rücken getragen haben und daher zum Auf- und Abladen, zum Auf- und Absitzen völlig abgerichtet werden müssen: so erhält ein jeder Soldat sein Kameel 10 bis 14 Tage vor dem Ausmarsche, und in dieser Zeit wird das nöthige Exerzieren täglich Vor- und Nachmittags vorgenommen. Es gewährt einen wirklich imposanten Anblick, so viel hundert Kameele auf einer großen Strecke beisammen zu sehen, und zu schauen, wie diese Thiere das Exerzitium lernen müssen. Ein bereits abgerichtetes Kameel macht das Niederlegen vor, zeigt aber bei der öftern Wiederholung den größten Zorn, und stößt ein grausenerregendes Geschrei aus.

Nun denke man sich die bedeutende Zahl der noch nicht geschulten Thiere, die öfters mit Stricken zur Erde gezogen werden müssen, daher den größten Zorn zeigen und ein widriges Gebrüll ausstoßen — und man wird sich ein Bild von solchem Exerzierplatze entwerfen können. Sehr oft geschieht es, daß bei'm Aufsitzen, das heißt beim Aufstehen des Kameels, ein unbeholfener Reiter abgeworfen wird und Schaden leidet. Doch auch hier bewährt sich's, daß dem Willen des Menschen die Thiere unbedingt gehorchen müssen, und in wenigen Tagen sieht man diese vorher so unbeholfenen und unwilligen Geschöpfe auf ein kleines Zeichen den Reitern gehorchen.

Die Expedition zur Sklavenjagd besteht gewöhnlich aus 1000 bis 2000 Mann regulärer Infanterie, 400 bis 800 Magrebinen mit Flinten und Pistolen bewaffnet, 300 bis 1000 Landeseinwohnern zu Fuß, die mit Schild und kleinen Wurfstangen bewaffnet sind, und 300 bis 500 Landeseinwohnern auf Dromedaren, gleichfalls mit Schild und Lanzen. Besonders gut nehmen sich die Dromedarreiter aus; nackend, bloß mit einem Stück Baumwollenzeug um den Lenden, zeigen sie eine Behendigkeit, die fast unglaublich scheint. Auch diese exerzieren eine bestimmte Zeit vor dem Ausmarsche, und ihr Schreien beim Angriff, der stets in Masse und im stärksten Laufe der Dromedare geschieht, das Pfeifen der Lanzen in der Luft, die Haare, welche im Winde flattern und dem Reiter ein fürchterliches Aussehen geben, so wie die länglichen Schilde, welche ihren Körper zum größten Theil bedecken: Alles dieß zusammengenommen — könnte auch den beherztesten Menschen aus der Fassung bringen. Ich war bei ihren Uebungen

ſtets zugegen und kann verſichern, daß es mir nur mit der Zeit möglich ward, dieſen Anblick ohne ein geheimes Grauen zu ertragen, ungeachtet ich unter dieſen Menſchen lebte, und nie das Geringſte von ihnen zu befürchten hatte. In ſolchen Augenblicken ſind dieſe Menſchen wie außer ſich, und man hat Mühe, auch den Bekannteſten von ihnen zu erkennen: ſo ſehr entſtellen ſich ihre Geſichtszüge.

Sobald Alles gehörig vorbereitet iſt, ſetzt ſich der Zug in Marſch. Gewöhnlich werden noch 2 bis 4 Stück Feldkanonen, und Brod nur für die erſten 8 Tage mitgenommen. Ochſen, Schafe und ſonſtiges Schlachtvieh wird ſchon in Kordofan, das doch ſeine Abgaben bereits geleiſtet hat, mit Gewalt genommen. Wo eine Heerde eben weidet oder bei der Tränke iſt, wird das Vieh geraubt, und dabei keine Rückſicht genommen ob es blos einem Einzelnen gehört oder Mehreren zuſammen; man macht keine Vertheilung über den Bedarf — wen es trifft, den trifft es, und keiner Klage oder Einwendung wird Gehör geſchenkt.

Sobald man an die erſten Berge Nuba's gelangt, werden die Einwohner aufgefordert, die erforderliche Anzahl Sklaven als Kontribution zu ſtellen. Gewöhnlich geſchieht ſolches gutwillig, weil dieſe armen Menſchen zu nahe an Kordofan wohnen und zu ſehr davon überzeugt ſind, daß ſie durch hartnäckigen Widerſtand ſich einem viel ſchlimmeren Schickſale ausſetzen würden. Geſchieht nun die Abgabe der Sklaven gutwillig, ſo wird dieſer Berg verſchont. Gewöhnlich mangelt es ſchon jetzt an Brod, und da muß denn auch dieſes in großen Maſſen herbeigeſchafft werden, gleichviel, ob die Neger eine gute oder ſchlechte Ernte gehabt haben.

Sodann geht es weiter zu den andern Bergen. Hier betrachtet sich das Streifkorps als in Feindes Land; man lagert sich in der Nähe desjenigen Berges, den man zunächst stürmen will. Bevor aber der Sturm wirklich geschieht, sucht man noch die Sache in Güte abzumachen, ein Parlamentär wird zum Scheikh auf dem Berge gesandt, um ihn aufzufordern, sich in's Lager zu verfügen und die von dem Kommandanten bestimmte Anzahl Sklaven mitzubringen. Ist nun dieser mit seinen Untergebenen in Uebereinstimmung oder glaubt er sich für eine Vertheidigung zu schwach, so wird, um fernerem Blutvergießen vorzubeugen, der Aufforderung Gehorsam geleistet und die bestimmte Anzahl von Sklaven geliefert. Bei der Aushebung fallen rührende Szenen vor, denn manche der Neger stellen sich freiwillig für ihre Verwandte und Geschwister, und opfern sich auf, indem sie ohne Murren dem fürchterlichsten Schicksale entgegengehen. Unter Thränen und Seufzern trennen sich die Scheidenden; öfters streitet sich der Vater mit dem Sohne, der Bruder mit dem Bruder, wer dem andern die Freiheit retten solle. Oft muß man die Armen, die sich zum letzten Mal umarmen, mit Gewalt von einander reißen, um sie den Händen der gefühllosen Türken zu überliefern. Der Scheikh erhält gewöhnlich ein Kleid zum Geschenk für seine bereitwillig geleisteten Dienste.

Es sind aber nur sehr wenige Berge, welche so gutwillig sich dem Willen ihres Despoten fügen. Die meisten Dörfer, welche eine vortheilhafte Lage haben und gewöhnlich an steilen Abhängen erbaut sind, die nur mit der äußersten Mühe erstiegen werden können, vertheidigen sich auf das kräftigste und kämpfen für ihre

Freiheit mit einem Muthe, einer Ausdauer und Aufopferung, die eines beſſern Erfolgs würdig wäre. Nur ſehr wenige Neger fliehen bei der Annäherung ihrer Verfolger, obſchon ſie durch eine Flucht in andere Gebirge ſich mit aller Habe retten könnten, um ſo mehr, als ſie jedes Mal bei Zeiten von der Ankunft ihrer Feinde Kenntniß erhalten. Doch Flucht iſt ihnen ſchimpflich, und ſie ſterben lieber im Kampfe für ihre Freiheit. Wenn alſo der Scheikh der an ihn geſtellten Forderung kein Gehör gibt, ſo wird beſchloſſen, das Dorf zu ſtürmen. Die Reiter und Lanzenträger umzingeln den ganzen Berg, und die Infanterie ſucht die Höhen zu erklimmen.

Früher beſchoß man die Dörfer und jene Plätze, wo die Neger ſich verſammelt hatten, mit Kanonen; da aber bei der Ungeſchicklichkeit der Kanoniere wenige Schüſſe Wirkung thaten, ſo achteten auch die Neger dieſes Vorſpiel nicht, wurden vielmehr zu noch größerer Wuth aufgeſtachelt. Alle Eingänge zum Dorf wurden mit Steinen verrammelt, Vorräthe an Waſſer in's Dorf ſelber geſchafft, da die wenigſten Berge Quellen haben und das Waſſer vom Fuße derſelben geholt werden muß, das Vieh ward zuſammengetrieben, und ſonſtiges Eigenthum auf den Berg gebracht, kurz — nichts außer Acht gelaſſen, was zu einer zweckmäßigen Vertheidigung nöthig iſt. Die Männer, bloß mit Lanzen bewaffnet, beſetzen alle Punkte, und die Weiber ſelbſt bleiben nicht unthätig, ſondern nehmen entweder perſönlich an dem Kampfe Theil oder ermuthigen durch ihr Schreien und Wehklagen die Männer, bringen ihnen Waffen zu, — Alles, mit Ausnahme der Greiſe und Kranken iſt in Thätigkeit. Die Spitzen ihrer hölzernen Lanzen tauchen

ſie vorher in Gift, das ſie neben ſich in einem irdenen Gefäſſe ſtehen haben, und welches aus dem Safte einer Pflanze gepreßt wird. Das Gift ſieht weißlich aus, wie geronnene Milch; die Pflanze ſelbſt wird von ihnen geheim gehalten.

Sobald der Kommandant den Befehl zum Angriffe ertheilt, wird bei der Infanterie Sturm geſchlagen und der Berg erſtiegen. Tauſende von Wurflanzen, große Steine und Holzklumpen werden den Angreifern entgegen geſchleudert, hinter jedem Stein iſt ein Neger verſteckt, welcher entweder ſeine vergiftete Lanze auf den Feind wirft oder den Augenblick erlauert, wo ſein Feind ſich dem Verſtecke nähert, um ihm dann die Lanze durch den Leib zu rennen. Die Soldaten, welche nur mit genauer Noth die Anhöhe erklimmen können und ihre Gewehre auf den Rücken hängen müſſen, um ſich mit den Händen beim Aufſteigen zu helfen, ſind öfters die Beute der Neger, bevor ſie ſelbige noch zu Geſicht bekommen. Allein nichts ſchreckt dieſe Menſchenräuber; von Raubſucht und Rache angefeuert, achten ſie kein Hinderniß, ſelbſt nicht den Tod; auf die Leiche ſeines Kameraden tritt ſein Nachfolger und hat für nichts Anderes Sinn als für Raub und Mord. So wird endlich das Dorf ungeachtet der tapferſten Vertheidigung genommen. Und nun iſt auch die Rache ſchrecklich: Greiſe, Kranke und Weiber werden niedergemacht, ja ſelbſt der Säugling wird nicht verſchont; die Hütten werden geplündert oder verbrannt, und was lebend in die Hände der Würger fällt, wird fortgeführt in die Sklaverei. Oft wählen die Neger, wenn ſie ſehen, daß man ſie nicht beobachtet, den Tod, um ihrem böſen Schickſal zu entgehen, und es geſchieht nicht ſelten, daß

der Vater seinem Weibe, dann seinen Kindern und endlich sich selbst den Bauch aufschlitzt, um sich nicht lebend den Händen seiner Tyrannen zu überliefern. Andere suchen sich noch dadurch zu retten, daß sie die Flucht ergreifen, um sich in Erd- und Felshöhlen zu verkriechen, wo sie unbeweglich auf dem Rücken sich ausstrecken. Allein auch aus diesem Versteck wissen die Unmenschen sie herauszuholen oder darin zu vernichten. Denn mit Brennmaterialien, Pech und Schwefel versehen, suchen die Soldaten vor dem Eingange der Höhlen ein Feuer anzuzünden und den stinkenden Rauch hineinzutreiben. Die armen Geschöpfe müssen nothgedrungen herauskriechen oder umkommen.

Ist nun Alles gethan, um sich der Lebenden zu bemächtigen, so werden die Gefangenen in's Lager abgeführt, die Häuser vollends geplündert, das Vieh wird mitgenommen, und einige hundert Soldaten bleiben zurück, um die versteckten Getreidevorräthe auszuspüren und zu rauben, damit die etwa glücklich Entronnenen bei ihrer Rückkehr nichts mehr finden, was ihr Leben fristen könnte.

Indessen hatte eine vieljährige Erfahrung die zu dieser Sklavenjagd verwendeten Truppen allmählig klüger gemacht; früher verlor wenigstens ein Drittheil, bei einigen Gelegenheiten selbst die Hälfte derselben das Leben, gegenwärtig beschränkt man sich meistens auf eine bloße Blokade, und nur im äußersten Fall wird gestürmt. Da, wie schon erwähnt, die wenigsten Berge Quellen haben und sonst jede Zufuhr ihnen abgeschnitten ist, so werden die armen Neger gezwungen, sich zu ergeben. Doch bevor dieses geschieht, erleiden sie die härtesten Qualen. Da diese Leute sich höchstens auf

zwei Tage mit Waſſer verſehen, theils aus Mangel an Gefäßen oder ſonſtigen Waſſerbehältern, theils weil ſie glauben, nicht längere Zeit belagert zu werden: ſo geſchieht es, daß ſchon am dritten Tage der Blokade die Waſſernoth eintritt. Man kann ſich nichts Schrecklicheres denken, als die Lage dieſer Unglücklichen. Die Angſt in die Hände der Türken zu fallen auf der einen Seite, und der ſichere Tod des Verdurſtens auf der andern, muß dieſe armen Leute zur Verzweiflung bringen. Man bemerkt im Lager ſogleich dieſe Noth; denn das Schreien der Kinder, das Blöken des Viehes verräth die traurige Lage des Dorfes. Das Vieh läuft unruhig hin und her, und wird am zweiten oder dritten Tage ſo gefährlich, daß man es tödten muß. Die Menſchen ringen verzweiflungsvoll mit dem Tode und ſuchen einen Ausweg zur Rettung, doch vergebens: die Blutjäger umgarnen ihr Wild viel zu ſicher, als daß ihnen eine lebende Seele entrinnen könnte. Manche geben ſich ſelber den Tod, die andern halten Verſammlungen, um wegen der Uebergabe des Platzes zu berathen. Die Würger unten ſehen Allem ruhig zu, voll froher Erwartung, ihre Beute bald zu verſchlingen.

Doch einige Berge beſitzen auch Quellen und können darum nicht ſo leicht eingenommen werden. Hier muß man Gewalt anwenden und es fallen von beiden Seiten blutige Opfer. Der Berg Dayer, zwei Tagereiſen von Lobeid, war ſchon dreimal angegriffen, jedoch nie eingenommen, und die Truppen hatten den größten Verluſt erlitten. Aber auch in ſolchen Fällen weiß man mit teufliſcher Liſt den Negern beizukommen. Als Kurſchid Paſcha, Gouverneur von Belled-Sudan, einen Berg im Lande der Scholuck angriff, jedesmal mit Ver-

luſt zurückgeſchlagen wurde und endlich die Ueberzeugung gewann, daß jeder Angriff nutzlos und der Verluſt zu empfindlich ſein würde, erſann er folgende Liſt, die bei einem weniger gutmüthigen Volke freilich nicht gelungen wäre. Doch hier gelang ſie. Er lagerte ſich am Fuße des Berges, ohne denſelben einzuſchließen und blieb mehrere Tage ruhig. Hierauf ſandte er einen Soldaten in's Dorf, mit dem Erſuchen, ſeinen Leuten im Lager, welche an allen Lebensmitteln Mangel litten, 400 Schüſſeln mit Speiſen zu verabfolgen, dann hätten ſie von ſeiner Seite nichts mehr zu fürchten und er wolle ſich ſogleich mit ſeinem Korps entfernen. Die guten Neger vergaßen allen Haß gegen ihre Feinde, ſahen nur deren ſcheinbar unglückliche Lage, und erklärten ſich zur Lieferung der Lebensmittel bereit. Die Speiſen wurden zubereitet und 400 erwachſene Perſonen brachten die geforderte Anzahl von Schüſſeln zu ihren Verfolgern in's Lager. Doch nun wurden ſie ſchrecklich getäuſcht, denn ſobald ſie auf erhaltenen Befehl die Schüſſeln zur Erde ſetzten, wurden ſie von allen Seiten umringt, und ohne daß nur an eine Gegenwehr gedacht werden konnte, zu Gefangenen gemacht.

Der Zuſtand derjenigen Bewohner, welche ſich vertheidigt oder einige Zeit die Blokade ausgehalten haben, iſt ſchrecklich. Theils von den Mühſeligkeiten des Kampfes, noch mehr aber durch den Mangel an Waſſer gänzlich entkräftet, können ſie ſich kaum aufrecht halten und müſſen im ſtrengſten Sinne des Wortes fortgeſchleppt werden; unten angelangt werden ſie zwar mit dem Erforderlichen erquickt, doch es bleibt ihnen nur kurze Zeit zur Erholung. Für diejenigen aber, welche ſo kraftlos ſind, daß ſie nicht einmal fortgeſchafft werden können,

hat man doch so viel Barmherzigkeit und Mitleiden das nöthige Wasser hinaufzusenden. Man muß diesen Unglücklichen vorerst etwas Wasser über den Kopf gießen und sie nach und nach nur ein wenig trinken lassen, damit sie nicht durch einen schnellen Genuß getödtet werden. Doch die größten Leiden sind noch nicht überstanden, und öfters würden wohl diese armen Geschöpfe, wenn sie ihre Zukunft vorausſehen könnten, einen freiwilligen Tod dem schrecklichen Looſe, das sie erwartet, vorziehen. Alle Arten von Mißhandlungen müssen sie von ihren Peinigern erdulden; Kolbenstöße, Bajonnetstiche und Peitschenhiebe sind die gewöhnliche Aufmunterung, wenn so ein Elender, durch physische und moralische Leiden geschwächt, sich nicht aufrecht erhalten kann.

Die Djelabi (Kaufleute, Sklavenhändler) behandeln wohl ihre Sklaven mit mehr Sorgfalt, aus Eigennutz, damit ihre Waare nicht an Werth verliere, oder ihnen ganz verloren gehe durch den Tod; aber die Türken, welchen es gleich ist, ob unterwegs eine Menge der geraubten Menschen umkommen, behandeln sie schlimmer als die ihren. Sobald die 600 oder 1000 Sklaven beisammen sind, werden sie unter Eskorte des Landvolks und etwa von 50 Soldaten unter Kommando eines Offiziers nach Lobeid gesandt. Um aber dem Entweichen vorzubeugen, wird den Erwachsenen eine Scheba um den Hals gelegt. Diese Scheba ist ein junges Bäumchen von ungefähr 6 bis 8 Fuß Länge und 2 Zoll Dicke, welches vorne eine Gabel behält; diese wird nun dem Sklaven so an den Hals gebunden, daß der Stamm des Bäumchens nach vorn kommt, die Gabel selbst wird hinten mit einem Querholz geschlossen, und in dieser Lage ist der Sklave genöthigt, um nur gehen zu können,

den Baum in die Hände zu nehmen und vor ſich her zu tragen. Doch kann dieſes keiner eine längere Zeit aushalten, und ſo nimmt zur Erleichterung der Vordermann den Baum des Hintermanns, und ſo einer den des andern auf die Schultern. Es iſt eine Unmöglichkeit, den Kopf herauszuziehen, dagegen wird bei allen der Hals wund gerieben, was ſehr oft Entzündungen hervorbringt, die den Tod zur Folge haben. Knaben von 10 bis 16 Jahren, welche eine ſolche Scheba nicht ertragen können, werden zwei zu zwei mit hölzernen Klammern an den Händen aneinandergebunden, und dieſes geſchieht, indem man dem einen das Holz an der rechten und dem andern an der linken Hand oberhalb des Handgelenks anlegt und dieſes ſodann feſt zuſchnürt. Die Hölzer ſind an den Enden etwas ausgehöhlt, damit die Hand hineinpaßt; dieſe Aushöhlung iſt aber gewöhnlich ſo enge, daß die Haut aufgerieben wird und dadurch bösartige Geſchwüre entſtehen. Doch wenn auch die Hand abfaulen würde, es folgt doch keine Erleichterung, und die Klammer wird vor der Ankunft in Lobeid nicht abgenommen. Andere von dieſen Knaben werden ebenfalls mit Riemen, je zwei und zwei aneinander, zuſammengekoppelt. Nur die Kinder, Weiber, Mädchen und Greiſe, läßt man frei gehen. Manche Mutter trägt ihren Säugling am Arm, der kaum ſeit wenigen Tagen zur Welt kam, eine andere muß wohl 3 Kinder, die zu ſchwach zum Laufen ſind, ſelber tragen. Greiſe, die am Stabe wanken, Kranke und Verwundete werden von ihren Töchtern, Weibern oder Verwandten in die Mitte genommen, und ſo langſam fortgeſchleppt, ja wohl abwechſelnd getragen; bleibt einer von dieſen Unglücklichen einen Schritt hinter der Kolonne

zurück, so wird er sogleich mit Kolbenstößen und Peitschenhieben zum Weitergehen aufgemuntert. Wird es aber einem solchen auch dann nicht mehr möglich sich fortzuhelfen, so werden 10 bis 20 der Schwachen mit der Hand an einen Strick gebunden, das eine Ende desselben wird an den Sattelkopf eines Kameels befestigt, und so schleppt man die Halbtodten weiter. Stirbt einer unterwegs, so macht man deßhalb noch nicht Halt, man schleppt ihn bis zur nächsten Station weiter. Ein Tropfen Wasser würde den Ermatteten wieder zu sich bringen, aber der fühllose Türke reicht unterwegs weder Speise noch Trank, und läßt lieber seine Sklaven umkommen, als daß er ihnen die mindeste Handreichung böte.

Kommt man zu dem Platze, der zum Ausruhen bestimmt war, so werden die Geschleiften losgebunden, die Todten und die völlig Entkräfteten wirft man ohne Weiteres abseits in den Sand, und überläßt sie ihrem Schicksal. Kein Bitten, kein Flehen erweicht das Herz der Peiniger; es ist nicht einmal dem Weibe oder dem Kinde erlaubt von ihrem sterbenden Vater Abschied zu nehmen, ihm den letzten Scheidekuß auf die Lippen zu drücken. Keiner darf sich den Zurückgelassenen nähern, oder ihnen ein Stück Brod und einen Trunk Wasser reichen; sie müssen verschmachten, und werden eine Beute der wilden Thiere. Wohl ein Zehntel der Gefangenen büßt unterwegs sein Leben ein.

Nach 8 bis 14 Tagen langt der Transport in Lobeid an, und hier bleiben die Sklaven so lange beisammen, bis alle Transporte angekommen sind. Die Tauglichsten von ihnen werden zum Militär genommen und die anderen Erwachsenen im Werthe von 300 Piaster (ca. 50 Gulden) an die Soldaten in Kordofan statt

des rückständigen Soldes zurückgegeben; die jüngern Sklaven haben verschiedene Preise. Die Soldaten ihrerseits verkaufen ihre Sklaven wieder an die Djelabi, um baares Geld oder Geldeswerth zu erhalten; öfters stirbt aber der allzumatte und abgequälte Sklave, oder hat wegen sonstiger Gebrechen nicht den vollen Werth, und so verliert denn der Soldat seinen ganzen Verdienst, auf den er ein halbes Jahr zuvor schon gehofft hat. Zuweilen kommt es auch vor, daß der Vater seinen Sohn, oder der Bruder seinen Bruder zum Sklaven erhält, und nothgedrungen ist, ihn zu verkaufen, um dem Kameraden, mit dem er theilen muß, seinen Antheil herauszugeben.

Vierter Abschnitt.

Reiseschilderungen aus Hedschas und Abyssinien.*)

Der abyssinische Uferstrich des rothen Meeres ist vielleicht einer der merkwürdigsten Theile Afrika's, und doch ist die Zahl der Reisenden gering, welche die Neugierde oder die Liebe zur Wissenschaft nach diesen geheimnißvollen, der Aufmerksamkeit Europa's so würdigen Gegenden zieht. Namentlich Franzosen waren es, denen man die neuesten und vollständigsten Nachrichten über die Länder verdankt, welche auf der einen Seite an's

*) Revue des deux mondes, Oktober. Vgl. Ausland 1850, X.

rothe Meer, auf der andern an Central-Abyssinien stoßen. Zwei wackeren Männern, Arnaud (ehemaliger Offizier der ägyptischen Armee) und Baissière (Beamter in der Militärverwaltung zu Cairo), verdanken wir folgende Nachrichten.

I.

Am 18. Januar 1848 verließen wir bei Sonnenuntergang Hobeidah (an der arabischen Küste Yemen) und boten dem Mousson*) Trotz, der damals in seiner ganzen Heftigkeit wehete, um nach dem gegenüberliegenden afrikanischen Ufer, nach Massowah zu fahren. Unser Fahrzeug war eine ungedeckte und übermäßig beladene Barke, mit der wir trotz der Anstrengungen unserer Matrosen erst mit Tagesanbruch uns von der Küste entfernen konnten. Der Wind hatte etwas nachgelassen, und obwohl die See immer noch ziemlich hohl ging, war doch die Fahrt bis gegen 10 Uhr glücklich. Unser Nachodah (Kapitän), für einen Araber ein geschickter Seemann, verfolgte den geraden Weg, d. h. er wollte etwas südwärts vom Archipel von Dahlak in die Nähe des Landes kommen, und dann den Engpaß hinauffahren, der diese Inselhaufen vom festen Lande trennt. Wir machten ihm wiederholt die Bemerkung, daß selbst auf dem Meere der gerade Weg nicht immer der kürzeste sei; er gab nicht nach, bis ein furchtbarer Verbün-

*) In den Aequatorgegenden des indischen Meeres wehen die Monsuns oder Mussons (von dem malayischen Wort „Mussin", d. i. Jahreszeit, gebildet), und zwar so: Nördlich vom Aequator vom April bis Oktober aus Südwest mit Sturm und Regen, und in den übrigen Monaten sanfter aus Nordost. Südlich vom Aequator ist im Winter Nordwest, im Sommer Südwest.

deter uns zu Hülfe kam — der Sturm. Zwei Stunden vor Mittag wuchs der Wind und das Meer wurde fürchterlich; der Steuermann hatte alle Kraft anzuwenden, daß die anprallenden Wogen uns nicht voll in die Seiten trafen, und die Baumwollenballen, mit denen unser Schiff beladen war, zu Grunde richteten.

Die am Hintertheil versammelten Seeleute verdoppelten ihre Stoßgebete, von denen einige nichts waren, als Flüche gegen die Ungläubigen. Einer von uns hatte einen schlechten Witz über die Litaneiensänger gemacht, der uns ein Lächeln abnöthigte; alsbald aber bemerkten wir, daß die Moslems wilde Blicke auf uns richteten, und das Beiwort „Kufar" (Ungläubige, Heiden) von einem Sklavenhändler (Dschellab) ausgesprochen, dringt selbst zu unsern Ohren. „Wenn du von uns in diesem Tone sprichst," bemerkte sogleich mein Gefährte, „so laufst du Gefahr, zuerst ein Bad zu nehmen." Der Dschellab schlug heuchlerisch die Augen nieder, und behauptete, das Wort, dessen er sich bedient, sei keineswegs gegen uns gerichtet gewesen. Der Vorfall hatte keine weiteren Folgen, denn wir waren gut genug bewaffnet, um nöthigenfalls der ganzen Mannschaft Trotz zu bieten.

Bisher hatte der Nachodah hartnäckig gegen das Unwetter gekämpft, bald aber vermehrte eine neue Gefahr den Ernst unserer Lage. Plötzlich sprang ein Matrose nach einem ungeheuren kupfernen Kessel, den er wie einen Tamtam mit dem Handgriff seines Messers bearbeitete, und Alles um uns her sprach die Formel „Allah akbar" aus, womit jeder gute Muselmann bei einer drohenden Gefahr den Beistand Gottes anruft. Wir begriffen nichts von der Musik und dem plötzlichen Wiederausbruch der Furcht, entschlossen uns aber, einen Augenblick die schützende Stätte zwischen zwei Baum-

wollenballen zu verlassen, und erblickten nun vier Walfische, zweimal so groß als unsere Barke, und nur 20 oder 30 Klafter von uns entfernt im Wasser spielend. Zuweilen schwammen sie in voller Unbeweglichkeit dahin, und ich begriff jetzt, wie der Seemann Sindbad in den Märchen der „Tausend und Eine Nacht" ihren Rücken einmal für eine schwimmende Insel nehmen konnte; dann schwangen sie sich auf einmal über die Wogen hin, auf deren Rücken sie fortgetragen wurden. Manchmal erhob sich durch einen kräftigen Schlag mit dem Schweif ihre ganze ungeheure Masse völlig über die Wogen, durchfuhr einen Raum von etwa 60 Fuß in der Luft, und stürzte dann mit donnerähnlichem Getöse wieder in die Wellen. Ueber dem Punkte, wo die ungeheuren Thiere in's Wasser stürzten, bildete sich ein Wirbel, der die Strömung rauschend nach sich zog. Jeder beeilte sich, dem Mann am Kessel nachzuahmen, so daß ein betäubender Lärm entstand, den wir noch durch einige Gewehrschüsse in die Luft — aber nicht nach den Leviathans, um diese nicht zu reizen — vermehrten. Als sie an dem Konzert, das man ihnen gegeben, genug hatten, entfernten sie sich, und wir schlugen eine andere Richtung ein, da der Nachodah behauptete, die Erscheinung dieser Thiere verkündige ein Unglück. Lange sahen wir sie noch über die Wogen dahingleiten. „Gott sei gelobt," riefen die Matrosen, „wir sind glücklich entkommen!" — Ist es denn so gefährlich? fragten wir. — „Ob es gefährlich ist?" entgegnete der Nachodah, „allerdings; hätte sich der Buthan*) nur an der Saia**) gerieben, so hätte er sie umgestürzt."

*) Dieser arabische Name des Walfisches scheint einerlei Stammes mit dem Wort „Leviathan".

**) So nennt man die größeren, aber ungedeckten Barken.

Gegen 3 Uhr Nachmittags sahen wir endlich den Gipfel eines Berges über den Fluthen erscheinen, allmählig wuchs er empor, nach einer halben Stunde wurde er deutlich, und bald zeigten sich auch die gelben Dünen, die seinen Fuß umgaben. Wir steuerten nach der Südspitze der Insel Kamaran, und zwei Stunden nachher kamen wir an den kleinen Inselchen vorüber, die vor dem engen und stets ruhigen Kanal liegen, welcher die große Insel von der Küste trennt. Um diese Zeit waren die Sandbänke ganz wörtlich mit Vögeln bedeckt, und von allen Himmelsgegenden kamen noch immer Schaaren von Möven herbei. Wir konnten das lärmende Geschrei, das von diesem lustigen Babel herrührte, deutlich vernehmen; die Seemöven klagten oder bellten wie heisere Hunde, die Reiher, Rohrdommeln und Strandläufer stießen ihr seltsames Geschrei aus, die Pelikane gurgelten in ernsterem Tone, und der Sturmwind und Regen diente als harmonischer Baß zu dem Sturm von scharfen, traurigen Tönen.

Die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten die weißen Klippen der Küste und spielten auf dem zierlichen Gipfel einer Dattelpalme. Eine Stunde später trieben die letzten Stöße des ersterbenden Sturmes das Schiff in den Hafen von Kamaran, wo wir Anker warfen. Die Rhede war ruhig; einige Sombaks lagen neben uns vor Anker, einige Lichter glänzten im Hintergrund des Dorfes oder an den Schießscharten der alten Veste, welche die Insel bewacht. An dem Ufer saß eine Gruppe von Männern, welche Lieder in einer unbekannten Sprache sangen zum Klang einer Schilfrohrflöte, während der Tamburin und große eiserne Becken den Takt schlugen zu der wilden, charakteristischen, nicht

ganz anmuthlosen Musik. Eine andere Gruppe tanzte; das waren unglückliche, schwarze Sklaven, die sich durch Tanzen und Absingen heimathlicher Lieder über ihre harte Arbeit trösteten.

Da wir während des schrecklichen Tages nur etwas Brod gegessen hatten, so nahmen wir unsere Gewehre und ließen uns an's Land setzen. Fünfzig Schritte von unserem Landungsplatze sprang eine Sandzunge in's Meer vor, die wir während eines früheren Aufenthaltes durchwandert und von der wir beobachtet hatten, daß sie die Zuflucht zahlloser Vögel, namentlich der Schnepfen sei, die hier Posto faßten, so lange die Fluth im Steigen begriffen war. Zwei Schüsse schreckten einen Schwarm von Vögeln auf, wir holten die gewonnene Beute, mußten freilich einige getroffene Möven wegwerfen, hatten aber doch mehrere Schnepfen glücklich erlegt. Diese wurden sogleich gerupft, an einen langen Spieß gesteckt und gebraten. Die Seeluft hatte unsern Appetit geschärft, und unsere Jagdbeute war bald genug vollständig verschlungen. Um nicht mit den Matrosen theilen zu müssen, hatten wir uns wohl gehütet, einen einzigen unserer Vögel auszuweiden. Diejenigen Leute der Mannschaft, welche herbeikamen, um unsere Kocherei zu inspiziren, gingen, als sie uns Blut und Eingeweide sorgsam auf eine Brodscheibe streichen sahen, murrend mit den Worten weg: Inhal dinkum! (Gott verdamme eure Religion!) Ein solches Mahl war für sie abscheulich unrein; um sie zu trösten, versprachen wir ihnen bei nächster Gelegenheit einen recht harten, öligen Pelikan zu schießen.

Die Mannschaft hatte am folgenden Tage genug zu thun, um einen Leck zu stopfen, der uns in 24 Stunden den Untergang gebracht haben würde; es gab zwar noch

eine Menge anderer, der Nachodah versicherte uns aber, diese hätten wenig zu bedeuten, und da er Sorge dafür trage, um die Barke beständig trocken zu erhalten, so könnten wir Massowah ohne Schwierigkeit erreichen.

Wir unsererseits brachten den Tag am Lande zu. Als wir unsere Jagd begannen, drang kaum eine zweifelhafte Helle durch den Nebel, die letzte Spur des gestrigen Sturmes. Dem blassen Schimmer folgte ein rothes Licht, und die Sonnenscheibe, einen Augenblick durch die hohen Berge Arabiens gedeckt, erschien endlich durch einen der Einschnitte der Kette; dann streiften ihre schrägen Strahlen jeden Gipfel und entzündeten hier gleichsam eine Flamme, während die Masse jeder Höhe noch in ein Azurmeer getaucht war. Bald aber ergoß sich ein Lichtstrom über den Abhang der Kette, und verbreitete sich über die Küste, über das Meer und die Insel, wo jeder Fels übergossen war mit blendendem Schimmer. Jetzt erwachten auch die am Ufer eingeschlafenen Vögel, und flogen auf, um mit ihrem Freudengeschrei das strahlende Gestirn zu begrüßen. Die Sombaks (leichteren Fahrzeuge) rüsteten sich, das Weite zu gewinnen, aus jeder Hütte des Dorfes drang ein blauer Rauch und stieg mit den Liedern der Matrosen und Hunderten von geschwätzigen Lerchen zum Himmel empor. Etwas später rippte ein Windstoß auch die Gewässer der Rhede, in deren Grunde eine andere Welt ihre Lebenszeichen gab. Zwei Hayfische, deren Rückenflossen die Oberfläche des Meeres furchten, trieben eine ungeheure Menge von Fischen vor sich her. Auf dieß Zeichen eilten Schwärme von Tauchervögeln mit lang gezogenem Geschrei herbei und peitschten die kleinen Wellen, deren bewegliche Kurven die ganze Bay durchzogen, mit ihren

Flügeln. Verfolgt von den Hayfischen und den Vögeln eilte die Fischmasse immer vorwärts, gefolgt von der gefräßigen Schaar, und eine lange, von Tausenden von Schnäbeln durchfurchte und durch den kräftigen Schwung der Haye jeden Augenblick durchschnittene Schaumfurche bezeichnete weithin ihren Zug.

Etwas nördlich von der kleinen Bay, welche der jetzige Hafen ist, zwischen zwei mit alten Gräbern bedeckten Vorgebirgen und ganz nahe bei den Ruinen eines alten Fleckens öffnet sich eine andere, kürzlich vom Meer verlassene Ebene, deren Boden sich unter dem Wasser in so schwachem Abhang hinzieht, daß man fast allenthalben eine Viertelstunde weit hineingehen kann, ohne tiefer als bis an's Kniee im Wasser zu sein. Dieser Uferstrich ist von zahlreichen Vögelschaaren bewohnt, die sich um die Reste der Seethiere streiten, welche das sich zurückziehende Meer liegen läßt. Weiße und blaue Greben laufen, tauchen, fliegen, um sich dann abermals auf das ruhige Meer niederzulassen; Löffelreiher patschen im Schlamm; Pelikane schwimmen in Schaaren umher und fangen Weißfische, die von den größeren Fischen im Meere der Küste zugetrieben werden. Weiterhin stehen rothe Flamingo's aufrecht auf ihren langen Stelzen, mit ihren feuerfarbenen Flügeln einem Flammenstrahl gleich, der sich auf der Oberfläche des Wassers bewegt. Wir suchten unser Frühstück in diesem Geflügelhofe des lieben Gottes, der allen seinen Kreaturen Speise gibt zu seiner Zeit. Gern hätten wir einige Flamingo's geschossen, aber das war schwer, denn diese Rothflügler beobachteten aufmerksam jede unserer Bewegungen und ließen uns nie ganz nahe kommen. Der Zufall ließ uns ein Brett, den Rest eines Schiffbruchs finden, auf dem wir einige

Reiſigbüſchel befeſtigten, und auf dieſem Floß hinter der ſchützenden Wand der Reiſigbüſchel fuhren wir ſachte in's Meer hinaus. Wir thaten unſer Beſtes, allein ein unglückliches Schwanken des Floſſes ſtörte unſern Feldzugsplan im Augenblick, wo wir die ſchimmernde Gruppe, auf die wir unſer Auge geworfen, zu überraſchen gedachten. Wir erlegten nur ein einziges Thier, das unter unſerm Bleie ſank, nachdem es die großen Flügel entfaltet, die machtlos herabſanken und auf dem Waſſer wie ein Stück rother Seide ſich ausbreiteten. Wir mußten auf die Jagd verzichten, denn die ganze rothe Schaar war plötzlich verſchwunden und die Hitze begann unerträglich zu werden. Nachdem wir noch einige Schüſſe gethan, die unſere großen Taſchen mit kleinem Wild füllten, kehrten wir nach der Rhede zurück, wo unſere Barke vor Anker lag.

Am folgenden Morgen vor Tagesanbruch gingen wir wieder unter Segel. Ein ſchwacher Wind wehete, fiel aber völlig, als wir uns neben einer kleinen Inſel befanden, die bei den Arabern Ukeban heißt. Wir hofften mit dem erſten Luftzug durch den nicht ſehr breiten Kanal zu kommen, aber die Barke war unbeweglich, als lägen wir vor Anker; unſere Segel hingen ſchlaff nieder, das Meer lag wie ein Spiegel da und glänzte in den Strahlen der Sonne wie ein See von geſchmolzenem Blei. Wer einmal eine lange Fahrt auf einem neapolitaniſchen Fahrzeug gemacht hat, wird bemerkt haben, daß, ſo lange die Fahrt gut geht, die Matroſen ſich des Himmels nur zu erinnern ſcheinen, um ihm zu fluchen; kommt aber der Sturm mit ſeinem Gefolge von Schrecken, dann gibt ſich Jeder einer ſchwärmeriſchen und nicht ſehr erbaulichen Frömmigkeit hin, dann zündet man

zehn Kerzen statt einer vor dem Angesicht der Madonna an, die auf dem Hinterkastell ihre Nische hat, und es folgen nun auf die frechen Flüche und unheiligen Lieder Gelübde an die Madonna und alle Heiligen. Diesen Kontrast fanden wir hier noch schärfer ausgesprochen. Der schon erwähnte Dschellab von der Danakil-Küste brachte drei oder vier junge Gallamädchen und einen fast blödsinnigen kleinen Neger nach seiner Heimath; es war der Rest seiner Sklavenheerde, dessen er sich in Yemen nicht hatte entledigen können. Dieser Mann war zwei Tage zuvor, als der Sturm das Meer aufwühlte, außerordentlich fromm und hatte ein Gelübde der Enthaltsamkeit gethan; jetzt aber erzählte er den Matrosen seine Lebensgeschichte, voll abscheulicher Einzelheiten über Kinder, die er verstümmelte, um ihren Werth zu verdoppeln oder zu verdreifachen, über scheußliche Szenen von Ausschweifungen und furchtbare Qualen, denen die Sklaven-Karawanen auf ihrem fünf bis sechs Monate andauernden Zuge aus dem Innern Afrika's bis an die Ostküste ausgesetzt sind. Diese ungeheure Reise müssen die Unglücklichen zu Fuß machen; wer nicht gehen kann, wird für's Erste grausam geschlagen, und man schlägt ihn auch dann noch, wenn die verzweifelte Anstrengung, zu der er durch den Schmerz getrieben wird, sich erschöpft hat. Wenn aber endlich Mattigkeit, Krankheit und Durst seine Kräfte gebrochen und seine zerrissenen Füße steif gemacht haben, dann zerschlägt sein Herr, ehe er ihn auf der Straße liegen läßt, ihm den Kopf zwischen zwei Steinen. „Die Furcht vor einem solchen Schicksal," äußerte sich der Dschellab, „erhöht den Muth der Andern." — Dieser Mensch flößte uns einen solchen Abscheu ein, daß wir an das andere Ende der Barke

uns flüchteten, neben einen Matrosen aus den Dahlak-Inseln, der, die Füße hinaus über das Wasser hängend, ein abyssinisches Lied von eigenthümlicher Weise sang. Wir hatten bereits den Dschellab vergessen, als wir auf einmal Schmerzensrufe vernahmen; es war der Menschenhändler, der den Rücken des kleinen Negers mit einer Peitsche aus Flußpferdshaut zerfleischte. In zwei Sprüngen waren wir zwischen dem Opfer und seinem Henker, dessen Strafinstrument wir in's Meer warfen.

„Ist das nicht mein Sklave?" brüllte der Herr, wüthend über unser Dazwischentreten, „und kann ich nicht mit ihm machen, was ich will?"

Aber die Leute an Bord waren nicht sehr schnell, für ihn Partei zu nehmen, und da unsere Hände seine Schultern etwas unsanft streichelten, so entschloß er sich endlich zu schweigen. Er zitterte wie ein Espenblatt, und wagte sich nicht zu rühren, als ich zum Nachodah sagte: „Gib diesem Hund zu verstehen, daß, so lange wir hier auf dem Schiffe sind, es keine Sklaven unter uns gibt!" — „Und sag' ihm," fügte mein Reisegefährte hinzu, „daß ich ihn beim ersten Schrei dieser Kinder über Bord werfe." Von diesem Tage an benahm sich der Dschellab außerordentlich achtungsvoll gegen uns, und seine Sklaven bezahlten den Schutz, den wir ihnen gewährten, durch eine Menge kleiner Dienste, mit denen sie immer unsern Wünschen zuvorkamen.

Bei Sonnenuntergang hatte unsere Barke kaum hundert Klafter zurückgelegt; wir hatten immer noch Ukoban im Gesicht, so wie eine Menge Sandinselchen, auf die gleichsam ein Regen von Vögeln herabfiel. Himmel und Meer verschmolzen in einer Scharlachfarbe, den Osten ausgenommen, wo eine violette Linie den äußersten

Saum des Horizonts bezeichnete. Nach und nach schwächten sich alle diese Farbentöne ab; ein leuchtender Streifen, der schräg in den Himmel hinein emporstieg, als hätte das leuchtende Tagesgestirn hier seine Spur zurückgelassen, war bald Alles, was von diesem Glanze übrig blieb. In dem Maaße, als die Sterne am Firmament sichtbar wurden, erwachte ein ähnlicher Glanz auf dem ruhig daliegenden Meere; dann stieg der Mond auf, seine ruhige Klarheit füllte den Himmel und fiel wie eine lange Silberfurche auf die Oberfläche der Wellen. Nach einem glühenden Tage wurde endlich die Luft wieder lau, in der Atmosphäre war eine unbeschreibliche Ruhe verbreitet, und in dieser so heitern, durchsichtigen Tropennacht fühlte man geheimnißvolle Stimmen vorüberziehen, die von Gott sprachen.

— Seit einigen Stunden beklagte sich eine der Sklavinnen des Dschellab über heftige Kopfschmerzen; es war dieß ein schmächtiges, schwächliches Kind von 10 Jahren. Ihr schwarzes Haar zerfiel in zwei große Flechten, die durch eine gelbe Seidenschnur zusammengehalten wurden, welche wie ein Goldfaden von einer Flechte zur andern lief. Diese beiden Flechten fielen über ihr hageres, durch eine lange Krankheit ausgehöhltes Gesicht. Sie trug ein Halsband von blauen Glasperlen, eine armselige Zierrath, womit der Herr sie vor dem Verkaufe aufgeputzt hatte, etwa wie die Priester des Alterthums die Hörner der Opferthiere, ehe sie solche vor den Altar führten, vergoldeten und mit reichen Blumenkränzen und Bändern schmückten. Ihre Kleidung bestand in einem groben, an mehreren Enden durchlöcherten Stück Zeugs, kaum zureichend, die Glieder, welche der Fieberfrost durchlief, zu umhüllen. Der Dschellab nannte sie

„Danguleh", der abyssinische Name für die Blume eines prächtigen Cicus, dessen Blüthenkrone durch lange Dornen geschützt ist. In dem Namen lag eine bittere Ironie. Von der glänzenden Blume des Erdbeerbaums im Gebirge bis zu dem durch Hunger, durch üble Behandlung und Krankheit herabgekommenen Kinde war ein Unterschied, wie von der Freude zum Schmerz, von der Hoffnung zur finsteren Verzweiflung. Die Spiele der Andern reizten sie niemals auch nur zum Lächeln; oft weinte sie im Stillen, und im Klang ihrer Stimme war etwas Unsägliches, das dem Herzen weh that — es war der hinter der Jugend lauernde Tod.

Diesen Abend klagte die junge Sklavin mehr als gewöhnlich; mehrmals schluchzte sie und rief ihrer Mutter, oder antwortete ihren Gefährtinnen, die sie zu trösten suchten: „Sagt ihr mir darum, weil ich jung bin, ich würde nicht sterben? Fallen die Früchte der Dora*) niemals, ehe sie reif werden? Reißt nicht der Wind auch die jungen Blätter von den Bäumen?"

Während der Nacht erhob sich einer der wunderlichen Winde, welche in so schwachen Stößen wehen, daß sie kaum die Oberfläche des Meeres kräuseln. Bei Tagesanbruch erblickten wir den Dschebel-Ther, eine vulkanische Insel, deren Lavaseiten unaufhörlich von den Fluthen gepeitscht werden, und deren Spitze zuweilen schwarze Rauchwolken ausstößt, welche beweisen, daß der Vulkan, welcher die Insel hervorhob, unter den Meereswellen noch nicht erkaltet ist. Lange Züge von Möven verließen den Berg und zerstreuten sich in allen Richtungen; sie strichen dabei so hart über die Wogen hin,

*) Amharischer Name für die Sykomore.

daß ihre schneeweißen Flügel sich im prächtigen Wiederschein des Meeres färbten. Tropikvögel durchschossen den Himmel in solcher Höhe, daß sie ohne die Sonnenstrahlen, die ihr helles Gefieder vergoldeten, unsichtbar gewesen wären.

Danguleh befand sich schlimmer; sie war im Delirium, und zweimal hielten die Matrosen sie ab, daß sie sich nicht in's Meer stürzte; ohne unsere Anwesenheit hätte vielleicht der Herr sie wegen ihrer Krankheit gestraft. Das Kind saß nun mitten unter ihren sie bewachenden Schwestern. Ihre großen schwarzen Augen nahmen einen so seltsamen Glanz an, und sie begann ein Lied ihres Landes mit einer so traurigen Melodie zu summen, mit dem Tone eines so schmerzlichen Heimwehs, daß die andern Sklavinnen ihre Thränen nicht zurückhalten konnten, und wir uns von der Gruppe entfernen mußten, so krampfhaft preßte uns diese Szene die Brust zusammen. Das Lied rief in der Phantasie der Kranken alle Bilder des geliebten Vaterlandes zurück. Ihre untröstliche Mutter, die Hütte unter den blühenden Zweigen des Wangeh, des verehrten Baumes der Gallasneger, die von milden Schatten verschleierten Quellen, an die um die Mitte des Tages die schlanken Antilopen und großen Vögel zum Trinken kamen; die Maisfelder, um welche die jungen Mädchen singend Wache halten, die Tauben zu verscheuchen; — der Wald, in welchem Löwen und schwarze Panther streifen und unermeßliche Elephantenheerden ziehen; die Nacht, welche die Rinder- und Pferdeheerden um das Lager des Stammes versammelt — alle diese süßen Erinnerungen erwachten im Grunde ihres Herzens, bis sie endlich, durch die Aufregung ganz erschöpft, in sich zusammensank. Ihre

Augen wurden wieder glanzlos, sie erhob sich nicht mehr; sie klagte seltener, und obwohl das Leben ihre abgemagerten Glieder noch nicht verlassen hatte, war doch sichtlich ihr Geist schon entwichen in die jenseitigen Fluren.

Kurz vor Mittag wurde der Wind frischer, das Meer bedeckte sich mit weißen Schafen, wie die Seeleute sagen; die Tropikvögel verließen die höheren Regionen der Luft, und der Nachodah schüttelte mit unzufriedener Miene das Haupt. Einige Stunden später befanden wir uns mitten in dem Gewirre von Inseln, Sandbänken und Klippen, wo es unmöglich gewesen wäre, die Nacht weiter zu fahren, und vor Sonnenuntergang warfen wir eine halbe Meile vor einem „Metbuah" genannten Felsen Anker. Der ganze nächste Tag verging damit, daß wir vorsichtig an einer ungeheuren Bank von Madreporen*) hinfuhren, auf welche der Wind Samen von Gummibäumen und von einem dürren, wie Eisendrath steifen Grase hingewehet hatte. Einige Fischerfamilien haben sich auf dieser von der Sonne verbrannten Insel niedergelassen, die kein anderes Wasser hat, als was vom Regen in den Höhlungen des Felsen stecken bleibt. Sie ist von vielen Gazellen bevölkert, welche sich unter die von den Eingebornen gezogenen Ziegenheerden mischen, und ihnen oft bis in's Innere der Dörfer folgen, wo sie halb zahm werden. Dieß ist Dahlak, berühmt durch die Geschicklichkeit seiner Taucher und den Reichthum seiner Perlausternbänke,**) die in geringer Entfernung liegen. Am Morgen war der Wind plötzlich nach

*) Weiße Sternkorallen.

**) Eine der schönsten bekannten Perlen, die einst die Krone der Dogen von Venedig schmückte, stammte von Dahlak, wo einst die Venetianer eine Perlenfischerei angelegt hatten.

Norden, dann nach Nordwesten umgesprungen, d. h. er war uns gerade entgegen; wir kamen deßhalb nur wenig vorwärts, und ankerten zeitig neben einer Sandbank.

Die kranke Sklavin war Nachmittags gestorben. Kaum hörbar war der Klageton gewesen, der aus ihrer Brust sich rang, als das Herz zu schlagen aufhörte. Man beerdigte sie unter dem Sande dieser namenlosen Insel. In der Nacht baten uns die andern Sklavinnen um etwas Butter, die sie in einen zerbrochenen Topf gossen, einige Baumwollenfäden hineinlegten, und so eine Lampe machten, die sie auf dem Grabe Danguleh's niedersetzten. Die Lampe brannte fast bis zum Tage, und mit der letzten Flamme erlosch auch das Andenken der Todten. Doch nein, ihre Unglücksschwestern versammelten sich fern von Allen am Vordertheil der Barke, und improvisirten einen langen Nekrolog, dessen Worte die, welche der Tod frei gemacht hatte, noch im Grabe trösten sollten. Jede recitirte eine Strophe, an deren Ende Alle schluchzend in einen Refrain einfielen, der unwandelbar mit einem trübseligen woye, woye! endigte.

Am nächsten Tage warfen wir gegen Mitternacht in einem kleinen runden Bassin Anker, an dessen Umkreis die Bewegung der ab- und zugehenden Wellen durch einen phosphoreszirenden Streifen bezeichnet wurde. Durch die Regennacht hindurch unterschieden wir einige Hütten am Rande der Bucht. Insulaner kamen schwimmend an's Schiff, stiegen an Bord und fragten nach Neuigkeiten. Sie schüttelten das Wasser ab, wie Pudel nach einem Bad, um sich zu trocknen.

Diese Miniaturbucht, die uns gegen einen heftigen Nordwind schützte, ist der einzige Hafen von Dossat, der Perle der Inseln im rothen Meer; wir brachten da-

selbst den folgenden Tag zu, und legten gerade im Krater eines erloschenen Vulkans vor Anker, weil die Wandung des Berges auf der einen Seite eingesunken war und so dem Meere Zugang verschafft hatte, das den Grund des Kraters erfüllte. Einige Hütten und zwei oder drei auf dem Strande liegende Piroguen, nackte Kinder, welche Ziegen hüteten, schwarzbraune Männer, Weiber, deren Arme mit Glas- oder Elfenbein-Bracelets beladen sind, und deren ganze Kleidung in einer roh gegerbten Ochsenhaut besteht, die sie um den Körper rollen; einige Hunde, schwarze Kraniche, blaue und weiße Reiher, haarige Ibisse, diese geheimnißvollen Vögel des alten Aegyptens, endlich große auf dem Felsen am Eingang des Hafens unbeweglich stehende Störche, rund um das Bassin Granitberge, die mit Segal-Mimosen (Gummi-Zwergbäumen) besäet sind, im Hintergrunde eine Schlucht, die durch die ganze Insel geht und einen in's Meer reichenden Wald von Wurzelträgern sehen läßt: das ist der Gesammtanblick, den diese niedliche Bucht gewährt. Wir verließen sie am zweiten Tage, um nach Massowah zu fahren, das wir in der Nacht erreichten.

II.

Einige Tage nach unserer Ankunft in Massowah schlug uns der französische Konsularagent an diesem Hafen eine Jagdpartie in der Umgegend vor, wo es von Gazellenheerden wimmelt. Zwei im Lande ansässige Griechen, ein türkischer Kanonier, ein Hindukaufmann, sieben bis acht abyssinische Diener und drei oder vier Kameeltreiber sollten uns begleiten. Das Stelldichein war zu Mokollo, einem Dorfe auf dem festen Lande, eine Stunde

nordwestlich von dem Inselchen, auf welchem Massowah gebaut ist. Der Aufbruch fand am 8. Januar Abends Statt. Wir machten an diesem Tage bloß noch zwei Stunden im Grunde eines breiten Thales zwischen zwei Bergen, deren magere Gummibäume die Felswände schlecht verhüllten. Dennoch hatten einige Regentage die ärmliche Vegetation sehr erfrischt, die Zweige der Segal-Mimosas zeigten ein prächtiges Grün, ebenso die spärlichen Grasbüschel, die auf diesem steinigen Boden keimten. Euphorbien breiteten ihre großen fahlen Blüthen an der Sonne aus, Winden schmückten mit ihren weißen und gelben Glocken die Zweige des Nobuks (rhamnus lotus), die Rocksbüsche waren blätterreiche, die Wüste hatte ihr Festkleid angezogen, es war die Zeit der Brunst für die Gazellenschaaren, welche diese Einöden durchwandern.

Mit Einbruch der Nacht erreichten wir das Bett eines Wildbaches, Tadali genannt, der eben trocken war und nur an einer Stelle Wasser zeigte, wo die Hirten einen tiefen Brunnen gegraben hatten. Das Zelt wurde auf dem Sande aufgeschlagen, und bald stießen die Diener, welche uns eine halbe Stunde vorausgegangen waren, mit Wild beladen wieder zu uns. Wir selber hatten keinen Schuß gethan, weil wir nicht einmal einen Vogel gesehen. Eine Stunde später trug man uns das Essen auf. Das Fleisch schmeckte vortrefflich, um so mehr, da wir während eines achtmonatlichen Aufenthalts an der arabischen Küste täglich nichts als Pillau und schlechte Fische, hier und da Kameelfleisch, öfter noch nach Unschlitt riechendes Ziegen- oder Hammelfleisch gegessen hatten.

Am andern Morgen waren wir frühzeitig auf dem

Marsch, und da wir das Land nicht kannten, wagten wir geraume Zeit nicht, uns vom Wege zu entfernen, auch hatte der Konsularagent gerathen, nicht zu sehr in's Dickicht einzudringen, da zu dieser Tageszeit die Panther an den Gazellenpfaden sich aufstellten. Uebrigens brauchte man, um Wild zu finden, nicht vom gewöhnlichen Wege abzuweichen; die Haselhühner hatten bereits ihre Nachtsitze verlassen und liefen auf dem Sande der Wildbäche herum; die Gipfel der großen Bäume waren besetzt mit Perlhühnern, die schaarenweis unter ohrzerreißendem Geschrei daran flogen. Hier und dort konnten wir große Gazellen auf dem Kamm der Hügelkette unbeweglich stehend erblicken. Hinter einem Busche stand ein Paar Beni-Israil, zierlich kleine Antilopen, deren Beine nicht viel dicker waren als ein Federkiel, und deren Kopf mit einem Büschel langer, gelbbrauner Haare geschmückt war, die unter dem Eindruck der Furcht emporstanden. Sie sahen uns einen Augenblick mit koketter Neugier zu, flohen dann aber und stießen ein scharfes, fast pfeifendes Geschrei aus. An Vögeln ist dieß Thal weniger reich, wahrscheinlich, weil es an Quellen fehlt, doch ruchsten zwei oder drei Turteltauben und eine große Holztaube im Walde. Spechte mit scharlachrothem Kopf wiederholten ihren traurigen Ruf, und suchten die abgestorbenen Bäume; Kukal's (Kukuks) mit korallenrothen Augen liefen von einem Dickicht in's andere, um Schlangen und Eidechsen zu fangen, von denen sie sich nähren. Auch einige glänzende Suis-mangas (cynniris splendidus) flogen an einer im Sande treibenden Asklopiasart umher, deren geflügelte aus den großen reifen Früchten sich herauswindende Saamen der Wind umhertreibt, und deren

rosige Blüthen stets ein Tröpfchen Honig für diese afrikanischen Kolibris haben.

Gegen sieben Uhr Morgens erreichte unsre kleine Karawane ein anderes Thal, Namens Saati, das wir zum Jagd-Rendezvous ausersehen hatten. Eine Stunde, nachdem wir im Schatten des Thales uns gelagert, war Alles zusammengetroffen, zwei Leute ausgenommen, der Grieche Stephan, unser Gastfreund in Massowah, und Herr Arnaud. Sie hatten sich auf der Jagd verirrt, waren statt auf Gazellen auf einen Löwen gestoßen, mit welchem sie den Kampf nicht hatten aufnehmen wollen, und mußten endlich durch Beduinen sich zurückgeleiten lassen. Das Saati-Thal ist von Kalkfelsen umgeben; im Grunde dieses öden Schlundes ist ein Sumpf, der durch unsichtbare Quellen genährt wird, und auf der andern Seite ein Bach, der in geringer Entfernung sich im Sande verliert; in der Mitte stehen einige verbrannte und verkrüppelte Gummibäume. Der Sumpf ist von Schildkröten bevölkert, die von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche des Wassers schlafen. Etwas vor Sonnenuntergang kam eine Menge von Vögeln herbei, die sich den Platz streitig machten, und wenn sie getrunken hatten, wieder fortflogen nach den öden Strichen, wo es ihnen so gut gefällt. Wir hatten Wild genug, so daß wir einige zierliche Gazellen, die sich scheu bis zum fernsten Ende des kleinen Sees hervorwagten, ungestraft ihren Durst löschen ließen. Als aber mit den ersten Schatten der Nacht Hyänen und Schakals kamen, und in unsauberen Gruppen von zehn bis zwölf heranschlichen, da krachten alle unsere Gewehre zugleich, und Schakals wie Hyänen flohen heulend vor dem mörderischen Blei. Später wurde der See noch von furchtbareren Gästen

besucht. Einer von uns, der sich etwas vom Bivouak entfernt hatte, sah zwei Panther wie Schatten durch die Segalbüsche schleichen, und in der Mitte der Nacht wurden wir aufgeweckt durch das rauhe Gebrüll des Löwen, welches das ganze Thal erfüllte. Unsere Lastthiere, unruhig und zitternd vor Furcht, standen auf, um sich den Menschen und Wachtfeuern zu nähern. Die Abyssinier warfen sogleich einige Arme trockenen Holzes auf das Feuer, dessen rother Widerschein einen Augenblick mitten in der Finsterniß die trübselige Felsenlandschaft aufweckte. Nachdem sich das Gebrüll des Löwen in der Einöde verloren hatte, begann wieder ein seltsames Konzert von unbestimmten Tönen, das nur von Zeit zu Zeit durch das heisere Geschrei der Hyänen unterbrochen wurde. Trotz dieser wilden nächtlichen Harmonie streckten wir auf unsern Teppichen uns aus, und Jeder suchte so gut es gehen wollte den Schlaf.

Als wir Saati mit dem Grauen des Tages verließen versprachen wir uns, belehrt durch das Beispiel unserer beiden Gefährten, möglichst nah unsern Kameeltreibern zu folgen; es geht aber dem Jäger wie dem Spieler: wir marschirten kaum seit einer Stunde, und schon hatte unsere kleine Truppe den Pfad verlassen, um sich in Verfolgung von Gazellen und Beni-Israil in den Wald zu vertiefen. Es versteht sich von selbst, daß ich es machte wie die andern, und am Eingang einer Schlucht, durch welche der nach Abyssinien hinaufführende Weg eine Hügelkette übersteigt, dem letzten Abhang gegen das rothe Meer zu, befand ich mich nicht in der angenehmsten Lage. Zum Glück führte der Zufall drei unserer Leute in die Nähe

dieses Ortes, unter denen auch Mohammed Kotten, der Anführer der Kameeltreiber war.

„Weißt du, wo der Khawadsche*) Arnaud ist?" fragte ich Mohammed Kotten, und erhielt zur Antwort, er habe ihn mit Herrn D., dem Konsularagenten, weiter ziehen sehen. Beruhigt über meinen Reisegefährten drang ich mit den Abyssiniern in das enge, schwierige Defilé, das sich vor uns öffnete. Hier verband sich bereits die Alpennatur mit der traurigen Vegetation der niedrigen Ländereien. Riesenhafte Basilienkräuter, Münzenkraut, das zu Büschen heranwächst, tausend Gebirgspflanzen, mit prächtigen Blumen und bevölkert von schöngefärbten Insekten, trieben in kräftigen Büscheln zwischen den Felsenblöcken hervor, die in den Grund der Schlucht hinabgerollt waren. Der Berg stieg an manchen Seiten des Wegs wie eine Mauer hinan, und die Vorsprünge dieser Mauer waren mit Geier- und Adlernestern besetzt. Wir waren schon über die Mitte des Engpasses gelangt, als wir ein Gebell vor uns hörten wie von einer Meute Hunde.

„El Gurut!" (die Affen), sagte Mohammed Kotten, und bei einer Wendung des Wegs konnten wir eine lange dichte Schaar der sogenannten hundsköpfigen Affen auf uns zukommen sehen. Es mochten wohl einige Hundert sein, die allem Anschein nach die Quellen von Saati aufsuchten, in deren Nähe wir die letzte Nacht zugebracht hatten. Die Vordersten, welche unsere Schritte auf dem kiesigen Boden vernahmen, stießen einen Schrei der Besorgniß aus, der sich bald der ganzen Heerde

*) Diese Benennung wird nur für Christen gebraucht, das Wort „Sid" (Herr) nur, wenn es sich um Moslemin handelt.

mittheilte. Die Alten und Erwachsenen zogen zerstreut in der Menge, beaufsichtigten die Bewegungen, halfen den mit ihren Säuglingen beladenen Weibchen, und trieben die Trägen mit Ohrfeigen weiter. Streitigkeiten unter den Jungen wurden durch Stöße beschwichtigt, welche der Angreifer als Strafe, der Angegriffene als Warnung empfing. Als der Ruf der Gefahr ertönte, gingen die Alten voran, um Trotz zu bieten; die Kleinen, welche den Rücken der Mutter verlassen hatten, um auf dem Sand zu spielen, hingen sich wieder an den Leib ihrer Ernährerinnen, und ließen sich so den Abhang des Bergs hinauftragen. In einem Augenblick war der Weg, der vorher für die Menge zu eng gewesen war, völlig frei; die beiden Seiten der Schlucht bedeckten sich so zu sagen mit einer beweglichen Masse von Rücken und garstigen Köpfen, und der Kamm der Felsen krönte sich in wenigen Minuten mit mehreren Schildwachen, die nicht aufhörten zu bellen und Grimassen zu schneiden. Das quikte und schrie, und wimmelte durch einander wie in einer verzauberten Feenwelt.

Dann erst begannen die Männchen, denen ihre lange Mähne, ihre derbe kraftvolle Gestalt und namentlich die langen über die Schnauze hervorragenden Hundszähne ein wildes Ansehen gaben, langsam sich zurückzuziehen, aber rücklings und stets bereit zum Angriff. Gazain, der Jäger des Herrn Agenten, that einen Schuß nach ihnen, und einer der größten fiel mit zerschmettertem Kopfe. Der Knall machte einen Augenblick allem Geschrei ein Ende, und alle an der Spitze der Felsen oder an einem Abhang sitzenden Affen machten auf einmal einen Sprung in die Höhe, als hätte ein elektrischer

Schlag den Boden berührt und sie alle getroffen. Die zahlreiche Gruppe, zu welcher der Todte gehörte, drohte sich auf uns zu stürzen, als der dritte meiner Begleiter der kleine Neger Gabrio, einen Schuß mit grobem Schrot unter den dichten Haufen that, worauf sich einige wüthend auf dem Sand wälzten. Geheul des Schmerzes, Geschrei der Wuth, Aechzen und Schluchzen erfüllten das Thal. Als sich die Hinterhut endlich zur Flucht entschloß, nahm sie nicht nur die Verwundeten, sondern selbst den Todten mit. Jeder schleppte ein wenig daran; an schwierigen Punkten vereinigten zwei, drei, ja vier Affen ihre Anstrengung, um den todten Körper hinüber zu bringen, während die Jungen und die Weibchen sich rund herum drängten und lange Klagetöne ausstießen.

„Der Stamm beweint den Todten," sagte Mohammed Kotten; in der That lag in der Szene etwas vom Schmerz eines Menschen, wenn er die Seinigen durch den Tod sich entrissen sieht; ich hätte dem von Gazain begangenen Mord durchaus keinen zweiten hinzufügen mögen. Gabrio aber war noch nicht zufrieden, sondern lud sein Gewehr abermals, legte es auf einen großen Stein auf und zielte lange und mit großer Vorsicht. Der Schuß ging los, und ein auf dem höchsten Kamme des Gebirges sitzender Affe rollte von Fels zu Fels bis zu einem Baume, der in einer Spalte zwischen zwei senkrechten Felsen emporwuchs. Von diesem Baum bis zum Boden der Schlucht war es wenigstens noch 50 Fuß. Dem unglücklichen Thiere waren die Hüften etwas oberhalb der Schenkel durchbohrt, und da somit das Hintertheil alle Bewegung verloren hatte, konnte das Thier sich nur noch mit den Vorderhänden an dem

Baum festhalten. Aus seiner Wunde sah man das Blut tropfenweis abfließen. Es war ein Weibchen, auf dessen Rücken sich ein Junges mit allen Zeichen einer unaussprechlichen Angst anklammerte, während die Mutter einen Nothschrei ausstieß, indem sie nach der Höhe hinaufschauete, von welcher hunderte von Köpfen zum Abgrund hinabblickten.

Der Schrecken hatte die ganze Heerde stumm gemacht, nur einige Männchen trieben sich in allen Richtungen umher, als suchten sie Hülfe für ihre verwundete Schwester, deren Kräfte sichtlich abnahmen, und deren Aechzen so kläglich tönte, daß es mich erbarmte. Ich schlug auf sie an, und nach 2 Sekunden stürzte das arme Thier mitten in ein Büschel hohen Grases zur Erde. Der Kleine, der gesund und wohl war, machte sich von der Leiche los und schüttelte sie unter Grimassen und zerreißendem Geschrei. Gabrio eilte hin, um den Jungen aufzunehmen; um ihn gegen die Steine zu schützen, welche Affen von der Höhe des Berges herab gegen ihn schleuderten, schossen Gazain und ich unsere Gewehre in die Luft ab. Der Knall entfernte einen Augenblick die Affen, und der kleine Galla kam mit seinem Gefangenen wieder zu uns. Dann erst setzte sich die ganze Heerde unter mannigfachem Geschrei wieder in Marsch, und auch wir unsrerseits setzten unsern Weg fort.

Der kleine Affe, anfangs wild und störrisch, hatte doch bald die furchtbare Scene vergessen und wurde mit seinem Beschützer vertraut. Gabrio war entzückt, und während er seinen Gefangenen wiegte, versprach er ihm tausend Süßigkeiten; dann setzte er halblaut und mit einem Blitz in den Augen hinzu: „Wir sind beide Waisen und Sklaven, werden aber vielleicht eines Tages

zur Freiheit heranwachsen! Dann gehen wir mit einander in die Kaffeewälder der Borem-Gallas (westliche Gallas), wo der Deinigen viel sind, und wer weiß?" Es war sodann die Rede davon, dem Affen einen Namen zu geben und Gazain schlug vor, ihn Abba-Bo-Guibo" zu nennen; dieß war der Name des Königs, der den Vater des kleinen Galla mit einem Lanzenstoß hatte tödten und dann ihn selbst an die Sklavenhändler hatte verkaufen lassen. Gabrio widersetzte sich, indem er richtig bemerkte, der verruchte Name klinge ihm ohnedieß oft genug in den Ohren, und er könnte das arme Thier eines Tages würgen in der Meinung, sich an dem Häuptling zu rächen. Endlich wurde der Name „Pfefferkorn" (Felfel) den man im Lande sehr häufig Kameelen und Hunden gibt, vom Abyssinier und seinem Zögling angenommen.

III.

Gegen Mittag durchzogen wir das Thal und das Dorf von Eylat, ohne zu bemerken, daß es von Einwohnern ganz entblößt war; als wir an einer andern Reihe hoher Berge ankamen, betraten wir ein Felsenthal durch das ein Bächlein strömte, welches an seiner Quelle eine sehr hohe Temperatur hat und deßhalb von den Arabern Moiat-el-Har (das Thal des warmen Wassers), von den Landeseingebornen „el Mothad" genannt wird. Als wir an den Quellen angekommen waren, die an der Oberfläche des durch Gewitterregen bloßgelegten Felsens rauchten, suchten wir eine passende Stelle, um unser Zelt aufzuschlagen, aber erst nach der Gebetstunde des Asser (um 3½ Uhr Nachmittags) kam der Rest der Karawane und das Gepäck an.

Die Kameeltreiber sahen sehr erschrocken aus, und erzählten uns, der Häuptling eines Theiles von Hamacan,*) Weld Gaber, sei mit 3000 seiner Kostanis oder abyssinischen Christen in's moslemitische Land eingebrochen. Am Morgen, setzten sie hinzu, hatte Weld Gaber einen Raubzug gegen die Heerden der Beduinenlager zu Monsa, Gatgat und Myattat ausgeführt, jetzt sei er am Dorfe Assas und marschire gegen Eylat, das wir nur eine Stunde hinter uns hatten. Man sprach von 100 Todten, und von 10,000 Stück Vieh, die geraubt worden seien. Die Veranlassung zu diesem Raubzuge war freilich gerecht; eines der Kinder Weld Gabers war vor einigen Monaten von den Beduinenstämmen geraubt und als Sklave nach der andern Seite des rothen Meeres verkauft werden.

Nun wurde eine Art Rath gehalten: die Kameeltreiber stimmten für augenblicklichen Rückzug. Selim, der Usta, der türkische Kanonier, zuckte die Achseln und rauchte ruhig seinen Tschibuk fort, nachdem er den beiden kriegführenden Theilen ohne Unterschied den allen Türken so geläufigen Ausdruck der Verachtung „pezevenkles," dessen Uebersetzung man mir erlassen möge, angehängt hatte. Der Konsularagent behauptete, nicht nur könnten die Abyssinier uns nicht als ihre Feinde betrachten, sondern er stehe auch mit ihren Anführern in Verbindung, und überdieß könnten zehn bis an die Zähne bewaffnete Männer wie wir, wenn sie den steilen Gipfel eines der benachbarten Hügel erstiegen, dem Ras-Ali**)

*) Die erste Provinz Abyssiniens, wenn man vom rothen Meere kommt.

**) Der Ras-Ali ist das Oberhaupt der Amhara, einer der drei großen Abtheilungen der abyssinischen Lande.

selbst mit 30,000 seiner Reiter Trotz bieten. So stand die Berathung, als wir am Ende des Thals einen Sandwirbel aufsteigen sahen, hinter dem es einher brauste wie ein Ozean, der den Boden erschüttert. Das Geschrei von Menschen, das Brüllen der Ochsen, das Blöken der Schafe und Ziegen begleitete die Staubwolke, welche mit furchtbarer Schnelligkeit auf uns zukam. Vertraut mit den Schauspielen des Nomadenlebens behaupteten die Kameeltreiber, es seien dieß nur die Heerden des Thals und des Dorfes Eylat, von den Hirten in die Berge getrieben, um sie dem Feinde zu entziehen; und Mohammed Kotten versicherte, wenn eine Verfolgung der Kostanis Statt fände, so würde das Kriegsgeschrei bereits den Lärm übertönen. Dieß war richtig: eine Viertelstunde nachher zogen große Heerden an uns vorüber, begleitet von Männern, die mit Schilden, Lanzen und Ebenholzkeulen bewaffnet waren, und welche die Thiere durch seltsame Rufe antrieben, wozu der an den Mund gedrückte Schild eine noch seltsamere Intonation abgab. Frauen in Ochsenhäuten, ganz nackte Kinder und große junge Mädchen, deren ganzes Kostüm in einem mit beweglichen Riemen besetzten Gürtel bestand, Alles dieß bildete um die Heerden her einen Kordon, auf daß die Thiere, welche sich entfernen wollten, leichter zurückgeführt werden konnten. Trotz des schwierigen Wegs flohen die Heerden und deren Geleit mit einer Schnelligkeit, die der bizarren Scene etwas Phantastisches gab; bald war Alles in den tief eingeschnittenen Schluchten verschwunden.

Hinter den Heerden kamen die Beduinen, etwas besser bewaffnet, zum Theil mit Luntenflinten; dieß waren die besten Leute des Stammes, die unter dem Be-

fehl des Scheich einige schwierige Engpässe vertheidigen wollten, um den Marsch des Feindes aufzuhalten. Ihr Anführer kam zu uns, faßte den Konsularagenten bei der Hand, schüttelte sie und brachte dann seine eigene Hand an die Lippen, gleichsam um die Stelle zu küssen, welche des Gegrüßten Hand berührt hatte; dabei sprach er das Wort „Ohlan" oder „Sahlan" (sei willkommen!) aus. Dieselbe Ceremonie wiederholte er ohne Unterschied bei uns Allen. Mohammed Nurrai — so hieß er — unterschied sich von den Seinigen nur durch einen etwas weißeren Taub,*) seinen rasirten Kopf (ein Beweis, daß er die jedem Mohammedaner auferlegte Wallfahrt nach den heiligen Orten gemacht hatte), endlich durch eine flache Mütze, die außen mit kleinen schiefen Vierecken von vielfarbigem Seidenzeug bedeckt war. Ein schwarzer Sklave trug sein Gewehr und seinen Säbel. Der Scheich gestand offen, daß er sich durch unsere Gegenwart als gerettet ansehe, wegen der Wirkung, die unsere Feuerwaffen auf die Kostanis hervorbringen mußten, angenommen, daß sie kämen, um die Schluchten zu durchsuchen, in deren Grund seine Leute so eben die Heerden geflüchtet hätten. Wenn er aber in dieser Beziehung ruhig war, so zeigte er um so mehr Besorgniß für seinen Bruder Fokad, einen der unerschrockensten Jäger von Samhar. „Vor drei Tagen," sagte der Häuptling von Eylat, „benachrichtigte man uns, daß eine Elephantenheerde von den Gebirgen in das eine Meile entfernte Citronenthal hinabgestiegen sei, und seit vorgestern ist er mit seinem Sklaven und seinem Dromedar draußen. Das Thier ist allerdings ein vortreff-

*) Bei den Abyssiniern der „Cuari."

licher Läufer und der Neger ein treuer Mensch, auch sind sie mit Pulver und Blei wohl versehen. Indeß bin ich nicht ohne Besorgniß; ich habe ihm zwei meiner Leute nachgeschickt, aber diese sind zurückgekehrt, ohne ihn getroffen zu haben. Ich fürchte, er ist den Elephanten aus dem Citronenthal in das von Massonai gefolgt, wohin diese Thiere wahrscheinlich geflüchtet sind; die Hunde von Kostanis nehmen bei ihrer Rückkehr den Weg wahrscheinlich über Achuar und dann treffen sie Fokad unterwegs. In diesem Falle ist mein Bruder, der schon so viel von den Ihrigen getödtet hat, verloren."

Im selben Augenblick kam ein Beduine keuchend heran; es war dieß eine der Wachen, die der Scheich auf den Höhen ausgestellt hatte, um die Bewegungen des Feindes aufzuspähen. Die Abyssinier hatten bereits den nicht sehr entfernten großen Waldbach am Eingang des „Thals der warmen Wasser" überschritten, aber nur 200 Mann stark; die größere Masse hatte sich nach Achuar gewendet. Dieß war gerade, was Mohammed Nurrai fürchtete. „Gott erbarme sich über meinen Bruder!" rief der Scheich, der nichts mehr hörte, und dessen Gesicht eine furchtbare Aufregung verrieth. Vergebens suchten wir ihn zu trösten. Eine Viertelstunde verfloß, und ein zweiter ausgestellter Posten erschien. Die Abyssinier waren ganz nahe, und vor ihrem Vortrab zogen sich die zur Spähe ausgestellten Beduinen von Hügel zu Hügel zurück.

„Allah und sein Prophet mögen uns beistehen!" riefen die Moslems, indem sie sich zum Kampfe rüsteten, d. h. ihre Taubs um den Körper wickelten, so daß nur Beine und Arme frei blieben, alles andere aber in ziemlich dichten Falten eingehüllt war, um einen Lanzen-

stoß zu brechen. Jeder packte fest seinen Schild mit der linken Faust, schwang seinen Wurfspeer mit der Rechten, und nun begann ein Kriegstanz, bei dem jede Bewegung ein Sprung an Ort und Stelle oder zur Seite war, wie um den Hieben und Stößen des Feindes auszuweichen. Während des Tanzes schrie jeder seinen Namen und den seines Vaters mit Begleitung von ziemlich lobrednerischen Beisätzen, dann kam die Aufzählung der Thaten des Stammes, der Familie, des Einzelnen. Von Zeit zu Zeit wurde dieser Heldenbericht von Kriegsrufen unterbrochen, einem wilden Geheul, ähnlich dem Gemisch von Löwenstimmen und Hyänengeschrei. Wir unsrerseits waren etwas vor die Beduinen hinausgetreten, setzten uns mitten im Thale auf den Sand nieder, mit Kugeln und Zündhütchen zur Hand, um keine Zeit zu verlieren, wenn es nöthig sein sollte, Feuer zu geben.

Endlich erschienen die Abyssinier, und rückten vor in mehreren Reihen, welche die ganze Breite der Schlucht einnahmen. Ihr Kostüm unterschied sich von dem der Beduinen nur dadurch, daß sie gleich einem Pelz eine Luchs- oder Pantherhaut, einige auch ein ungegerbtes Schaffell um den Hals trugen. Die Felle waren in ziemlich breite Streifen zerschnitten, die auf den linken Arm herabfielen, und in dem Tanze, der in Abyssinien zu jedem Kampfe das Vorspiel bildet, sich wie Schlangen um den Kopf des Kriegers bewegten. Von beiden Seiten begann man nun Schimpfreden gegen einander auszustoßen, und es war augenscheinlich, daß wir einen jener homerischen Kämpfe, wo jeder Lanzenstoß und Schwerthieb von höhnischen Bravaden begleitet war, zu gewärtigen hatten. Damit wir aber Herren unserer Bewegungen blieben, durften wir die obwohl zahlreichen

doch nicht sehr furchtbaren Angreifer nicht näher kommen lassen; wir sahen zu unserer Freude, daß nur Ein Abyssinier mit einem Schießgewehr bewaffnet war. Deshalb ließ ihnen der Konsularagent durch einen unserer abyssinischen Diener bedeuten, sie möchten sich sogleich zurückziehen, wenn sie nicht einen guten Theil der Ihrigen zum Mahl für die Hyänen auf dem Boden wollten liegen lassen. Dieser Forderung folgte die Antwort: die Weißen seien Christen, somit dürften sie*) nicht gegen sie kämpfen und den Moslems beistehen. „Allerdings," entgegnete der Dolmetscher; „aber die Weißen lieben nicht die Räuber, selbst wenn sie Christen sind, zumal wenn sie so nahe bei ihrem Zelte sind. Geht fort, ich rathe es Euch, der ich selbst ein Kostani bin, wie Ihr!"

Man mußte zum Schluß kommen, denn von beiden Seiten erhitzten sich die Köpfe; wurden nur einige Tropfen Blut vergossen, so brach all der glühende Haß, den die beiden feindlichen Racen seit 12 Jahrhunderten gegen einander hegen, in voller Wuth los. Während übrigens die Abyssinier mit unserm Diener parlamentirten, nur um unsere Neutralität zu gewinnen, suchten einige von Fels zu Fels sich fortzuschleichen, und der, welcher ein Gewehr hatte, erstieg eine Anhöhe, von der herab er uns überblicken konnte. Sobald wir die Lunte in seinen Händen rauchen sahen, wurden zwei oder drei Gewehre auf ihn angeschlagen, und auf dieß bloße Zeichen floh der Kostani, indem er auf dem Rücken die

*) Die Abyssinier bekennen sich zu einem Christenthum, das aber ganz und gar zerfallen und in bloße Ceremonien aufgelöst ist.

Anhöhe hinabrutschte; das war ein gutes Zeichen. „Amen! Amen!“ riefen diese Leute, die so tapfer waren, so lange sie nur mit Moslems zu thun hatten, die aber wußten, daß schon unter unserer ersten Salve ein Theil der Ihrigen fallen müßte. Keiner von uns schoß; aber da die schrecklichen Gewehre nicht abgesetzt wurden, so entstand eine allgemeine Flucht, und die Beduinen blieben zwar hinter uns stehen, verfolgten aber die Flüchtlinge mit ihrem Hohngeschrei. Von diesem Augenblicke an konnten wir ruhig schlafen. Weld Gabor wußte wohl, daß die Stämme, die er geplündert, sich bald zu einem Angriff gegen ihn vereinigen würden, er mußte also vor der Nacht in die Berge zurück sein, und die Dunkelheit benutzen, um die Beute in Sicherheit zu bringen. Nichtsdestoweniger waren die Araber, die wir so eben gerettet hatten, wohl auf ihrer Hut, und stellten auf den Anhöhen wieder Vorposten aus; doch war diese Vorsicht unnütz, denn die Abyssinier kamen nicht wieder.

IV.

Mohammed Nurrai, der uns einen Augenblick verlassen hatte, kam in Kurzem wieder, und trieb zwei Schafe vor sich her, die er uns zum Geschenk machte, während seine Leute in innen ausgetheerten Kuff's Milch brachten. Nachdem der Scheich diese Pflicht der Gastfreundschaft erfüllt hatte, setzte er sich finster und stumm zur Seite, augenscheinlich mit der Gefahr seines Bruders beschäftigt. Die Nacht wurde finster und regnerisch. Plötzlich machte der Scheich ein Zeichen, daß Alle schweigen sollten, horchte eine Zeit lang mit vor-

gebeugtem Kopf und endlich bezeichnete sein Finger einen Punkt am Horizont. Wir horchten gleichfalls und nach einigen Sekunden vernahmen wir in großer Entfernung einen Gewehrschuß. Mohammed Nurrai sprang auf und rief: „Herbei, ihr Söhne Naibs!“ Die Beduinen drängten sich um ihren Häuptling. „Ich habe das Gewehr Fokads in dieser Richtung vernommen, er muß im Kampfe mit seinen Feinden sein. Wer zieht ihm zu Hilfe?“ — „Wir Alle!“ rief's mit Einem Munde, und Mohammed Nurrai entfernte sich rasch mit seiner Schaar.

Um uns gegen einen Ueberfall zu schützen, sowohl von Menschen als von Thieren, welche in der Dunkelheit nach dem Wasser gehen, wurde beschlossen, daß zwei Schildwachen aufgestellt werden sollten, um die Feuer zu unterhalten, deren Schimmer auf hundert Schritte um uns her Alles erhellte. Diese Posten mußten sich von Stunde zu Stunde ablösen, und da für solche Nachtwachen auf die Eingebornen nicht sicher zu zählen ist, so kam an uns der Dienst ausschließlich. Indeß wurden die Wachen erst spät in der Nacht ausgestellt, denn Niemand dachte vorerst an den Schlaf, und die Beduinen, um unsern Kameeltreiber her auf dem Boden hockend, hörten ihm zu, wie er die Saiten seiner Lyra bearbeitete, und allerlei Lieder sang. Als aber der Regen zu fallen begann, suchte Jeder sein Obdach, und das eintönige Geräusch der fallenden Tropfen brachte bald alle anderen Stimmen der Wüste zum Schweigen.

Als der Tag erschien, hatte der Regen aufgehört, die Sonne erhob sich strahlend am Himmel, nach zwei Stunden war der Boden trocken und wir setzten uns wieder in Marsch. Am Abend hatten wir eine Gazellenjagd verabredet; es handelte sich darum, das Thal des

warmen Wassers hinaufzugehen, das 2 Stunden aufwärts, von der Ebene von Assur nur durch eine schmale Kette getrennt war. Jenseits der Kette war ein langes, an mehreren Stellen ein Paar Stunden breites Thal, das mit einem wahren Wald von 5 bis 6 Fuß hohen Segalbüschen bedeckt war. Zwei Wildbäche schlängelten sich durch diesen Zwergwald, und nur hier und da bezeichneten höhere Bäume den Lauf der ephemeren Flüsse. Es mochte 10 Uhr sein, als wir den ersten derselben erreichten, und auf seinem Sande zahlreiche Spuren einer Arobatheerde*) entdeckten. Die Gazellen ziehen die breiten Wege ausgetrockneter Flüsse den schmalen Pfaden durch den Dickicht vor, wo Löwen, Panther, Leoparden und mehrere Luchsarten ihnen auflauern. Wir jagten Haselhühner und Beni-Israil vor uns her, aber Niemand kümmerte sich um sie. Indeß verfloß die Zeit, und die Gazellen ließen sich nicht blicken. Gazain war sichtlich unzufrieden. Endlich entdeckte er, daß das Flußbett sich spalte, und er vermuthete mit Recht, daß die beiden Arme eine Insel umschlössen, auf der die Gazellen sich verborgen hielten. Auf Gazain's Anordnung zogen wir links und rechts im Flußbette fort, während er selbst auf dem Bauch wie eine Schlange sich in die Mitte hineinstahl. Alles dieß hatte eine ziemliche Zeit erfordert, und ich begann schon ungeduldig zu werden, als ich auf einmal eine Gazelle sich aufrichten und nach der Richtung sich wenden sah, woher der Abyssinier vordrang. Bei einer neuen Bewegung Gazains, die vermuthlich ein Rascheln trockener Blätter zur Folge hatte,

*) Der arabische Name für die eine Gazellenart, der andere heißt Schukan.

verrieth sich die Unruhe der noch unbeweglichen Gazelle durch einen Schrei, ähnlich dem Geräusch, das ein Mensch beim Husten macht; plötzlich erhoben sich auch die andern Gazellen, der Ruf pflanzte sich fort, und die fünf Minuten zuvor noch unsichtbare Heerde war auf den Füßen. Ueber 300 Arabats waren auf dieser frischen grünen Insel, die durch die Gipfel großer Bäume mit starkem Schatten bedeckt war, beisammen. Die Gazain zunächst stehenden hielten sich unbeweglich, die weiter rückwärts befindlichen bäumten sich vor Ungeduld, und stampften mit den Vorderfüßen den Boden. Die alten Männchen mit langen gewundenen Hörnern und fast weißem Fell hatten die Größe eines Kalbs, andere die von Ziegen; es war ein schöner Anblick. Als aber Gazains Schuß krachte und andere Schüsse gleich nachfolgten, als die ganze Heerde brüllend vor Schrecken floh, die Hörner auf den Hals zurückgelegt und die vier Füße auf einen Raum nicht größer als die Hand zusammenzogen, um sie loszuschnellen wie eine Stahlfeder; da war der Anblick dieser zierlichen Thiere wirklich bewundernswerth.

Wir hatten vier niedergestreckt, und einige andere sahen wir hinter der Heerde sich fortschleppen; Niemand versuchte, sie zu verfolgen, und sie wurden sicherlich die Beute der Panther. Wir liefen nach denen, die auf dem Platze liegen geblieben waren: zwei lebten noch, wälzten sich in ihrem Blut, und Thränen rannen aus ihren Augen; es erweckte in der That Mitleiden, ihre letzten Klagen unter dem Messer Gazain's zu hören, der ihnen die Kehle durchschnitt, ehe er sie ausweidete. *)

*) Man findet bei den Abyssiniern noch viele Spuren des Judenthums, das vor Einführung des Christenthums die Reli-

Der Abyssinier selbst war bewegt, und jedes Mal, wenn er sein Geschäft wiederholte, entfuhr ihm, wie eine Art Gewissensbiß, das Wort: meskin! was so viel als „armes Thier" bedeutet.

Um das Thal des heißen Wassers wieder zu erreichen, muß jeder von uns abwechselnd ein Stück Wild tragen, und erst nach einer starken Stunde trafen wir einen Beduinen, der uns seinen Esel vermiethete, dem alle vier Stücke aufgeladen wurden. Es mochte 2 Uhr Nachmittags sein, als wir in unserem kleinen Lager ankamen. Ermüdet von der Hitze und der Aufregung und zufrieden mit der gewonnenen Beute freute sich Alles der Ruhe, und Niemand hatte Lust, die Jagd noch fortzusetzen. Der Rest des Abends verging unter dem Zelt mit Rauchen und Schwatzen.

Etwas vor Sonnenuntergang umwölkte sich der Himmel, und bald begann ein feiner aber hartnäckiger Regen, der erst am zweiten Tag aufhörte, und uns während dieser ganzen Zeit unter dem Zelte gefangen hielt. Der Boden war zu tief aufgeweicht, als daß wir mit Erfolg hätten die Jagd fortsetzen können. Andrerseits hatten unsere Leute keinen andern Schutz gegen den Regen, als ein Dach aus Zweigen, und in diesem Zustande durften wir sie nicht länger lassen, wenn wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollten, sie erkranken zu sehen. Am Abend des dritten Regentages zogen wir also nach dem Dorfe Eylat, wo wir sicher sein konnten, leere Hütten zur Unterkunft für die Nacht zu finden.

---

gion des Landes gewesen war; so essen sie z. B. das Fleisch keines Thiers, das sie nicht selbst getödtet haben, oder das erstickt wäre und nicht verblutet hätte. Wie bei den Juden sind auch bei den Abyssiniern Gänse, Enten und Hasen unreines Fleisch.

Eine Trauerscene erwartete uns hier: mitten in dem Kreise, wo die Hütten der Beduinen standen, tanzte eine Schaar fast nackter Frauen mit fliegenden Haaren um eine Alte her, deren Gesicht mit Staub beschmutzt war. Diese Frauen beweinten den Tod Fokads, des Elephantenjägers. Die Mutter des Todten hielt einen bloßen Säbel in der Hand, und wenn das Geschrei des Chors inne hielt, stimmte sie in einem trübseligen Rhythmus einige Verse an, in denen sie die Geschicklichkeit des Jägers, die Tapferkeit und Kämpfe ihres Sohnes gegen die Abyssinier pries, ein Klagelied, in das die unglückliche Mutter die Ausdrücke ihrer Verzweiflung mischte. Wenn das Schluchzen ihren Gesang hinderte, begann der Chor wieder zu heulen, und um die Mutter des Todten herumzutanzen. Hier, wie im ganzen Orient und wie bei den Alten, gibt der Tod eines Mitglieds der Familie ebenso wie die Geburt eines Sohnes Anlaß zu einem Gastmahl, worin die Lebenden dem Todten Lebewohl sagen. Mohammed Nurrai hatte zehn Kameele für diese Leichenfeier, welche in der Nacht beginnen sollte und wozu er das ganze Dorf eingeladen hatte, schlachten lassen. Obwohl mit der Aufsicht der Zubereitungen beschäftigt, fand er doch einen Augenblick Zeit, um uns einen Besuch abzustatten, da nichts, selbst nicht die Trauer, ihn von den Pflichten der Gastfreundschaft gegen uns lossprach.

Wie oben erwähnt, hatte Mohammed Nurrai nach dem Rückzug der Räuber uns in dem Augenblicke verlassen, wo ferne Gewehrschüsse im Gebirge sich hören ließen. In einigen Stunden erreichte er mit seinen Leuten das Thal, das neue Gewehrschüsse ihm als den Schauplatz des Kampfes zwischen Fokad und den Abys-

siniern bezeichneten. Indessen hatten die Schüsse seit geraumer Zeit aufgehört, was seine Besorgnisse nur vermehrte. Als der Häuptling von Eylat mit seinen Begleitern am Eingang des Thals anlangte, hatten sie gut rufen, es erfolgte keine Antwort, und selbst das Echo schwieg. Während sie herumirrten, störten sie eine Hyäne auf die sie nicht sahen, die sie aber klagen hörten als sei sie unwillig, ihre Beute verlassen zu müssen. Mohammed Nurrai konnte sich des Gedankens nicht enthalten, es sei vielleicht die Leiche seines Bruders, die sie verzehre, und dieser Gedanke machte ihn schaudern. Etwas weiterhin stieß er an Etwas auf seinem Wege an, und fiel über ein todtes Kameel, das noch ganz gesattelt war, und ein Geschirr trug, welches der unglückliche Scheich bald erkannte; es war das Dromedar Fokads. Die Beduinen stießen einen Schrei der Wuth aus, in Mohammed Nurrai aber entbrannte, nach Maßgabe, als die Gewißheit des Todes seines Bruders ihm klar wurde, ein wüthender Haß gegen dessen Mörder, der dem Schmerze wenig Raum ließ. Die Nachforschungen dauerten fort, führten aber wegen der Dunkelheit zu keiner ferneren Entdeckung. Erst mit anbrechendem Tage fand ein Beduine in geringer Entfernung von dem Dromedar die Hälfte einer gebrochenen Säbelklinge, und etwas weiterhin den Körper von Fokad's Begleiter. Dieser Körper war in der abscheulichen Weise verstümmelt worden, mit der Abyssinier und Gallas stets gegen den besiegten Feind verfahren. Zwei Lanzenstöße hatten seine Brust geöffnet, der Boden umher war zusammengetreten und wenn er keine Blutflecken zeigte, so lag der Grund darin, daß der Regen sie abgewaschen hatte. Einer legte die Hand auf das Herz des Sklaven,

und bemerkte, daß es noch schlug; man richtete ihn auf, um die durch den innern Blutausbruch gedrückte Lunge zu befreien; so kam der Neger wieder zur Besinnung, und konnte kurze Andeutungen über die Vorfälle des gestrigen Tages geben. Wie man vermuthete, hatten die abyssinischen Kostanis Fokad erschlagen; der Kampf war kurz gewesen. Das Dromedar, auf welchem Fokad und der Sklave saßen, war, statt den Jäger durch die Flucht zu retten, in den dichtesten Haufen der Abyssinier hineingerannt, und in wenigen Augenblicken war auch Fokad mit seinem Begleiter unter den Lanzen der Feinde gefallen. Durch die Andeutungen des sterbenden Sklaven geleitet, fand Nurrai den entseelten Körper seines Bruders.

Der Scheich hatte uns diese Einzelheiten mit bewegter Stimme erzählt, und seinen Bericht kaum geendet, als trotz der Mühe, die er sich gab, seine Thränen zurückzuhalten, ihm einige Tropfen über die Wangen rollten. Er beeilte sich, sie zu trocknen, bezwang seinen Schmerz, und sagte: Es war so geschrieben! Der Engel des Todes schont keinen Menschen, nicht den Säugling, nicht die Mutter, nicht den Mann, nicht das Kind. Aber wehe denen, die ihre Hand legten an Fokad, die nur einen Tropfen seines Blutes auf ihrem Haupt haben!"

Wir sahen unsern Zug als beendigt an. Zum Vergnügen einer Gazellen- und Affenjagd war für uns jetzt die Gefahr eines Kampfes mit den Christen Abyssiniens gekommen. Nichts hielt uns zurück in den Wüsten von Massowah, und wir kehrten augenblicklich nach der Stadt zurück, um dort das Weitere zu berathen.

Fünfter Abschnitt.

Aus Dr. Knoblecher's Entdeckungsreisen im innern Afrika 1849 und 1850.*)

Afrika ist bis auf den heutigen Tag der „Welttheil der Geheimnisse" geblieben. Die Räthsel der Nilquellen, des Mondgebirges, der Goldstaubländer, des Einhorns — sind noch immer ungelöst geblieben, und mancher kühne Reisende hat über ihrer Lösung sein Leben eingebüßt. Unter allen Entdeckungsreisenden gebührt aber dem Generalvikar der katholischen Centralmission für Inner-Afrika Dr. Ignaz Knoblecher der Ruhm, am weitesten in das geheimnißvolle Innere des gewaltigen massenhaften Erdtheils vorgedrungen zu sein. Er ist dem unbekannten Nilursprung am nächsten gekommen, aber er hat zugleich sich das höhere Verdienst erworben, mit den fernsten wilden Völkern einen freundschaftlichen Verkehr angeknüpft und den Grund zu einem Missionsposten am Ufer des weißen Flusses **) im Lande der Bary-Neger gelegt zu haben. Möge es dem Eifer des

*) Vergl. A. A. Z. 1850. Nr. 359.

**) Bekanntlich heißen die beiden großen Quellflüsse des Nil der weiße Fluß (Bahr-el-Abiad) und der blaue Fluß (Bahr-el-Azrek.)

trefflichen Mannes gelingen, durch Wort und Beispiel den Samen des Evangeliums und damit der Bildung unter jenen empfänglichen Wilden auszustreuen, und dem Verderben entgegen zu arbeiten, das die türkischen Sklavenjäger früher oder später unter diese Naturvölker bringen würden. Die größten Hindernisse des Vordringens in das innere Afrika sind nicht die Gefahren des Klima's, nicht die Schwierigkeiten der Beschiffung eines so unregelmäßigen Strombettes wie des Bahr-el-Abiad voll seichter Stellen, Klippen und Stromschnellen, nicht der feindselige Haß der heidnischen Neger, noch die Tapferkeit einiger tief im Süden wohnenden Völkerschaften, sondern der gewaltthätige und grausame Charakter, die Treulosigkeit und Falschheit der Türken im Sennaar, welche als Händler und Räuber mit den Schwarzen verkehren. Alle jene heidnischen Neger, welche jenseits der Grenzen des ägyptischen Paschahreichs wohnen, selbst die Schillukh, die Zhir und Bor-Neger waren einst harmlose friedliche und gegen die Weißen nicht unfreundliche Menschen, bis sie durch die brutalen türkischen Plünderungen und Menschenjagden die weißen Männer fürchten und hassen lernten. Die türkischen Schiffsleute, welche alljährlich nach den Negerländern fahren, um Elfenbein, Goldstaub und Sklaven gegen Glasperlen einzutauschen, sind zugleich die geschworenen Feinde der gebildeten und uneigennützigen europäischen Reisenden. Sie wissen, daß sie in deren Gegenwart ihr Handwerk nicht mit der offenen Schändlichkeit treiben können, wie sie es gewohnt sind, fürchten auch wohl Anklagen bei dem Paschah, und suchen daher den freundlichen Verkehr von Europäern mit den Negern auf alle Weise zu hintertreiben.

Dr. Knoblecher's Reisetagebuch gibt über die Ränke dieser Türken merkwürdige Aufschlüsse. — Der Plan des Vikars war, das Land der Bary-Neger zu besuchen, und wo möglich dort einen Missionsposten zu gründen. Er hatte von einem jungen Schwarzen dieses Volksstammes in Chartum die Bary-Sprache ein wenig erlernt. Der einzig günstige Monat zur Reise nach den Negerlanden ist der November, wegen der Regelmäßigkeit der Nordwinde und des günstigen Wasserstandes. Um diese Zeit schickt der Pascha des Sennaar gewöhnlich seine Handelsschiffe ab. Am 13. November 1849 reiste Vikar Knoblecher mit den Missionaren Don Angelo Vinco und Don Emanuel Pademonte auf einer jener türkischen Segelbarken, welche die Reise immer in Gesellschaft zu machen pflegen, von Chartum ab. Haled Pascha, der türkische Statthalter, hatte nach langem Zögern und vielen Einwendungen sich bewegen lassen, den türkischen Schiffsleuten Artigkeit gegen die Missionare zu empfehlen. Das von den Reisenden gemiethete Schiff war in der kleinen Flotille von sieben Fahrzeugen der leichteste Segler und flog allen übrigen voran. In der Nacht, welche dem ersten Reisetag folgte, erblickten die Reisenden am tiefblauen Himmel zum ersten Mal das südliche Kreuz. Ein halbes Jahrhundert früher hat dieses Sternbild mit seinem ruhig „planetarischen Lichte" unsern Humboldt auf dem Weltmeere in eine hochbegeisterte Stimmung versetzt.

Unter dem 20° 10′ nördl. Breite verließen die mit frischem Nordwind segelnden Schiffe die äußerste Südgrenze des weiten Ländergebietes, das unter der Botmäßigkeit des Pascha von Aegypten steht. Das linke Stromufer ist von Bakkara-Arabern, das rechte von den

schwarzen Dinka-Stämmen bewohnt; auf den mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckten Flußinseln hausen die heidnischen Schilluk-Neger. Prächtige Urwälder, tausendjährige Bäume mit schirmförmigen Wipfeln bedecken Stromufer und Inseln. Glänzende Vögel flattern, lustige Affen springen von Ast zu Ast, während die unförmlichen Nilpferde brausend und schnarchend um die Barken schwimmen, Kopf und Rücken aus dem Wasser emporheben nnd dann mit gewaltigem Geplätscher wieder untertauchen. So wenig scheu die Thiere in diesen einsamen Stromwildnissen sind, so furchtsam zeigen sich die wenigen Menschen, die den Reisenden begegnen. Fast allenthalben, wo die Barken landeten, flohen die Eingeborenen, und ließen Hütte und Habe im Stich. Dr. Knoblecher hatte außerordentliche Mühe, die Zerstörungsgelüste der türkischen Schiffsleute, so oft sie ein verlassenes Dorf erreichten, im Zaum zu halten. Er konnte nicht hindern, daß ein Türke aus bloßem Uebermuth auf einer Insel der Schilluth eine Rohrhütte in Brand steckte. Ein armer Knabe, der darin schlief, starb an den erlittenen Brandwunden. Mit Mühe konnte der Missionar die Bestrafung des Schuldigen bei dem Führer der Schiffsexpedition durchsetzen.

Nach einer Fahrt von 14 Tagen erreichte die Expedition die festen Ufersitze der Schilluth-Neger, die man bisher nur auf den Flußinseln gesehen hatte. Diese Neger bilden ein zahlreiches Volk, das nach der Schätzung der Bakkara-Araber 7000 Dörfer bewohnen soll; ihre Gesammtzahl schätzt Knoblecher auf 2 bis 3 Millionen Seelen. Die Ortschaften sind in der Regel groß und liegen nahe beisammen. Die Hütten von Rohr und Lehm sind regelmäßig und fast zierlich gebaut, bilden

von kugelförmigen Dächern überragt, große Vierecke, und verrathen sogar einen gewissen architektonischen Geschmack. Es ist merkwürdig, daß dieselbe Grundform des Hüttenbaues bei allen Negervölkern die gleiche ist, und am Niger und Senegal ebenso wie am Nil gefunden wird, obwohl diese Völker in gar keinem Verkehr stehen und sich niemals berührt haben.

Seitdem Kaka, die Residenz des Oberhauptes der Schillukh, von den Türken überfallen, geplündert und zerstört worden, hat der Häuptling seine Residenz nach der Ortschaft Tenab verlegt. Die Lage derselben unweit des Nils ist eine der schönsten und fruchtbarsten. Auch das Klima scheint nicht ungesund zu sein — davon zeugt der kräftige Körperbau der Eingeborenen. Die Schillukh gehören wie die Gallas zu der schönen Negerrace; sie haben weder die mißgeformten Leiber noch die affenartige Gesichtsbildung, welche der äthiopischen Race des westlichen Sudan eigen ist. Es sind hohe, fast zu schlanke Gestalten, deren Körperbau mehr zum raschen Lauf als zu starker Handarbeit geeignet ist. Die Männer nehmen nach ihrem Vermögen, bis sechs Frauen, welche in getrennten Hütten wohnen, Tabak rauchen und die häuslichen Arbeiten verrichten. Die Männer bearbeiten die Durrafelder, führen die Heerden auf die Weide, gehen auf Jagd- und Fischfang aus, und sind fast immer außer dem Hause.

Die Expedition gelangte bis zum 10° nördl. Breite, ohne einen andern Unfall, als daß ein heftiger Wirbelwind in der Mittagsstunde des 18. Novembers den Mast des Schiffes knickte. In einem so baumreichen Lande brachte dieser Verlust keine Verlegenheit. Man ankerte an einer Insel, hieb einen Baum um und zim-

merte einen neuen Mast. Die Insel glich einem schönen Hain, war nebst dem hohen Mantel des Waldgrüns noch mit einem prächtigen niederen Pflanzenteppich bekleidet. Inmitten der Schilfpflanzen lebte eine Republik von Wasservögeln, worunter der hochbeinige afrikanische Storch und der heilige Ibis der Aegyptier. Mitten durch ihren kreischenden Stimmenchor hörte man die Baßtöne der Riesenfrösche.

Am 28. November traf die Expedition zum ersten Mal mit Negern zusammen. Der Versuch mit ihnen in Verkehr zu treten, wollte anfangs nicht glücken. Der Dolmetscher Mohammed Aga, ein geborener Dinka-Neger, wurde zurückgewiesen. Bald darauf aber erschien am linken Ufer ein mit Lanzen bewaffneter Negerhaufen, mit dem es endlich gelang einen Handel abzuschließen. Der einzige Gegenstand, für welchen man bis jetzt den Negern eine große Leidenschaft beizubringen vermochte, ist das Glas in verschiedenartigsten Farben und Formen als Schmuck und Geschmeide. Diese Schilluk waren bereit, gegen Glaswaaren eine Anzahl Ochsen zu liefern. Kaum war der Handel geschlossen, so liefen die Schwarzen mit unglaublicher Schnelligkeit davon, um die Thiere herbeizuholen. Die Männer liefen wie die Gazellen in großen Sprüngen, wobei die schlanken Leiber und langen Beine gut zu Statten kamen. Als das Vieh abgeliefert und der glasige Schmuck bezahlt war, faßten die Neger so viel Muth, sich den Barken schwimmend zu nähern. Mit dem Dolmetscher plaudernd blieben sie so lange, bis die Ochsen geschlachtet waren.

Tags darauf wurde bei der großen Ortschaft Waw Halt gemacht. Die Bevölkerung zeigte keine Furcht.

Die Männer waren nackt vom Scheitel bis zur Zehe, die Weiber aber ziemlich anständig verhüllt mit einem Schafpelz, der über die Schulter befestigt bis zu den Knieen reichte. Die Schiffe versahen sich mit Elephantenzähnen — ein Handelsartikel, welcher bei den Schillukh in den Händen des Königs ist.

Am 2. Dezember schifften die Reisenden an der Mündung des Zobat vorüber, eines der beträchtlichsten westlichen Zuströme des weißen Nils. Die Breite dieses Flusses an der Stelle, wo er sich in den Bahr-el-Abiad ergießt, beträgt gegen 200 Meter, also über 600 Fuß. Sein Wasser hat einen reineren Geschmack als das Nilwasser.

Tags darauf fuhren die Barken an einem Mimosenwald vorüber, in welchem eine Heerde von Giraffen weidete. Die kolossalen Thiere streckten ihre Hälse neugierig empor, ihre Köpfe ragten über die Wipfel der Bäume. Eine Weile betrachteten sie verwundert die mit vollen Segeln sich nähernden Schiffe. Als aber die Fahrzeuge noch näher kamen, gab eine alte Giraffe das Signal zur Flucht, und die übrigen folgten in gewaltigen Sätzen. Weiterhin sah man in der Nähe des Wassers achtzehn Elephanten gelagert, die im hohen Grase zu spielen schienen. Beim Anblick der Schiffe hoben sie ihre Rüssel empor, spritzten damit Wasser in die Luft und bewegten die klaffenden Ohren. Auf ihren Köpfen und Rücken saßen in aller Gemüthlichkeit weiße Reiher. Solche Vertraulichkeit zwischen so verschiedenen Thiergeschlechtern, den plumpen Dickhäutern und den schlanken leicht beschwingten Watvögeln ist im Süden nichts Seltenes. Schon im südlichen Europa sieht man Raben und Aasgeier vertraulich auf dem Rücken wei-

dender Schweine und Büffel, die sie gern zu dulden scheinen.

Jenseits des neunten Grades ändert sich der Naturcharakter. Die Wälder und prächtigen Tropenpflanzen verschwinden. Der morastige höchst ungesunde Boden ist mit hohem Gras bedeckt, dessen scharfe und stachlige Halme bis über das Ufer sich in das Strombett senken, und das Landen, ja oft auch die Schiffahrt erschweren. Die mit bösartigen Dünsten geschwängerte Luft ist mit zahllosen Schnacken und großen Schwärmen von Bremsen angefüllt, auf deren Stich gewöhnlich Blut fließt. Statt der großen Ortschaften des Schillukhlandes sieht man nur einzeln stehende Hütten oder höchst elende kleine Dörfer. Dieses traurige Landschaftsbild dauert bis zum siebenten Grade fast ohne Unterbrechung. Die Noer- und Kyk-Neger bewohnen diese unglücklichen Ufer. Ihr trübseliger Charakter entspricht dem Klima und der trostlosen Natur. Es hielt sehr schwer, von diesen Völkerstämmen Elephantenzähne zu bekommen, denn die Türken hatten in früheren Zeiten hier Räubereien begangen, Knaben und Mädchen geraubt und damit die Bewohner für lange Zeit scheu und mißtrauisch gemacht. Von den Noern wollte sich keiner den Schiffen nähern, von den Kyk kamen nur wenige. Letztere erzählten, daß ein angesehener Kogiur (Wahrsager) im Lande umherziehe, der seinen Landsleuten verbiete Elephantenzähne auszutauschen und mit den Türken zu verkehren. Jeder, der dawider handle, sei mit dem Tode bedroht. Auf diese Nachricht hin hielten die türkischen Schiffsleute Rath, ob sie das Dorf, in welchem der Kogiur wohne, nicht überfallen sollten, um sich des einflußreichen Wahrsagers zu bemächtigen. Doch gegen

diesen Plan, der nicht ohne Blutvergießen auszuführen war, ward von den Missionaren Einsprache gethan. Die Türken gaben ihren Vorstellungen nach aus Furcht, der Vikar Knoblecher möge sie beim Pascha verklagen. So reichte dießmal die Gegenwart christlicher Missionare hin, daß der dießjährige Zug der Moslem weniger grausam war.

Am 22. Dezember erreichte die Expedition das Dorf Angwen, wo der Häuptling der Kyk residirte. Derselbe zeigte sich gegen die weißen Männer freundlich und zuvorkommend, denn seine Einsetzung als Oberhaupt verdankte er dem Einfluß eines Europäers, der zwei Jahre zuvor in diese Gegenden gekommen war, als gerade Anarchie (Gesetzlosigkeit) unter den Negern herrschte. Dem ältesten der Missionare, welcher einen weißen Bart und Augengläser trug, bezeigte der Häuptling ungewöhnliche Ehrfurcht, und küßte ihm öfters die Hand. Als man ihn nach dem Grund dieses Benehmens fragte, sagte der Mann: die Gestalt des Missionars erinnere ihn lebhaft an einen ihrer gefeiertsten Wahrsager. Während sonst die Wilden nur um Schmucksachen und Talismane betteln, bat dieser Schwarze den Missionar, den er für einen weisen und mächtigen Zauberer hielt, um Erfüllung von vier Wünschen. Der erste Wunsch des Negerhäuptlings war: daß er viele Kinder erzeuge; der zweite, daß die Feinde, welche seinen Vater getödtet und ihn selbst verwundet hatten, sterben sollten; der dritte, daß er bei jedem Strauße Sieger bleibe; der vierte, daß seine Kopfwunde heilen möchte. Der letzte Wunsch konnte ihm erfüllt werden, indem die Missionare die eiternde Wunde wuschen und mit einem Pflaster bedeckten. Doch schien ihm gerade

an der Gewährung dieſes Wunſches am wenigſten gelegen, und er zeigte ſich erſt zufrieden, als ihm der Vikar ein Muttergottesbild um den Hals hing, das er als einen Talisman gegen das Unglück betrachtete.

Im Süden der Kykſtämme wohnen die Helyab. Sie ſind weniger ſcheu als die nördlichen Völkerſchaften, da ſie mit den Türken in weit ſeltenere Berührung kommen. Dennoch verbargen ſie ihre Kinder, aus Furcht, daß man ſie rauben möchte. Unter dem 6° 16′ nördl. Breite theilt ſich der weiße Nil in zwei Hauptarme. Hier trennte ſich die Expedition. Vier Fahrzeuge, worunter die Barke des Vikars, fuhren den öſtlichen, die drei andern den weſtlichen Flußarm hinauf. Kurz vor ihrer Trennung ankerten die Schiffe noch vor einem Dorfe der Helyab, welches ſogleich von den fliehenden Bewohnern verlaſſen wurde. Die Urſache dieſes Schreckens war erklärlich, denn einige Jahre zuvor hatten die türkiſchen Schiffer in dieſer Gegend ein Dorf niedergebrannt. Je weiter die Schiffe nach jenen Gegenden ſteuerten, wo der Verkehr zwiſchen ſchwarzen und weißen Männern ſelten iſt und daher weniger Gräuel verübt werden, um ſo freundlicher, zutraulicher, gemüthlicher war das Benehmen der Eingeborenen.

Am 31. December erreichte die Expedition das Land der Zhir-Neger. Dieſe Wilden wie ihre ſüdlichen Nachbaren die Bary-Neger waren ihrer Tapferkeit willen von den Türken geſchont worden. Beim Anblick der Schiffe eilten die Bewohner der Dörfer in Maſſe an's Ufer. Selbſt Frauen und Mädchen zeigten ſich ohne Scheu, und begleiteten die Schiffe mit Händeklatſchen und einem Geſange, der trotz ſeiner Eintönigkeit nicht ohne Wohllaut war. Der freundliche Charakter dieſer Wilden

kam der Expedition sehr zu Statten. Bei dem niederen Wasserstande des weißen Flusses, der an dieser Stelle ungemein breit und voll Inseln ist, geriethen die Barken auf den Grund, und wären wahrscheinlich nicht wieder flott geworden, hätten nicht Hunderte von Wilden an starken Schiffstauen der Barken gezogen, während die Schiffsmannschaft mit Stangen sie in die Höhe hob. Für diese Hilfleistung wurden die Schwarzen mit Glasperlen belohnt, die man ihnen vom Schiff aus zuwarf.

Der Neujahrstag 1850 begann mit Donner, Blitz und Regen — eine ziemlich ungewöhnliche Erscheinung unter diesen Breitegraden, wo die Regenzeit erst im Februar beginnt. Am folgenden Tage erblickten die Reisenden im Südosten den Berg Nierkanyi. Er liegt im Lande der Bary-Neger, besteht aus Granit und soll viel Eisen enthalten, welches die Eingebornen bearbeiten. Seit dem Berge Tetafan im Lande der Dinka unter dem 10° 35′ nördl. Breite war der Nierkanyi der erste Berg, der aus der unermeßlichen Savannenfläche emportauchte. Die Neger dieser Gegenden besitzen neben schönen Heerden auch blühende fruchtbare Felder von Sesam und Durra. Von Gartenpflanzen kennen sie nur die Kürbisse, die aber hier nicht größer sind als unsere Gurken.

Der Verkehr mit den Eingebornen wurde immer freundlicher. Die Bary-Neger, die fernste aller Völkerschaften Inner-Afrika's, welche jetzt von den türkischen Nilfahrern erreicht wurden, sind überaus schöne Männer von sammetschwarzer Farbe, stark gebaut, von straffen Sehnen, sehr tapfer im Krieg und überaus gutmüthig im geselligen Verkehr. Sie reden aber wieder eine ganz

eigenthümliche Sprache. In ihrem Gebiet befinden sich die gefürchteten Nil-Katarakten, die bisher noch von keinem weißen Mann, weder Christen noch Türken, überschritten wurden. Der französische Dr. Arnaud, welcher bisher am weitesten von allen europäischen Reisenden vorgedrungen war, mußte hier umkehren.

Am 14. Januar 1850 erreichte Dr. Knoblecher und seine Gefährten diese Katarakte unter dem 4° 49.' Ein Ueberschreiten der gefährlichen und schwierigen Stelle wäre bei einem ungewöhnlich niederen Wasserstand auch dieß Mal schwerlich gelungen, ohne den kühnen und unternehmenden Piloten am Bord des Schiffes, welches die Missionare trug. Sein Name — wohl werth, daß ihn die Geschichte der afrikanischen Entdeckungen für alle Zeiten aufbewahrt — ist Suleiman Abu-Zaid, ein Nubier.

Nachdem die schlimmste Stelle glücklich passirt war, hinderte eine Reihe von Sandbänken, welche quer durch den Strom zogen, die Weiterfahrt. Auch dieses Hemniß ward besiegt, nachdem man mit der Sonde am linken Ufer einen schmalen Kanal von hinreichender Breite und Tiefe gefunden. Von dieser Stelle aus ging es 4 Meilen weit ohne weitere Hindernisse vorwärts, bis wieder zahlreiche Felsenriffe aus dem Strombette hervortauchten, welche abermals glücklich umschifft wurden. Bei ziemlich langsamer Fahrt hatten die Reisenden Zeit genug, die ungemeine Schönheit dieser oberen Nillandschaft zu beschauen. Die Gegend ist reich an Bäumen, die aber keine eigentlichen Wälder bilden. Das Land ist stark bevölkert. Ueberall Negerdörfer mit Hütten von symmetrischer Form, über denen die grünen

Riesenkronen der Dolebpalmen wie bewegliche Thronhimmel schweben.

Die Schiffe landeten bei dem Dorfe Tokiman. Als die Schwarzen die Barken zu Gesicht bekamen, liefen sie in Menge an das Ufer, und zeigten beim Anblick der nach ihren Begriffen kolossalen Schiffe und der weißen Männer grenzenloses Erstaunen. Wohl hatten sie durch die Erzählungen ihrer nördlichen Stammgenossen von weißen Männern gehört, welche alljährlich in die unteren Gegenden kämen um Elephantenzähne einzutauschen, aber gesehen hatten sie diese weißen Männer nie. Alles Einzelne der fremdartigen Erscheinung erregte ihre äußerste Verwunderung, aber nichts überraschte sie mehr als die Töne einer Harmonika, welche Dr. Knoblecher spielte. Die ganze Bevölkerung bezeugte darüber eine kindische Freude, am stärksten aber schienen die Töne auf den Häuptling zu wirken, welcher mit ausdrucksvollen Gebehrden dem Vikar bedeutete, er wolle ihm gegen dieses zaubervolle Instrument die Herrschaft über die ganze Gegend abtreten. Diese Harmonika wurde später einem andern Bary-Häuptling geschenkt, welcher die Schiffe einige Tage begleitete und sich Mühe gab, die Handelszwecke der Türken und die fromme Absicht der Missionare zu unterstützen. Merkwürdig, daß nur diese Bary-Neger so empfänglich für Musik waren; alle nördlicher wohnenden Neger hatten stumpfe Gleichgültigkeit gegen die Töne gezeigt.

Am 16. Januar erreichte die Expedition nach kurzer Fahrt das Dorf Logwek am linken Stromufer. Seinen Namen hat dasselbe von einem kegelförmigen isolirten Berge, der etwa 1000 Schritte vom Flusse entfernt über der Ebene sich erhebt, und von seinem Gipfel herab

einen weiten Fernblick über das ganze Bary-Land gewährt. Die Lage ist unter dem 4° 10′ nördl. Breite. Vicar Knoblecher bestieg den Gipfel dieses wunderlich geformten Granitberges, und konnte von dort den Lauf des Nils noch eine sehr bedeutende Strecke weit mit dem Fernrohr verfolgen. Gegen Südwesten windet sich der Fluß zwischen den Bergen Rego und Kidi hindurch, welche gleichsam die Grenzsteine des Landes der Bary-Neger bilden. Unweit davon erhebt sich gegen Osten der Berg Kareg, der reiche Eisenminen enthält, die von den Eingeborenen bearbeitet werden. Hinter demselben ragen einzelne hohe Berge, welche die Wohnsitze der Yangwara bezeichnen, die mit den Bary häufig in Fehde sind. Ein anderer der eisenhaltigen Berge im Osten führt den Namen Bolagnan. Hinter diesen Berggruppen erblickt man die Gipfel des Logwaya-Gebirges, in deren Nähe die Bery-Neger wohnen, die wieder ganz verschieden von den Bary-Negern sind, und auch ganz andere Sprache reden. Das Land dieser Neger grenzt an die Wohnsitze der Gallas. Gegen Süden ragten im äußersten Hintergrunde des Horizonts die Gipfel einer langen Bergkette empor, deren Formen aber im blauen Nebel verschwanden. Den Namen dieses Höhenzuges kannten die Baryneger nicht.

Dorf und Berg Logwek sind die fernsten Punkte, welche die Expedition erreichte. Obwohl die Weiterreise keine bedeutenden Hindernisse bot — das Bett des weißen Flusses hat auch hier noch Fahrwasser genug — so wurde doch beschlossen, den Rückzug anzutreten, da die Jahreszeit bereits sehr weit vorgerückt war, die Regenzeit und mit ihr die Ueberschwemmungen nahe bevorstanden. Am 17. Jannar segelten die Barken

wieder stromabwärts. Die Missionare wollten in der Nähe von Logwek eine Niederlassung gründen, und zwei Negerhäuptlinge waren ihnen freundlich entgegengekommen, ihnen alle Unterstützung zu leisten. Aber die schändlichste Hinterlist und die niederträchtigsten Ränke der Türken vereitelten alle Versuche der christlichen Männer, sich das Zutrauen der Neger zu erwerben. Die schlauen Türken hatten den Dollmetsch (Dragoman) bestochen und zu ihrem Zweck gewonnen, daß er den Negern erzählen mußte, die Weißen seien böse Zauberer, welche das Land behexen und den Regen verhindern wollten, so daß die Neger weder Durra ernten noch Weideplätze behalten würden. Bei dem abergläubischen Hang der unwissenden Wilden war es ein Leichtes, ihre Phantasie zu schrecken und ihr Herz mit Mißtrauen gegen die drei weißen Männer zu erfüllen. Die Häuptlinge, die erst so freundlich und zutraulich gewesen waren, wurden nun plötzlich ernst und argwöhnisch. Dr. Knoblecher deckte zwar die List und den Betrug der Türken auf, aber es war ihm unmöglich, das alte Zutrauen wieder herzustellen. So mußte für dieses Jahr auf eine Niederlassung unter den Bary-Negern verzichtet werden; aber die Hoffnung ist nicht geschwunden, daß dem unermüdlichen Vicar das christliche Werk doch noch gelingen werde.

Löwenjagd bei den Azebo-Gallas.

Hr. L. T. Lefèbre, schon bekannt durch seine Reisen in Abyssinien, erzählt in der Revue de l'Orient von einer Löwenjagd, welcher er im Lande der Azebo-Gallas in der Nähe einer kleinen Stadt, Namens Edda Maheny beiwohnte. Er hatte sich dort einen Gastfreund oder Vater — denn ein Fremder muß dort von einem Einheimischen adoptirt werden, wenn er Schutz genießen soll — erworben, und ging in Begleitung mehrerer Europäer und einiger Abyssinier nach Edda Maheny, wo sein Gastfreund ihm bald einen geübten Löwenjäger beigab. Als sie zur Jagd auszogen, bildeten sie eine Truppe von 30 Reitern und etwa 100 Fußgängern, und bald stießen sie in der Nähe eines Teichs auf die Reste einer in der Nacht verzehrten Antilope, auf die frischen Spuren eines Löwen.

„Die Pferde wurden nach kurzem Marsch zum sichern Anzeichen, daß ein Löwe nicht fern sei, von einer heftigen Bewegung ergriffen; mit stets emporgereckten Ohren und aufgetriebenen Nüstern gingen sie unsichern Schrittes weiter, und wären ohne Gewöhnung an diese Jagd keinen Schritt vorwärts zu bringen gewesen. Unsere Fußgänger begannen geschlossen zu marschiren, drängten die Schilde zusammen und hielten den Speer zum Wurfe bereit. Jetzt schlugen die Hunde an, und näherten sich mit gesenktem Schweif und schutzflehender Miene. Alles schwieg. „Der Löwe kann nicht weit sein," sagte jetzt mein Führer, „und es ist zum Erstaunen, daß er

ſich bei dem Anſchlagen der Hunde noch nicht gezeigt hat. Ohne Zweifel iſt er recht vollgefreſſen und faul und wird nicht zuerſt angreifen.“ Einige Minuten gingen in der Erwartung hin, endlich ſahen wir langſam einen ungeheuren Löwen herankommen. Seine Augen waren halb geſchloſſen, als wäre er noch ſchlaftrunken. Als er auf Schußweite uns nahe gekommen war, hielt er einen Augenblick an, um uns zu betrachten, da er uns aber vermuthlich zu zahlreich fand, ſtieß er ein dumpfes Gebrüll aus, wandte ſich etwas ab und ſetzte ſeinen Weg mit derſelben ernſten Würde fort.

„Derjenige von uns, welcher den Angriff beginnen ſollte, rüſtete ſich bereits, ſein Pferd in Galopp zu ſetzen, hatte ſeinen ſchweren ſichelförmigen Säbel gezogen und deckte ſich mit ſeinem Schilde; ich kam ihm jedoch mit einem Flintenſchuß zuvor. Der Löwe zitterte und wankte, aber nur einen Augenblick; dann wandte er ſich, und ſtieß ein furchtbares Gebrüll aus, daß alle Pferde ſich bäumten. In der That weiß ich auch Nichts, das mehr Schrecken einzuflößen im Stande wäre, als dieſes entſetzliche Gebrüll. Die Thiere errathen mit einem wunderbaren Inſtinkt, wer ſie angreift. In dieſem Augenblicke war der Löwe nur noch 50 Schritte von uns; ich ſah den Glanz ſeines Auges auf mich gerichtet, und da ich nicht zweifelte, daß ich das auserleſene Opfer ſei, ſo legte ich mein jetzt unnützes Gewehr ab und ergriff die Lanze einer meiner Leute, um ihn auf gut abyſſiniſch zu empfangen. Jetzt aber kam mir der Gallareiter zuvor, ſprengte dem Löwen entgegen und war in ſeiner Nähe, ehe dieſer einen Sprung thun konnte. Zugleich bäumte ſich das Pferd, und der Löwe, der ſich auf ſeinen Hintertatzen aufrichtete, zerriß ihm mit den

Vordertatzen die Brust. Beide stürzten nieder, jedoch nicht schnell genug, daß nicht der Galla Zeit gehabt hätte, einen kräftigen Säbelhieb auf den Kopf des Löwen zu führen und dann sogleich abzuspringen. Der Löwe schlug seine Tatzen noch furchtbarer in den Leib des unglücklichen Pferdes ein, aber der Reiter hieb ihm mit einem zweiten Streich die Sehnen an einer Hinterpfote ab, was ihn zum Fall brachte. Er stieß einen furchtbaren Schmerzensschrei aus, aber ein geschickt in die Brust geworfener Speer schnitt ihm vollends den Lebensfaden ab. Das Pferd lag sterbend zu seiner Seite, der Galla aber hatte keine Wunde erhalten, und begann sogleich den Triumphtanz, ein sehr rasches Trippeln, begleitet von einem aus der Kehle vorgestoßenen Gesang, mit einer Mimik voll wilder Wuth."

Sechster Abschnitt.

Scenen aus der Kolonie Port Natal in Südafrika. *)

Peter Retief, ein angesehener Pflanzer der Kapkolonie, war mit einer Schaar anderer Bauern ausgewandert, und hatte sich um Port Natal, wo seit 1828 einzelne Weiße lebten, niedergelassen. Die Auswanderer wünschten, mit den Eingeborenen in Frieden zu

*) Ausland 1842, Nro. 97 ff.

bleiben, und beſchloſſen daher, an Dingaan, den König der Zula-Kaffern, der auf den Küſtenſtrich von Port Natal Anſpruch machte, eine Geſandtſchaft abzuſenden, um durch Kauf und Vertrag einen Grundbeſitz zu erlangen.

Das Volk der Zulas iſt im Allgemeinen nicht grauſam, obgleich ſehr kriegeriſch; allein unter dem Regiment ſeiner grauſamen Häuptlinge, namentlich des Dingaan, iſt es gegen Blutvergießen abgeſtumpft worden, und die Menſchen legen auf ein Menſchenleben um ſo weniger Werth, je mehr ihr eigenes Leben von dem Despoten aus reiner Laune geopfert wird. Wegen des kleinſten Vorwandes verurtheilte Dingaan oft Hunderte ſeiner eigenen Leute zum Tode. Was durch die Auswanderer über den Blutdurſt Dingaans bekannt geworden, iſt keineswegs übertrieben. Manches iſt ſo abſcheulich, daß es gar nicht erzählt werden kann, denn es empört alles menſchliche Gefühl. Doch einige Züge mögen hier ſtehen.

Dingaan beſaß eine unbegrenzte Anzahl von Weibern. Jährlich verſorgten ihn die Anführer ſeiner Regimenter mit den hübſcheſten der Mädchen, die ſie nur in ihrem Bezirk auftreiben konnten. Aus dieſer Menge traf der Häuptling eine Auswahl, und entließ dann eine Anzahl ſeiner älteren Weiber, die ihm zu häßlich geworden waren. Ungeachtet ſeines ſonſt grenzenloſen Mißtrauens geſtattete Dingaan den Weibern zu wohnen wo und wie ſie wollten; es fiel ihm nie ein, ſie der beſſern Aufſicht wegen in einer Art von Serail zu vereinigen, dagegen ſprach er aber über jede das Todesurtheil mit unerbittlicher Strenge aus, die im Geringſten ſeine Befehle übertrat. Aus Furcht vor dereinſtiger Entthronung hatte Dingaan nicht nur alle ermordet, die eine entfernte Anwartſchaft auf die Nachfolge haben konnten, ſondern auch verordnet, jedes ſeiner eigenen

Kinder sogleich nach der Geburt zu tödten. Eine der Weiber hatte Dingaans Mutter, die mit ihr in derselben Hütte wohnte, überredet, ihrem Säugling das Leben zu schenken und zur Verbergung desselben behülflich zu sein. Wahrscheinlich war der Vorgang dem Häuptling verrathen worden, der, plötzlich eintretend, seine alte Mutter mit dem Kinde beschäftigt überraschte, sie zum Geständniß brachte und auf der Stelle mit einem zugespitzten Stabe erstach, sich entfernte, das Kind und die Mutter desselben mit Keulen todtschlagen und die Körper den wilden Thieren zur Beute vorwerfen ließ. — Mit welcher schrecklichen Launenhaftigkeit er Menschen opfern konnte, bewies er bei zwei andern Gelegenheiten. Es fiel ihm ein drei lebendige Krokodile besitzen zu wollen, und dem Befehle, sie einzufangen, mußte sogleich Folge geleistet werden. Eine Menge Männer kamen bei dieser Jagd im Flusse um, und eine außerordentliche Zahl mußte sich schwer verwundet entfernen, ehe es gelang der Ungeheuer habhaft zu werden und sie vor Dingaan zu schleppen, der sie kaum eines Blickes würdigte, kaltblütig für sehr häßliche Thiere erklärte und auf der Stelle laufen zu lassen befahl. Der Wunsch Dingaans, einmal Elephanten in ihrer natürlichen Wildheit zu sehen, kostete vielen Zulas das Leben, denn um ihm zu genügen war es nöthig, jene furchtbaren Geschöpfe im Dickicht aufzusuchen und bis vor den geschützten Kraal zu treiben, in welchem der jeder Bewegung abgeneigte Häuptling seiner Ruhe pflegte.

Mit diesem entsetzlichen Menschen, der mit Grausamkeit noch Hinterlist verband, kein gegebenes Wort für bindend erachtete, und als erfahrner Anführer und unumschränktes Oberhaupt eines kriegsgewohnten Vol-

kes keineswegs als ein verächtlicher Feind angesehen werden konnte, hatten die Auswanderer zu unterhandeln. Abgeneigt gegen einen Krieg, der, wenn auch mit großen Siegen endend, jedenfalls vielen Weißen das Leben kosten mußte, und die feste Gründung einer Niederlassung auf einige Jahre verhindern konnte, suchten die Emigranten auf jedem Wege sich die Gunst Dingaans zu erwerben, und ließen sich sogar herab ihm als Bundesgenossen zu dienen. Unter Retiefs Anführung zogen sechzig Bauern in Begleitung von vierzig Hottentotten, alle wohlbewaffnet, gegen einen Häuptling aus, der sich gegen Dingaan erhoben hatte. Sie besiegten ihn, nahmen ihm 7000 Stück Rindvieh ab, und näherten sich mit dieser Beute dem Häuptling der Zula. Dingaan nahm dieses ansehnliche Geschenk mit Freude an und erklärte sich den Weißen geneigt, ja er ging endlich so weit, ihnen die Heerde zurückzugeben, und ein weit größeres Landstück zu bewilligen, als anfänglich verlangt worden war. Solche Bereitwilligkeit machte die Bauern völlig sicher, sie gingen in dem Kraal Dingaans unbewaffnet herum, und glaubten mehr als nöthig gethan zu haben, indem sie ihre Gewehre außerhalb des Dorfes zusammensetzten und die Hottentotten als Wachen zurückließen. Wood bemerkte an Dingaans ganzem Wesen, daß irgend ein schlimmer Plan ihn eben beschäftigen müsse, und warnte die Bauern, die jedoch dergleichen Besorgniß für ganz ungegründet hielten. Am dritten Morgen rief Dingaan zwei seiner besten Regimenter zusammen, ließ sie einen Kreis schließen und sendete nach Retief, angeblich um von ihm Abschied zu nehmen. Retief erschien und mit ihm die übrigen Bauern und sogar die Hottentotten, so daß die Gewehre ohne alle Wache blieben.

Mit vieler Freundlichkeit trug Dingaan den in den Kreis getretenen Unglücklichen auf, den in Natal gebliebenen Bauern seinen nahen Besuch zu verkünden, erneuerte das Versprechen der Landabtretung, und lud sie ein sich hinzusetzen, um mit ihm einen Abschiedsbecher zu leeren. Die Truppen erhielten Befehl durch einen großen Kriegstanz die Bauern zu unterhalten, aber noch hatte diese lebhafte Scene keine Viertelstunde gedauert, als auf den plötzlichen Ruf Dingaans: „ergreift sie," Hunderte auf die Verrathenen stürzten, denen nicht Zeit blieb sich aufzurichten. An jedem der Bauern hingen so viele Zulas als Raum finden konnten. Sie schleiften die Gefangenen an den Füßen aus der Nähe Dingaans, der, wie gewöhnlich im Armstuhl sitzend, nicht aufhörte zu brüllen: „Blala ma tagate," „erschlagt die Hexenmeister," und dann befahl, aus „dem König der Bauern" Herz und Leber zu reißen und diese auf den Weg der Auswanderer zur Warnung aller hinzulegen. Man schleppte die Unglücklichen auf den Hügel Kloma Amaboota, den immerdar blutigen Richtplatz des schrecklichen Dingaan, und tödtete sie durch Schläge auf den Kopf mit Knotenstöcken. Retief wurde festgehalten und gezwungen, Hundert seiner Begleiter ermorden zu sehen, und empfing von allen zuletzt den Todesstreich. Zwei Stunden später ließ Dingaan eiligst eine starke Streifpartie ausrücken, um das mehrere Meilen entfernte Lager zu überfallen, in welchem sich die aus Vorsicht zurückgelassenen Familien der Ermordeten befanden. Der Angriff war so unerwartet und wurde mit so viel Uebereinstimmung ausgeführt, daß die überraschte Bedeckung der Wagenburg viele Leute verlor, und die Ermordung einer großen Zahl von Weibern und Kindern nicht verhindern konnte. Indessen sammelte sie sich nach und

nach, und erschoß nicht allein eine sehr große Anzahl der Zulas, sondern zwang die übrigen zum eiligsten Rückzuge. Den Auswanderern kostete dieser Ueberfall 40 Männer, 56 Frauen, 185 Kinder und 250 Farbige beider Geschlechter, die sich dem Zuge als Viehtreiber und Diener angeschlossen hatten.

Diese grausenhaften Ereignisse vermochten jedoch die Auswanderer nicht abzuschrecken, vielmehr erregten sie glühenden Durst nach Rache. Von allen Seiten kamen Verstärkungen an, und Dingaan wäre schon damals verloren gewesen, hätten nicht allerlei Rangstreite zwischen den Führern der verschiedenen Gesellschaften eine vollständige Vereinigung der Streitmacht oder doch übereinstimmendes Handeln verhindert. Ein junger, tapferer und gebildeter Emigrant, Piet Uys, wurde endlich vom Volke zum Commandanten erwählt, und zog von Natal an der Spitze von 347 Bauern am 5. April 1838 aus, um Dingaan in seinem Lande aufzusuchen. Man traf nach wenigen Tagemärschen auf eine Macht von 6 bis 7000 Zulas, griff sie jedoch muthig an, und hätte nicht ein Unterkommandant, der früher sich mit Uys um den Oberbefehl gestritten, verrätherisch seinen Haufen in Unthätigkeit gehalten, statt zur rechten Zeit Succurs zu bringen, so würden die Zulas, welche 800 Mann auf dem Schlachtfelde ließen, vollkommen geschlagen worden sein. Zum allgemeinen Bedauern aller Emigranten verlor der wackere Uys in diesem Gefecht sein Leben, und mit ihm blieben noch neun andere, als sehr tapfere Männer bekannte Bauern. Dem kleinen Heer gelang es, ohne Schaden sich zurückzuziehen, denn die Feinde hatten zu sehr gelitten, um zur Verfolgung große Lust zu haben. Zu jener Zeit lagerte die Masse der Auswanderer am Tugala- und Buschmannflusse, in

Parteien von 50 bis 100 Wagen getheilt, und hatten stellenweise begonnen den Boden urbar zu machen. Im Ganzen zählte man in jenen Lagern, die so vertheilt waren, daß überall Verbindung herrschte und gegenseitige Hülfsleistung geschehen konnte, 640 waffenfähige Männer, gegen 3200 Weiber und Kinder, 1000 Wagen, 3000 Pferde, 40,000 Stück Rindvieh und 300,000 Schafe, mit Einem Wort, der Anfang einer tüchtigen Colonie schien gelegt, und um diese in kurzer Zeit in blühenden Zustand zu versetzen, war nichts weiter nöthig, als den unversöhnlichen Dingaan unschädlich zu machen. Man kannte indessen die Gefährlichkeit eines unvorbereiteten Kriegszuges gegen einen über viele Tausende verfügenden Feind, und beschloß daher, nur mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen. Eine beträchtliche Anzahl neuer Auswanderer schloß sich an, und täglich mehrte sich die Zahl von kriegsgeübten tüchtigen Männern, die alle sich das Wort gaben, den Mord des Retief und seiner Gefährten und das Hinschlachten so vieler hülfloſen Weiber und Kinder auf das blutigste zu rächen. Unter Vorbereitungen aller Art vergingen an sechs Monate, und selbst die Zulas unterbrachen diese scheinbare Ruhe selten, und dann nie durch größere Angriffe. Unter Anführung eines neuen Kommandanten, Pretorius, verließen 460 Mann am 2. December 1838 das Lager, zwar eine kleine, aber eine wohlbewaffnete und entschlossene Schaar, die zum erstenmal zwei Kanonen mit sich führte. Am 16. Dezember traf sie auf die Zulas, die in so erstaunlichen Mengen im Halbkreise über die Berge herbeizogen, daß es gerathen schien, eine Art von befestigtem Lager aus Wagen und abgehauenen Bäumen gegen sie zu errichten und nur vertheidigungsweise zu verfahren. Der Commandant Pretorius

gesteht in einem in den Capzeitungen abgedruckten Briefe, daß der Anblick dieser, zwar in Ordnung, aber unter dem lautesten Gebrüll herbeiziehenden Tausende blutdürstiger Wilden selbst auf die am meisten kriegsgewohnten seiner Leute erschütternd und grauenerregend gewirkt habe. Es war ein Sonntag Morgen, und während der Feind seinen ungeheuren Kreis immer dichter mit neuen Schlachthaufen füllte, sangen die Bauern ein geistliches Lied. Der erste Angriff der Zulas erfolgte endlich und wurde mit Mühe abgeschlagen, allein die Feinde kehrten stets nach wenigen Augenblicken zum neuen Sturme wieder. Nur das Feuer der Artillerie und der niemals fehlenden Scharfschützen brachte endlich Verwirrung unter die gedrängten Haufen, die manchen Reiterangriff ausgehalten hatten. Pretorius benutzte den Augenblick, machte einen Ausfall und sprengte die Zulas auseinander. Furchtbar war das Blutbad, denn in dieser nur zwei Stunden dauernden Schlacht und während der kurzen, aber mitleidslosen Verfolgung der Fliehenden fielen, laut sorgfältiger Zählung der Leichen, 3200 Zulas. Wie groß die Zahl der Verwundeten gewesen, ist nie bekannt worden; die Bauern hatten hingegen keinen Todten, sondern nur drei leicht Verwundete, zu welchen der Kommandant gehörte. Nach wenig Tagen erreichte das siegreiche kleine Heer Unkunkinglove, die Residenz, oder vielmehr die Mördergrube Dingaans. Das Dorf von mehr als tausend Hütten war auf Befehl des entflohenen Wütherichs angezündet worden, der seine Vorräthe an Waffen, Silber und was ihm eine frühere Plünderung von Port Natal und die Ermordung der Emigranten eingetragen, vergraben und verborgen hatte. Das Meiste wurde entdeckt, und brachte in öffentlicher Versteigerung 6000 Riksdollars; über 5000 Stück er-

beutetes Vieh vertheilte man an die durch die Ueberfälle ruinirten Bauern, und endlich schloß eine religiöse Feier die Bestattung der gebleichten Gebeine Retiefs und seiner Begleiter, auf würdige Weise ein Unternehmen, welches, mit Heldenmuth durchgeführt, die junge Colonie vom Untergange rettete. Einige unbedeutende Gefechte der nächsten Wochen brachten die Zulas zu der Ueberzeugung, daß sie die Bauern schwerlich je vertreiben würden, und unter Vermittlung eines Kapitän Jarvis, welcher eine inzwischen in Port Natal angekommene englische Garnison kommandirte, schloß am 26. März 1839 Dingaan mit seinen Gegnern Frieden. Er versprach, die Ansiedler ferner nicht zu stören, trat ihnen alles vom Tugala nach Westen gelegene Land ab, und machte sich verbindlich, nicht nur alle den Bauern früher abgenommenen Heerden zurückzugeben, sondern auch eine Kriegskontribution zu erlegen, welche in Elephantenzähnen bestehen sollte.

Erfahrung hatte gelehrt, wie wenig jenem Ungeheuer und dem von ihm beherrschten Volke zu trauen sei, und daher errichteten die Colonisten eine Art von bewaffneter Polizei an dem Gränzflusse, um zeitig von verdächtigen Bewegungen ihres Erbfeindes Nachricht zu erhalten. Bald zeigte es sich, wie nothwendig solche Vorsicht sei, und wie sehr man stets dem Grundsatze anhängen müsse, daß Wilde nur durch Eigennutz geleitet werden, Frieden nur dann halten, wenn Krieg keinen Vortheil verspricht, und durch Furcht allein zu zügeln sind. Dingaan bereitete sich im Geheimen vor, über die aufblühende Niederlassung mit solcher Macht und Schnelligkeit herzufallen, daß es den Bauern unmöglich werden sollte, mehreren gleichzeitig an verschiedenen Orten erfolgenden Angriffen zu widerstehen. Um ganz

ſicher zu gehen und für den Fall einer Niederlage einen ſichern Zufluchtsort zu beſitzen, fiel er über Sapoeſſa, den Häuptling einer benachbarten großen Kaffernhorde, in der Abſicht her, entweder den ganzen Volksſtamm ſich zu unterwerfen und ſomit ſeine eigene Macht zu vergrößern, oder doch ihn aus ſeinem ſehr bergigen und unzugänglichen Heimathslande zu vertreiben, um ſich deſſelben als Stützpunkt aller künftigen Feldzüge gegen die Coloniſten bedienen zu können. Sapoeſſa widerſtand jedoch, und mehrere Tauſende fielen in dieſem Kriege, allein Dingaan würde endlich doch geſiegt haben, wenn nicht unter den Zulas ſelbſt große Spaltungen eingetreten wären. Panda, ein jüngerer Bruder Dingaans, entwich aus Furcht vor drohender Ermordung zu den Coloniſten, die, weit entfernt ihn auf Treue und Glauben als Flüchtling aufzunehmen, eine Verrätherei befürchteten und die genaueſte Unterſuchung anſtellten. Indeſſen zeigte ſich in dieſem Fall die Beſorgniß ungegründet; da nach und nach die Hälfte der Zulas für Panda ſich erklärte, und, des immer zunehmenden Wüthens Dingaans müde, über den Gränzfluß auswanderte, ſo bildete ſich bald eine anſehnliche Macht, die von den Coloniſten offen unterſtützt wurde, als ihr alter Feind ſich weigerte, die Friedensbedingungen zu erfüllen und drohend ſich vernehmen ließ. Es kam in en letzten Monaten 1839 wiederum zum Kriege, der jedoch von Panda allein geführt wurde. Selten trafendie Zulas mit den Coloniſten zuſammen, deren Ueberlegenheit ſie endlich anerkannten, und da gradweiſe das ganze Volk von Dingaan abfiel, ſo irrte dieſer endlich nur von einigen Hunderten von Kriegern begleitet herum, führte noch eine Zeitlang einen mit den furchtbarſten Grauſamkeiten verbundenen Raubkrieg und wurde zuletzt er-

mordet. Die Coloniſten erkannten Panda als legitimen Nachfolger Dingaans, ſchloſſen mit ihm neue und vortheilhafte Verträge, und machten ihn in manchen Hinſichten faſt ganz abhängig von den Beſtimmungen und Befehlen des Volksrathes, der oberſten Behörde, die ſie in ihrer kleinen Republik beſtellt hatten. Späterhin erkannte man, wie nothwendig eine ſolche Ueberwachung auch hinſichtlich Panda's ſei, denn wenn auch nicht ein Ungethüm wie Dingaan, entwickelte er, zur Macht gelangt, nicht minder große Neigung andere Volksſtämme zu überfallen und die Widerſtand Leiſtenden auszurotten. An dem Volke der Joobs ſtillte er eine alte Rache, und würde vielleicht die Mehrzahl getödtet haben ohne Zwiſchentreten der mächtig gewordenen Coloniſten, vor deren Gerichtshof Panda erſcheinen und zur Wiedererſetzung alles Geraubten ſich anheiſchig machen mußte. Allerdings war die Macht der Coloniſten ſo raſch geſtiegen, daß kein einheimiſcher Häuptling Neigung haben konnte mit ihnen anzubinden. Gegen Ende des Jahres 1840 zählte man in dieſer neuen Colonie bereits 5000 wehrhafte Männer.

Noch ſind freilich nicht alle Gefahren überwunden; doch die Koloniſten haben ſich ſtets tapfer gehalten. Ihre große Ueberlegenheit über die Kaffern und Zulas und ihre wunderbaren Siege gegen mehr als hundertfach zahlreichere Feindeshaufen mußten jedem unbegreiflich dünken, der nur weiß, daß die Ureinwohner von Südafrika ſehr furchtlos und kriegsgewohnt, und ihren Anführern blindlings ergeben ſind, der aber von der Fechtart der Anſiedler keinen Begriff hat. Die Zulas ſind nur mit kurzen Lanzen bewehrt, durch Mannszucht und körperliche Stärke daher furchtbare Feinde, ſobald es ihnen

gelingt den Gegner in Handgemenge zu verwickeln; allein die Sitte, nur zu Fuße zu kämpfen und sich der Wurfspieße nicht zu bedienen, bringt sie berittenen Schützen gegenüber in großen Nachtheil. Die Colonisten von Natal sind der Mehrzahl nach Bauern von holländischer Abkunft, große und oft unglaublich starke Menschen, und von Jugend auf mit dem Feuergewehr vertraut durch gefährliche Jagden, wo es nicht allein erfordert wird ein Thier zu treffen, sondern auf der Stelle zu tödten oder doch unschädlich zu machen. Sie verfehlen nie das Ziel, sind vortreffliche Reiter und im Besitz eines Schlages von sehr kräftigen Pferden. Den dicht gedrängten Massen der Zulas stellten sie sich in Schußweite gegenüber, unterhielten mit ihren ungewöhnlich große Kugeln schießenden Gewehren ein sehr tödtliches Feuer, und veränderten stets ihre Stellung, sobald jene nahe an sie heranrückten. Selbst das mit vieler Kunst ausgeführte und beliebte Manöuvre des Umzingelns half den Zulas wenig, denn die eingeschlossenen Bauern richteten ihr Feuer mit furchtbarer Wirkung auf einen einzigen Punkt, und brachen dann, den Säbel in der Faust, im Galopp durch die dünn gewordenen Reihen. Auch im Handgemenge blieben die für ihre Familien fechtenden Bauern immer siegreich, wenn die Uebermacht nicht zu groß war, und die Geschichte des Krieges gegen Dingaan ist reich an Anekdoten und Schilderungen der Kämpfe, welche einzelne mit ganzen Haufen der robusten und völlig furchtlosen Schwarzen bestehen mußten.

Inhalts-Uebersicht.

Afrika 1

Erster Abschnitt.

Ausflüge in die Umgegend von Konstantine 8

Zweiter Abschnitt.

Die Fanti's 33
Das alte Kind 38
Der Schibutterbaum 41
Vom Lande und Volke der Ashanti's.
Das Land 44
Die Hauptstadt Kumassi 55
Die Frauen 59
Die Adeligen 61
Von der Religion der Ashanti's 64
Tanz, Musik und Poesie 68

Dritter Abschnitt.

Skizzen aus Aegypten.
Der erste Morgen in Kairo 76
Ein Abenteuer in Kairo 78
Der verstohlene Moscheebesuch 80
Die Fahrt über die Nilfälle 84
Eine Wanderung zu den Pyramiden von Gizeh . . 88
Die Oasen Aegyptens 95
Lebensbilder aus Kordofan.
Lage und Klima 98
Sitten und Gebräuche 105

Produkte 118
Charakter der Einwohner 130
Sklavenjagden in Kordofan 139

Vierter Abſchnitt.

Reiſeſchilderungen aus Hedſcha's und Abyſſinien . . . 152

Fünfter Abſchnitt.

Aus Dr. Knoblechers Entdeckungsreiſen im inneren Afrika 1849 und 1850 192
Löwenjagd bei den Azabo-Gallas 207

Sechster Abſchnitt.

Szenen aus der Kolonie Port Natal in Südafrika . 209

M315941